



G. 6

Wg

D. 755.









Neue

**Reise = Be =
schreibung**

nach

Ost = Indien/

**Darinnen die Insul Bourbon
oder Madagascar, Suratte, die Kü-
ste von Malabar, Calicut, ingleichen
Hanor und Goa ꝛc. ausführlich
dargestellet werden.**

Beschrieben

von

Monfr. DELLON,

der Arzney Doctorn, Autorens
der Inqvifition von Goa.

DRESDEN/

By Johann Jacob Wincklern/

1700.

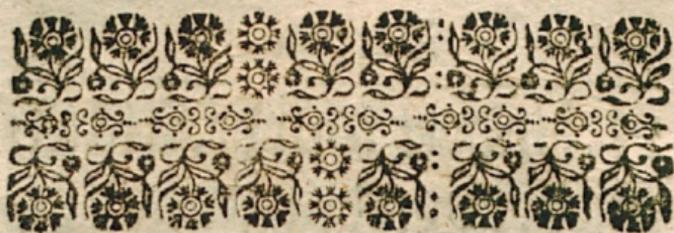
k.

1.



148





Vorrede.

In plötzlicher Zufall
nöthigte mich / über
Hals und Kopff / zu einer
Zeit / da ich es mich am
wenigsten verfabhe / aus
Indien zu begeben / wo-
durch ich denn / noch meh-
rere / so wohl nükliche als
annehmliche Anmerckun-
gen zu Papier zu bringen /

A 2

ver-

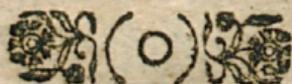
verhindert wurde. Als ich
wieder von dar zurücke ge-
langet/trug ich gegenwär-
tige Relation, bloß die
Curiosität einiger mei-
ner guten Freunde zu ver-
gnügen/zusammen/und
liesse mich erst nach langer
Zeit darzu bereden/ solche
in Druck heraus zu geben.

Darinne werden nun
die jenigen/ so sich solches
zu lesen die Mühe neh-
men/ vielleicht das/ so sie
ver-

verhoffet / nicht antreffen;
Ich kan aber versichern /
daß nichts in solcher zu be-
finden / so nicht die pure /
lautere Wahrheit sey / im-
massen ich nichts / so sich
nur auf hören sagen grün-
det / sondern dasjenige / so
ich Zeit meiner Zehen-jäh-
rigen Reise mit meinen
Augen gesehen / hinein ge-
setzet. Der Kürze habe
ich mich nach Möglich-
keit beflissen / und deswe-
gen

Vorrede.

gen die auf den Reisen zu
Handen stossende Bege-
benheiten / als durch wel-
che ein Buch zwar gröf-
ser / aber auch verdrüsslich
zu lesen wird / hinweg
gelassen.



Regia



Register

Derer in dieser Reise = Beschrei-
bung befindlichen Capitel/ und wo-
von ein jedes handelt.

Erster Theil.

Das 1. Capitel.

Se Abreise aus Frankreich.

p. I

Das 2. Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grü-
nen Vorgebürge.

6

Das 3. Capitel.

Von der Insul Bourbon oder Ma-
scareigne.

14

Das 4. Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch
einigen andern Thieren.

21

Das 5. Capitel.

Von der Insul Madagascar.

27

Des

Register.

Das 6. Capitel	
Von der Handlung.	31
Das 7. Capitel.	
Von denen Einwohnern zu Ma- dagascar.	33
Das 8. Capitel.	
Von der Religion.	41
Das 9. Capitel.	
Von denen Gastereyen.	46
Das 10. Capitel:	
Von denen Heuschrecken/ Croco- dilen und Chamæleons.	49
Das 11. Capitel.	
Von der Reise nach Galamboule.	55
Das 12. Capitel.	
Von dem Meerbusen Antongil.	61
Das 13. Capitel.	
Die Abreise von Madagascar nach Indien.	67
Das 14. Capitel.	
Von Suratte.	74
Das 15. Capitel.	
Fortsetzung des vorigen.	81
Das	

Register.

Das 16. Capitel. Von den unterschiedlichen Religio- nen.	87
Das 17. Capitel. Wie sich die Indianischen Weiber mit den Leichen ihrer verstorbe- nen Männer lebendig verbren- nen.	97
Das 18. Capitel. Von den Tempeln und Kirchen der Indianer.	108
Das 19. und 20. Capitel. Die Abreise von Suratte nach Ma- labar.	117. 122
Das 21. Capitel. Von Malabar.	128
Das 22. Capitel. Von der Jacca und der Manga.	137
Das 23. Capitel. Vom Pfeffer / Cardamomen / Ca- nel oder Zimmet-Rinde / und dem Kraut Bethel.	140
	Das

Registcr.

Das 24. 25. 26. 27. Capitel. Von allerhand Thieren	150. seq.
Das 28. Capitel. Von dem Malabarischen Volck und ihren Gebräuchen.	190
Das 29. Capitel. Von denen Nahern.	196
Das 30. 31. 32. Capitel. Von ihren Gewohnheiten und Ge- bräuchen.	201
Das 33. Capitel. Von ihren Kleidungen.	219
Das 34. Capitel. Von dem Reichthum ihrer Pago- den.	223
Das 35. Capitel. Von denen Götzen.	228
Das 36. Capitel. Von ihren Waffen.	231
Das 37. Capitel. Von denen Mahometanern.	235
Das 38. Capitel. Die Einführung der Colonie zu Tilcery.	240
	Das

Register.

Das 39. Capitel.	
Die Abreise von Baliepatan.	245
Das 40. Capitel.	
Des Herrn Flacour Reise nach dem Samorin.	252
Das 41. Capitel.	
Neue Unruhe zu Tilcery.	256
Das 42. Capitel.	
Unterschiedlicher Schiffe Ankunfft.	260
Das 43. Capitel.	
Die Abreise von Tilcery.	263
Anderer Theil.	
Das 1. Capitel.	
Die Reise nach Tanor.	272
Das 2. Capitel.	
Von Calicut.	277
Das 3. Capitel.	
Von Tanor.	284
Das 4. Capitel.	
Die Abreise von Tanor.	287
Das 5. Capitel.	
Die Reise nach Baliepatan.	291
Das	

Register.

Das 6. Capitel.	
Des Herrn de Flacour Wiederkunfft.	295
Das 7. Capitel.	
Der Auffbruch von Tilcery.	299
Das 8. Capitel.	
Die Abreise von Mangalor.	308
Das 9. Capitel.	
Die Ankunfft zu Goa.	311
Das 10. Capitel.	
Von Goa.	316
Das 11. Capitel.	
Von denen Einwohnern zu Goa.	324
Das 12. Capitel.	
Von unsern Auffenthalt zu Goa.	332
Das 13. Capitel.	
Von der Abreise aus Goa.	334
Das 14. Capitel.	
Die Ankunfft des Schiffes Saint E- sprit, oder des heiligen Geistes.	339
Das 15. Capitel.	
Des Herrn Blot Absterben.	343
Das 16. Capitel.	
Von Gameron und Ornius.	350
Das 17. Capitel.	
Der Auffbruch von Gameron.	356
Das	

Register

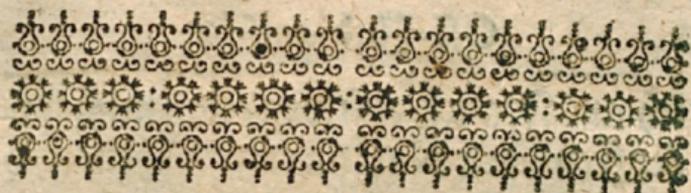
Das 18. Capitel.	
Die Abreise von Suratte.	363
Das 19. Capitel.	
Von des Autoris Auffenhalt zu Daman.	368
Das 20. Capitel.	
Von Trapor.	372
Das 21. Capitel.	
Von des Aut. Rückkunfft nach Daman.	378
Das 22. Capitel.	
Die Abreise von Daman.	381
Das 23. Capitel.	
Die Abreise aus Goa.	386
Das 24. Capitel.	
Des Autoris Ankunfft in Brasilien.	393
Das 25. 26. Capitel.	
Mehrere Nachricht von Brasilien und deren Einwohnern.	396
Das 27. Capitel.	
Vonder Stadt und dem Hafen.	406
Das 28. Capitel.	
Vonden Landes Sitten.	410

Das

Register

Das 29. Capitel.	
Die Abreise aus Brasilien.	414
Das 30. Capitel.	
Fortsetzung unserer Reise / und die Ankunft zu Lissabon.	428
Das 31. Capitel.	
Von dem Hafen zu Lissabon.	424
Das 32. Capitel.	
Von Lissabon.	429
Das letzte Capitel.	
Von des Aut. Abreise aus Lissabon, und Rückkehr in Frankreich.	432
Ein Tractat, von denen in Orientali- schen Ländern und unter Weges sich ereignenden Branckheiten/ und denen darzu dienlichen Artz- ney-Mitteln.	435. bis 487





Erzählung
Einer Reise in Ost-Indien.

Das Erste Theil.

Das erste Capitel.

Die Abreise aus Franckreich.

Die Neugierigkeit ist allen Menschen angebohren / jedoch ist die Jugend viel begieriger / sich hierinnen ein Vergnügen zu schaffen / als die jenigen / denen durch die Jahre die erste Hitze vergangen.

Ich habe von Kindes Beinen an Lust zum Reisen gehabt / daher ich denn / nachdem ich mein Studiren zu Ende gebracht / von Paris wegreisete / ohne daß ich ein gewisses Absehen gehabt hätte wohin / sondern es war mir gnug / daß

A

ich

Ost-Indianische

Ich aus Frankreich weg / und mich un-
ter frembden Nationen umsehen / und
deren Weise und Lebens-Urth erkundie-
gen und begreifen wolte. Kam also
im Jahr 1667. nach Port Louis, und
weil die Königliche Compagnie gleich
damahls ihre Schiffe ausrüstete / begab
sich mich in ihre Dienste auff das Schiff /
so den Nahmen Force führete / von
obngefahr 400. Tonnen / und von dem
Herrn Marchand commandiret
wurde.

Dieser lieff den 20. Martii 1668. in
Gesellschaft des Schiffes Aigle d'or
oder der güldne Adler genant / unter
Lösung der Canonen / so wohl auff un-
serm Schiffe / als der Bestung / aus dem
Hafen / der Wind aber legte sich stracks
Anfangs / also / daß wir unter der Insel
Groy, so zwey Meilen vom festen Lan-
de ist / Ancker werffen musten / daselbst
wir denn bis auff den Morgen liegen
blie-

blieben / biß ein Wind von Nord-West
in die Seegel kam/vermittelst dessen wir
auff die hohe See geriethen. So bald
empfunden die jenigen / die noch nicht
auff diesem Element gewesen / die ge-
wöhnlichen Ungelegenheiten/ wie denn
ich/ sowohl als die andern / mein Theil
davon fühlen muste / iedoch endlich mit
der Zeit diese Beschwerligkeit gewohne-
te. Biß auf den 28. bekamen wir nichts
anders/ als den Himmel und das Meer
zu Gesichte / außer daß unsere Schild-
wacht vier Seegel/ die nicht weit hinter
uns waren/uns entdeckete. Weil nun
damals zwischen Franckreich und Spa-
nien Krieg war/besorgten wir/es wären
Feinde / und unser Capitain ließ alles
zum Schlagen fertig machen; da in-
zwischen der güldne Adler / so viel besser
als das unsere besegelt war / den Wind
in die Seegel bekam / und die jenigen/
die wir gesehen/einholete / von dem er-

fuhren wir / daß es Französische Schiffe waren / welche nach Terre neuve giengen / und darauff nahmen wir unsern Strich weiter. Des andern Tages setzte uns ein Sturm / so 18. Stunden währete / hefftig zu / und kaum waren wir dieser Gefahr entgangen / als eine viel grössere uns den Untergang dräute: Denn unser Schiff wurde leck / und trug viel Wasser hinein / daß auch zween Pompen / solches auszuschöpfen / nicht gnugsam seyn wolten. Unsere Leute waren schon von der Arbeit ermüdet / und mit den Officirern auff dem schwarzen Adler / welchen man dieses zu erkennen gegeben / schon eins / daß man wieder nach Franckreich umkehren mußte. Allein / als man genauer nachgesuchet / war man glücklicher / als das erste mahl / und fand den Riß / wodurch das Wasser eingetrungen / welchen man denn sofort verstopffete / und sehr froh war /

war / daß man dergestalt der Gefahr entgangen. Mit anbrechendem Tage wurde man ein grosses Schiff gewahr / der Adler nahete sich ihm auff einen Canon-Schuß / und that einen Schuß nach solchem / umb es zum Streichen zu zwingen. Als es aber schwer daran wolte / steckte man die weisse Flagge auff / da es denn bald seine Gebühr beobachtete. Dieses war ein Schiff von der zu Dieppe auffgerichteten Compagnie, welches nach Senegal seegelte / umb Elephanten-Zähne / Strauß-Federn und Gold-Sand dahin zubringen. Der Capitain, Namens le Moyne, folgte uns etliche Tage / blieb aber am Munde des Flusses Niger liegen / und wir seegelten inzwischen immer fort / nach Capo Verde, daselbst wir auch den letzten Tag Aprilis anlangeren.

Das andere Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grünen Vorgebürge.

Dieses ist ein Ort in Africa, unter dem vierzehenden Grad der Æquinoctial-Linie / Nord-werts / gelegen. Es ist daselbst eine Baye oder Meer-Busen / da die Schiffe von allen Winden können getroffen werden / und man wird auch hier nicht leicht sehen / daß jemand unter Wall / oder in Sicherheit zu kommen trachten werde. So ist auch die Anlandung vor die Chaloupen sehr gefährlich / und alle diejenigen / so denen hier entstehenden grausamen Stürmen sich widersetzen wollen / sind zu Schaden kommen. Die Holländer bewohnten damahls nahe bey dem festen Lande eine kleine Insel / welche Zeither so viel Herren gehabt / als viel Nationes sich dann und wann an sie

sie



I. c

de

2
1
e
s
t
b
r
i
e
s
s
i
n
g
l
o
h
a
n
n
s
i
s
t
e



ILES du CAP-VERD

I. de St. Antonio

I. de St. Vincente



I. de St. Lucia

Mer

OCEAN

I. St. Nicolaus

I. Do Sal



Atlantique
I. de St. Iago

de Bona Vista

de Mayo



P. de St. Iago

P. de Praya



P. de Carisof

P. de Rey

I. de Brava

Bera Corea



OCCIDENTAL





Bon

D

quin
gen.

Wec

Win

man

Das

ehel

So

louy

nigel

ame

len/s

land

dem

welc

viel

viel

sie gemacht; Und auch diese besitzen sie
anigo nur darumb noch / weil Zeithes
niemand sie ihnen streitig gemachet.
Sie ist rauh und ungeschlacht / und wer
sich da auffhalten will / muß seinen Un-
terhalt vom festen Lande suchen. Die
Völcker auff diesem grünen Vorgebür-
ge sind viel wilder und grausamer / als
die andern Africaner. Das Manns-
und Weibs-Volck ist eines so heßlich /
als das andere. Die ich gesehen / tru-
gen ihre Kinder auff dem Rücken / und
reicheten ihnen die Brüste über die Ach-
sel zum Trincken. Sie jagen gerne /
und sind so wenig keusch / als schön / auch
schämen sie sich gar nicht / denen fremden
vor allen Leute unkeusche Dinge zuzu-
muthen. Ob schon die Africaner ei-
nige Erkenntnuß der Mahometani-
schen Religion haben / so bedienen sie sich
doch vieler abergläubischen Ceremo-
nien, welche in dem Alcoran gar nicht

gelehret werden. Sie begegnen denen/
 so das Glücke in ihr Land führet/noch
 ziemlich wohl/ aber der Diebstahl ist so
 gemeine unter ihnen/dasß man sich wohl
 vor ihnen vorzusehen hat. Das Jagen
 bringet ihnen Lebens-Mittel gnug zu
 wege / und an statt des gemeinen Bro-
 des brauchen sie Hiersche/weil des Reises
 und andern Korns viel weniger bey ih-
 nen gebauet wird. Ich will mich hier
 nicht auffhalten / ihre Lebens- Arth zu
 beschreiben / weil solches vor mir schon
 ihrer viel gethan. Und habe ich/wenn
 ich es aufrichtig bekennen soll / davon
 eben so genaue Nachricht nicht / weil ich
 mich bey ihnen nicht länger auffgehal-
 ten/ als die Zeit erfordert/ einige Erfri-
 schungen einzunehmen. Wir lichteten
 die Ancker den 12. Maji, und weil der
 Wind gut war/ hatten wir keine andere
 Ungelegenheit/ als manchemahl ein we-
 nig Wind-Stille / bey welcher unsere
 Ar-

Arbeit war/eine Art Fische/ Requiem,
von den Portugiesen aber Tuberon
genannt/iedoch zu keinem Ende/als daß
wir was todt zu schlagen hatten/ zu fan-
gen. Denn es ist ein Fisch/der hart und
unverdaulich ist / und ist manchemahl so
groß/daß er einen Menschen verschlu-
cken kan/und pflegt man ihrer nicht/als
zur höchsten Noth/ zu geniessen. Das
Weiblein trägt Junge/ und hat keinen
Ragen/ ich habe auch in ihren Leibe
manchemahl ihrer biß zwölffe / andert-
halb Schuh lang/ gefunden/ und diese
sind viel besser/ als die alten. Man fan-
get auch zwischen denen beyden Tro-
picas eine Art Fische/ so die Portugie-
sen Bonites nennen/ welches gewiß ei-
ne von den delicatesten Speisen ist/ so
man auff dieser See habhaft werden
kan. Man siehet auch da fliegende Fi-
sche/von Gestalt und Gröffe als ein He-
ring/und die Flügel gleichen denen von

A 5

einer

einer Fledermauß; derer sie sich aber nicht länger / als weil sie naß seynd / bedienen können / deßwegen sie sich denn gar offte wieder ins Wasser begeben müssen. Und ist sehr zu verwundern / daß ihrer so eine grosse Menge ist / in Ansehung / daß sie so viel Feinde haben / welche sie ohne Aufhören verfolgen. Das Gevögel trachtet ihnen in der Luft nach / und die Boniten schonen ihrer auch im Wasser / wenn sie darinnen ihre Zuflucht suchen / aus einer natürlichen Feindschaft / nicht / also / daß sie in steter Furcht des Todes sind. Wir kamen über die Aequinoctial - Linie den letzten Maji, und über den Tropicum Capricorni den 24. Junii. Und bis hieher war unsere Reise noch gar lustig. Aber die auf dem Schiff / der güldne Adler / litten Noth an Wasser / mit welchen wir das unsere theilen mußten; und die folgende Nacht nahm es einen falschen Strich /

Strich / und kam von uns ab. Zwey
Tage hernach wieder fuhr unsern
Schiffe wieder der Zufall / daß es leck
wurde / und trange das Wasser so häufig
ein / daß wir uns des Sinctens un-
fehlbar zu versehen hatten / und lange
Zeit augenscheinlicher Lebens-Gefahr
besorgen mußten. Der Riß wurde wie-
der gefunden / und nicht so bald ver-
stopfft / so kamen die jenigen / denen die
Zodes-Gefahr und grosse Arbeit allen
Muth und Krafft benommen / wegen
der wieder erlangten Lebens-Hoffnung
wieder zu sich selbst. Bey der Vorbey-
seegelung dieses berühmten und denen
Reisenden so entsetzlichen Vorgebürges
(nemlich des Capo de bon Esperan-
ce) wurde uns der Wind sehr zuwider.
Endlich kamen wir es den letzten Julii
glücklich vorbey / und den 7. Augusti
entdecketen wir die Insel Dauphine,
so sonst den Nahmen S. Laurentii

oder von ihren ersten Einwohnern/
 Madagascar genennet wird. Selbige
 lieget unterm 26. Grad Südlich/ und
 zwar kamen wir an der West-Seite an/
 welches unsere Steuer-Leute sehr be-
 frembdete / welche Ostlich zu seyn ver-
 meynten. Da gab es nun viel Mühe/
 das Südliche Vorgebürge dieser Insel
 vorbeu zu schiffen/ weil der Wind so gar
 entgegen war. Hier setzten die Krank-
 heiten unser Schiff-Volck in grossen
 Kummer/ denn man sahe/ wie der Schar-
 bock in kurzer Zeit zwey Drittheil von
 unsern Leuten anstel. Diese grausame
 Plage nennen die Französische
 See-Leute das mal de terre, oder das
 Land-Ubel/ weil man sonst nirgends/
 als zu Lande/ einige Besserung dabey zu
 hoffen hat. Es blieben sehr wenige
 von denen unsern davon befreyet/ und
 solch Unglück wurde noch mehr durch
 den hefftigen Wind/ wider welchen wir
 mit

mit erbärmlicher Mühe arbeiten mußten/ vermehret/ also/ daß/ wenn die Göttliche Vorsorge uns nicht wunderbar mit ihrer Hülffe erschienen wäre/ wir alle unumbgänglich hätten verderben müssen.

Bei so unterschiedl. Anfällen verlohren wir auff unsern Schiff doch nicht mehr als 3. Personen. Und als der Wind uns nun wieder günstiger wurde/ bekamen wir den 1. Septembris die Insel Bourbon, so vormahls Mascareigne geheissen/ ins Gesichte/ es war aber uns unmöglich/ solcher eher/ als den vierdten Tag/ zu nähern.

Wir warffen unsere Ancker bey einer bewohnten Gegend/ welche die Unfrigen S. Paul heissen/ und an der West-Seite dieser Insel lieget / da wir uns sehr angelegen seyn ließen/ die Krancken ans Land zu bringen. Dabey verlohren wir wieder zwey Personen/ einer ersoff/ und der andere vrb am Ufer. Das

Das dritte Capitel.
 Von der Insel Bourbon oder Mascareigne.

B schon ihrer viel die Vortrefflichkeit dieser Insel gar genau beschrieben/ so will ich doch nicht unterlassen/ dasjenige so ich selbst in Augenschein genommen/ zu melden/ damit ich mein Vorhaben nicht selbst unterbreche. Selbige lieget unter dem 21. Grad der Linie/ Sudwärts/ und von der Insel Dauphine ungesehr 150. Meilen/ ihr Umkreis ist 22. Meilen/ und der Figur nach rund. Die Franzosen bewohnen sie nun fast vierzig Jahr / und man hat keine Nachricht/ daß vor sie jemand selbige im Besiz gehabt. Ob sie nun gleich unter der Zona torrida lieget/ davon die Alten in denen Gedancken gestanden/ daß sie nicht bewohnet werden könnte; So ist die Luft darinne doch gar lieblich/ und
 die

die Hitze / welche die nahe Sonne den Tag über verursachet / wird durch den Thau/der alle Nacht fället/sehr gemäßiget. Es pfllegt darinne nicht/ als zu Ende des Februarii, oder um die ersten Tage des Martii, zu regnen.

Während der solcher Zeit stürmen auff diesen Küsten die Orcana dergestalt/ daß vor sie kein Schiff/ weil daselbst kein Hafen / darinnen sie sicher liegen könnten / solcher Insul zu nahe kommen kan. Von der Zeit/ da sie die Franzosen in Besitz hatten/ biß zu unserer Ankunfft / war niemahls iemand franck darauff gewesen; Und alle Schiff-fahrenden/ sie mögen mit einer Unpäßlichkeit behafftet seyn / mit welcher sie wollen/ werden/ wenn sie dohin kommen/ Besserung empfinden/ dergleichen denn achzig Personen von uns/ mit gutem Glück/ an sich erfuhren.

Auff dieser Insul giebt es unterschiede
de.

dene kleine Bäche/welche so Fisch-reich/
 daß/ wenn man/ wie solches sonst gar
 leicht geschehen könnte/durchwaten will/
 sich eines Stabs gebrauchen muß/ da-
 mit man wegen der Menge und schnel-
 ler Gewalt dieser Fische/ desto gewisser
 fassen könne. Man kan solche mit den
 Händen/ohne Netzen und Angeln/fan-
 gen.

Unsere Franzosen haben der Nord-
 Seite dieser Insel / das brennende
 Land (pays brule) gegeben/ weil man
 die Nacht über daselbst viel Feuer auf-
 springen siehet / davon man doch des
 Tages drauff mehr nicht/als eine grosse
 Trockenheit gewahr wird/ davon auch
 diese Gegend sehr unfruchtbar ist; Je-
 doch ist sie gegen Nord-Osten überaus
 fruchtbar / daher es auch den Nahmen
 der guten Landschaft hat. Die Fran-
 zosen haben nichts gespahret / sie wohl
 anzubauen / und wachsen die Bäume
 und

und andere Früchte/ das Getreide/ und alle Kräuter auch wohl darinnen. Man findet daselbst vortreffliche Wasser-Melonen/ welche von den Indianern Batequvas, von denen Portugiesen aber Balancias genennet werden / sie sind viel grösser und dicker/ als in Europa/ die äusserste Schale ist auch grüner/ und das Fleisch davon viel zärter / man kan mit nichts besser den Durst löschen/ sie schmecken sehr delicat, und kan man ihrer so viel/ als man nur will/ genießsen/ ohne daß sie einem was schaden solten.

Die Bananes oder Indianische Feigen sind daselbst nicht viel seltsamer/ noch ungeschmackter; Der Baum/ darauff sie wachsen/ ist viel anders/ als bey uns gestalt; der höchste ist acht bis zehen Schuh hoch/ er hat keine Aeste/ sondern nur oben am Stamm trägt er etliche Blätter/ welche von selbigem ohne andere Aeste hervor kommen/ daselbst treibt

treibt es einen Schößling / welcher ungefehr drey Schuh hoch wird / daran die Bananes hangen / wie die Wein-Trauben. Die Blätter sind sieben Schuh lang / und anderthalben breit. Die Frucht ist an Schmack / Farbe und Größe sehr unterschiedlich. Die kleinsten von diesen Feigen sind ungefehr drey Zoll lang / und zwey dicke / die dicksten aber einen Schuh lang. Wenn sie reiffen / werden sie gelbe / wiewohl ihver auch ein Theil ganz grüne werden. Die Haut darüber ist dicke / und stehet vom Fleische ab / welches sehr weiß aussiehet / und einen überaus guten Geschmack hat. Die Bäume hangen das ganze Jahr durch voller Früchte.

Die Ananas sind besser / aber auch seltsamer / als die Bananas; Diese sind fast so groß / als unsere Melonen. Die Gestalt ist oval , und die Farbe gelb / und siehet dessen Schale denen
Lann-

Zann-Bapffen gleich. Diese Frucht hat oben auff der Blüte einen kleinen zusammen gewundenen Strauß/ wie eine Krone/ und daher/ wie auch seiner Fürtrefflichkeit wegen / wird sie der König unter den Früchten genennet. Diese Frucht ist sehr hisig / iedoch kan man solche mit Wein und Zucker temperiren; Und wer derer viel essen wolte/würde sich ungesund essen. Es trägt keinen Saamen/die Fortpflanzung aber geschieht durch die Ausläuffer/ so unten am Stamme ausschlagen / welcher Stamm nicht höher/als eine Artischocken-Stengel/trägt niemahls mehr als eine Frucht/und zwar auch nur ein vor allemahl. Eben so verhält sich auch mit den Bannanien ihrer Fortpflanzung. Es giebet allda noch unzählich viel andere Arten von Früchten/derer Beschreibung sehr verdrüsslich fallen/ iedoch auch nicht nöthig seyn wird/sich dabey aufzuhalten. Die

Die erste Colonie, welche die Fran-
 zosen zu Bourbon angerichtet/ ist in
 der Gegend/ so man S. Paul nennet.
 Selbige liegt an der West- Seite der
 Insel/ bey einem grossen See/ dessen
 Wasser gar gut zu trincken / und auch
 gar Fischreich ist. Dieser ist nur 100.
 Schritte von der See/ und so oft als die
 Orkanen zu stürmen anfangen / wel-
 ches im Martio geschieht / so offte über-
 schweimen die Wellen das zwischen ge-
 dachter See und dem Meere liegen-
 de schmale Stückgen Land/ und vermi-
 schen das süsse mit Salz- Wasser;
 weiln aber diese Sturm- Winde nicht
 lange anhalten/ so verleuret auch diese
 See gar bald den salzichten Geschmack
 des Meer- Wassers. Es will nie-
 mand wissen / wer die Schweine und
 Ziegen auff diese Insel Mascareigne
 gebracht / aber diese Thiere haben sich
 dergestalt gemehret / daß man überall
 grosse

grosse Heerden davon antrifft. Man hält sich Hunde/ daß man ihrer/ absonderlich die Schweine/ welche am allerwildesten sind/ desto eher habhaft werden könne. Weil es nicht länger als 25. Jahr sind/ daß man Ochsen und Rühhe aus der Insul Dauphine nach Bourbon gebracht/ so sind dieselben daselbst so gar häufig nicht/ und gleichfalls gar wilde.

Das vierdte Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch einigen andern Thieren.

Die Land-Schild-Kröten sind so gemeine/ daß auch die jenigen/ so geschwinde gehen wollen/ nicht selten in ihrem Gang aufgehalten werden / indem sie ihnen gar offte und in grosser Menge in Weg kommen. Ihr Fleisch ist sehr gut / und schmecket fast wie Kalb-Fleisch. Von ihren Lebern
ma-

machet man ein Dehl / so man zur Noth
 zum Salate brauchen kan. Die Meer-
 Schild-Kröten sind was rarer / selbige
 begeben sich nicht zu Lande / als des
 Nachts / und zwar an der West-Seite
 gegen S. Paul. Ihre Eyer legen sie in
 Sand / und verscharren sie sehr sorgfäl-
 tig vor denen Schweinen / als welche sie
 zu fressen pflegen. So man sie fangen
 will / muß man die Zeit in acht nehmen /
 wenn sie aus dem Wasser gehen / und
 wenn sie nur ein wenig von der See ins
 Land hinein / so stecket man ihnen einen
 Stecken untern Leib / und wirfft sie auff
 den Rücken ; Die auff dem Lande aber
 haben einen rundten Schild / und kön-
 nen sich viel leichter auffbelffen. Unter
 beyderleyen sind ihrer etliche von über-
 natürlicher Größe / aber der Geschmack
 von ihren Fleisch ist unterschiedlich / und
 hat das von den Meer-Schild-Kröten
 die Tugend / daß es vor die / so mit dem
 Scor-

Scorbut behafftet / ein sond' rha' wes
Mittel im Labfal ist. Man hat bey man-
cher auff die 800. Eyer/von der Grösse
eines Gänse-Eyes/gefunden/darunter
etliche gleich austrieben wollen/ etliche
aber noch lauter gewesen. Sie sind
sehr trucken/ und kommen an der Stütze
denen Hünner-Eyern noch lange nicht
bey. Unterdessen sind die Schild-Krö-
ten bey dem Schiff-Volcke ein grosser
Vorthail / weil man sie ganzer zwey
Monat lebendig behalten kan / wenn
man sie nur alle Tage mit Salz-Was-
ser besprenget. Man findet auff der
Insul Bourbon Tauben / Turtel-
Tauben / Rebhüner und unzehliche an-
dere Vögel / vor allen aber viel Pape-
geyen / welche man gar leicht mit der
Hand fangen kan/oder/wenn es viel ist/
einen Stecken dazu vonnöthen hat.

Das einzige/ worzu man ein Feuer-
Rohr haben muß/ ist ein gewisser Was-
ser-

ser-Vogel/so Flamand genesiet wird/in der Grösse als ein Calekutischer Hahn/ dessen Hals und Schenckel vier bis fünf Schuh lang / und weil sie übel zu fangen / auch viel rarer als die andern sind. Ob gleich die Sperlinge zu Mascareigne nicht viel grösser sind/als in andern Ländern/ so ist doch ihre Menge sehr beschwerlich. Sie thun der Saat grossen Schaden / und in denen Häusern sind ihrer so viel/ als in den Unsrigen Mücken / und fallen nicht selten in die Schüsseln und Töpfe / und verbrennen die Flügel an dem Feuer/so man ausser dem Hause anzündet / indem die Sonne an sich selbst/ auch in denen kühlsten Wohnungen/ es ängstlich genug machet. Man siehet auch zu Bourbon Fleder-Mäuse / die so groß / als ein Hun; Die Franzosen aber pflegen sie nicht zu essen / wie wohl die Indianer thun. Es giebt aber daselbst
 fei-

keine Schlangen noch Scorpion / noch
andere kriechendes Gewürme / oder
schädliches Ungeziefer / weil sie die gute
gesunde Luft nicht vertragen können /
wie die Franzosen an denen Ratten er-
fahren. Nachdem wir nun uns da-
selbst achtzehn Tage wohl erfrischt /
unser Volck ganz wieder gesund wor-
den / auch unsere Schiffe neue Provisi-
on eingenommen / reiseten wir von Mas-
careigne den 22. Septembris wieder
weg / und erlangeten den 29. dito ohne
einzigem Anstoß die Insel Dauphine.
Auff der Höhe von 24. Graden und ei-
lichen Minuten / liessen wir die Ancker
an der Spitze von Itapere fallen / aus
Beyforgen / wir möchten die Vestung
Dauphine vorbeyschiffen / dahin man
ohne grosse Arbeit / wenn man keinen
Wind hat / wegen des gegen Süden zie-
henden Strohm / und der auff dieser
Küste regierenden Nord-Ost-Winde /
B nicht

nicht so bald wieder kommen kan. Des Tages drauff lieffen wir glücklich in Meer-Busen Dauphine ein / wo wir das Schiff / den güldnen Adler / antraffen / welches schon vor vierzehn Tagen daselbst ankommen / aber mehr ausgestanden und verlohren hatte / als wir / auch noch damahls / als das Schiffvolck schon zu Lande gebracht worden / weil die Luft zu Madagascar nicht so gut / als zu Bourbon. Man rüstete dieses Schiff wieder aus / welches mit dem Schiff/Maria genant / nach Indien segeln / und den Herrn deFaie, Directorem von der Compagnie, welcher nachmahls zu Surate starb / dahin bringen solte. Man war über unsre Zukunfft um so viel froher / weil man uns vor verlohren geschäget / und darum wurden wir mit desto grösserer Freude bewillkommet.

Den 2. Octobris segelte das Schiff /
S. Jean

S. Jean genannt/welches nach Aufrieh-
 tung der Compagnie das erste gewe-
 sen/so in Indien kommen/und den
 Herrn Caron, einen von den General-
 Directorn dahin gebracht/wieder nach
 Franckreich. Dieses Schiff wurde da-
 mahls von M. de Lopi, einem Vetter
 des Herrn de Mondevergne, der da-
 mahls' des Königs General-Lieute-
 nant in der Insul Madagascar war/
 commandiret. Man war auch zu
 der selben Zeit auff die Ausrüstung un-
 sers Schiffes bedacht/und die Sache so
 eifrig getrieben / daß es bald in dem
 Stande sich befande/ mit denen andern
 fortzugehen/ also/ daß sich alle dreye mit
 einander unter Seegel begaben/ wir a-
 ber blieben in dessen in diesem Lande.

Das fünffte Capitel.

Von der Insul Madagascar.

Madagascar, die Insul Dauphi-
 ne, oder S. Laurentii, ist einer-
 ley

ley. Ihre natürlichen Einwohner haben ihr den ersten Nahmen beygelegt; der andere rühret von denen Franzosen her/und der Dritte ward ihr von denen Portugiesen gegeben / welche diese Insul an den/dem heiligen Laurentio gewidmeten Tage / entdecket. Selbige lieget ihrer Länge nach ohngefähr zwischen dem 2. und 27. Grad der Mittagslänge. Es ist die grösseste Insul/so auff der Welt seyn kan/ zum wenigsten unter denen/so bekand sind. Sie hat 750. Meilen in Umkreise/ und ist so temperiret/als wohl ein Land in dieser Gegend seyn kan. Die Einwohner leben insgemein von Reiß. Es giebet da viel Bananes, Ananes, Cocos, Vomerangen / Limonien / und andere Früchte. Es sind darinnen viel kleine und grosse Flüsse und Seen/so bey ausbleibenden Regen sehr zustatten kommen: Der gröste Handel bestehet in

Kin

Kindern / und solche Thiere sind von einer ungewöhnlichen größe / am Halse haben sie einen Buckel / der lauter Fett ist / und an diesem Ort ist das delicateste Fleisch / und ist bis 30. Pfund schwer.

Die Luft ist nicht die beste / ob sie gleich sehr temperiret / die auff dem Fort Dauphin aber ist reiner / als die in denen andern Gegenden. Die Kranckheiten / die daselbst im Schwange gehen / werden alle durch die Handelschafft mit denen Schwarzen zugezogen / zu welchen man über den Flüssen und Bergen / ohne daß man Schiffe oder Fahren darzu an der Hand hätte / herzu holen muß / und kan also nicht fehlen / daß man nicht dadurch gefährliche Kranckheiten an Hals bekommen solte. Die Krancken werden alle nach der Vestung Dauphin gebracht / aber die Fieber sind so schliß in dieser Himmels-Gegend / daß / ohngeachtet alle Tage ihrer unter-

schiedliche sterben/ das Hospital doch allezeit voll ist. Die Inwohner zu Madagascar bedienen sich zweyerley Arten von Schiffen auff der See und den Flüssen; Die einen nennen sie canoes oder canots/ die andern aber pirogues. Diese sind von etlichen Brettern zusammen gefügt/ oder vielmehr genehet/ nehmlich eine wie die andere/ mit einem Strick von Baum-Rinde/ oder Bast-Stricke / ohne Nagel/ ohne Hanff zum Verstopffen/ und ohne Verpichung. Sie machen sie theils so groß/ daß sie 100. Personen tragen/ und wenn man nicht sehr stille darinnen sitzt/ fallen sie leicht um/ und diese braucht man insgemein zum Fischen. Die Canots bestehen aus einem Stücke Holz/ so mit einem kleinen Messer/ dessen sich die Schwarzen zu allen ihren Dingen gebrauchen/ ausgehölet. Und diese Art Schiffgen legt sich eben so leicht um/ als die

die

die Pirogues, inzwischen setzen sie doch damit über die breitesten Flüsse/und begeben sich mit auf die See: Ich habe dergleichen/so groß gnug waren/100. Kerl und 60. Säcke mit Reiß/ deren ieder 20. Pfund wog/ zu tragen/ gesehen.

Das Sechste Capitel.

Von der Handlung.

Der Fremden Handlung mit denen zu Madagascar, bestehet in Lunder Leinwand/Carniol/silbernen/ küpffernen oder zinnernen Armb-Ringen und Hals-Bändern/das Eisen halten sie überaus hoch / weil es bey ihnen in ihrer Insul nicht zubekommen/ wie auch den Brandewein/ den sie Chicaf, oder nach unserer Sprache Feuer-Wein nennen. Gegen dieses alles geben sie Wein/Kinder/ Früchte/ Honig/ dessen sie überflüssig haben. Manchmal bekommt man auch Gold von ihnen/und stehet in Hoffnung/davon noch

ein Bergwerck anzutreffen / welches
 auch Gelegenheit und Ursach gegeben/
 die Compagnie auffzurichten; Doch hat
 man Zeither umbsonst nachgesuchet.
 Denn die Grossen im Lande/ so sie Ro-
 handrians nennen / sind gegen unsere
 Franzosen sehr übel gesinnet / haben
 manchemahl gar hinterlistiger und be-
 trüglicher Weise sich freundlich gestel-
 let/ und Freundschaft mit sie gemacht/
 unter dem Schein / ihnen die Gold-Ä-
 dern zu weisen / in unwegsame Dertter
 geführet / da sie solche denn ums Leben
 gebracht. Weil nun dergleichen sich
 nicht selten begeben / hat solch Beyspiel
 auch denen begierigsten darnach die Lust
 verderbet / daß man also diese Stunde
 nicht weiß / ob gewiß in Madagascar
 Gold anzutreffen; wiewohl/ allem An-
 sehen nach/ dasjenige/ so diese Africaner
 haben/ von dem Handel/ so sie mit denen
 Einwohnern auff dem festen Lande ha-
 ben/

ben/herkommt. Nahe bey der Festung Dauphine findet man Topasier und Amethysten, worauff die Frangosen sonst grosse Stücken hielten / mit der Zeit aber hat man / daß sie nicht viel werth seyn/wahrgenommen.

Das 7. Capitel.

Von denen Einwohnern zu Madagascar.

Die Einwohner dieser Insul sind fast alle schwarz / untreu / wilde / und überaus grausam. Tragen ihr Haupt-Haar lang/ darunter viel rothe/ die andern meistens weißlicht Haar haben/ und diese letztern sind auch im Gesichte besser als die andern gestaltet.

Als die Frangosen in Madagascar das erste mahl ankamen / fanden sie daselbst viel Einwohner / welche so weiß als die Europäer waren/ wiewohl man niemahls erfahren können / wo sie hergekommen.

Diese hatten sich ein solches Ansehen erworben/ daß die andern schwarzen sie als ihre Könige verehrten. Ihren Gesetzen wurde genau nachgelebet/ und die andern waren wie ihre leibeigene Knechte.

Der Franzosen Ankunfft/ und der Anblick ihrer Waffen/ machten denen Schwarzen einen Muth/ das Joch solcher ihrer Herren/ denen sie sich selber untergeben/ abzuwerffen. Sie machten sich die Liebe dieser ihrer neuer Ankömmlinge zu Nut. Als nun die Macht dieser ihrer Tyrannen mit der Zeit abnahme/ geschah es/ daß sie/ aus Furcht/ dasjenige zu verlieren/ so sie bisher so ruhig in Besiz gehabt/ alle List und Schelmerey wider die Unseren hervor suchten. Endlich kam es zum öffentlichen Kriege/ die Franzosen rotteten sie aus/ und blieb nichts von diesem herrschsüchtigen Geschlechte/ als etliche Weib-

bes. Personen/ übrig/ derer man aus
Barmherzigkeit geschonet. Die Insul
Dauphine ist eben so Volk-reich/ als
Francckreich; Zwar siehet man darin-
nen nicht viel Städte/ aber viel Dörf-
fer/ so / daß immer eines an das andere
stößet. Ihre Häuser sind von Holze/
und die Thüren so niedrig/ daß auch ein
Kind von zwölf Jahren / ohne sich zu
bücken/ nicht hinein kommen kan. Sie
haben weder Fenster noch Rauch-fänge
darinne / und die Dächer sind mit Laub
oder eine Arth von Stroh bedeckt/ wel-
ches zwölf Jahr in Regen dauert/ ohne
daß man viel daran zu bessern nöthig ha-
be. Aber vom Feuer leyden sie manch-
mal grosse Noth. Sie haben kein ander
Haus-Geräthe / als ihre Körbe/ darin-
ne sie ihre Tücher auffheben. Diese
Häuser kan man fortbringen / wohin
man will/ wenn sie nicht wohl und gele-
gen stehen/ und darunter sind auch etli-

che/ so niemahls eine gewisse Stelle haben.

Beiderley Geschlechter gehen mit unbedeckten Haupten / und lassen ihre Haar lang wachsen. Das Manns-Volck trägt über ihren Leib ein Stücke Baumwollen oder seidenen Zeug / so nur eine halbe Elle breit / und andert-halb Elle lang / solches ist durch die Beine durchgezogen / und wird hernach um den Gürtel herum gesteckt. Das Weibes-Volck hat kurze Camisole / so ihnen nur über die Brust reicht / die Ärmel aber bis auff die Hände hervor gehen / und eine Binde von Leinwand oder andern Zeug / so lang und breit gnug / daß sie ihnen umb den Leib herum gehen / und vom Gürtel bis auff die Knöchel reichen kan. Die nicht so gar reich sind / kleiden sich in einen Zeug von Bast / so ihnen noch nicht bis auff die Knie gehet / damit sie desto geschickter darinne zur

Ar^o

Arbeit seyn mögen. Sowohl das Man-
nes- als Weibes-Volck befleißigen sich
sehr auff Hals- und Arm-Bänder/ ge-
hen barfuß/ und schmieren ihren Leib
mit einem stinckenden Fett/ welches bey
ihrer natürlichen Ungestalt sie noch heß-
licher und schändlicher machet. Sie ha-
ben keine andern Betten / als Decken
von Bingen auff Bretter gelegt/ und
einen Stein oder Stücke Holz an statt
des Haupt-Küssens.

Die Rohandrian, oder grossen
Herren/ lassen sich von ihren Knechten
auff den Achseln/ auff einem Tragses-
sel/ so sie Tacon nennen/ tragen/ und
die vornehmen Weiber bedienen sich
eben dieses Fortkommens/ wie denn
auch die Franzosen/ so nur ein wenig in
Ansehen/ nicht anders zu reisen pflegen.

Diese Nation ist kriegerisch/ und de-
nen Rohadrians treu genug. Dieser
kleinen Könige ihr Reichthum bestehet

in Kindvieh und Slaven. Sie haben einen immerwährenden Streit mit ihren Nachbarn/ mit denen sie grausame Kriege führen/ und dabey weder der Weiber noch Kinder schonen. Wenn sie nun befraget werden/ warumb sie in solcher ihrer Grausamkeit so weit gien- gen/ daß sie auch die Kinder unbarm- herziger Weise von Brüsten rissen/ und sie wider die Felsen zerschmetterten/ ge- ben sie zur Antwort/ daß/ wenn sie diese schoneten/ es eben so wäre/ als wenn sie ihre unverföhnliche Feinde erhielten/ der ihnen diese Rache/ wie sie iho so grau- sam ausübten/ wieder auff sie wenden könnte. Mit einem Wort/ sie sind sehr rachgierig/ und vergessen die ihnen an- gethane Beleidigungen niemahls. Ih- re Waffen nennen sie Zagaye, wel- ches eine Urth von einem Wurff-Pfeil/ dessen Schafft sehr schmeidig/ und ge- gen den Handgriff schmahl zugehet/ das
Ei

Eisen daran ist gemeiniglich vergiffet/
und können überaus gewiß mit werffen.
Sie brauchen auch halbe Piqven/
welche etliche / nebenst einem Schild von
sehr festen Holze/ tragen/ gehen alle zu
Fuß/ und hat man niemahls/ ehe Mon-
sieur de Mondevergne sie aus In-
dien dahin bringen lassen / Pferde da-
selbst gesehen. Während der Zeit/ als wir
uns in der Festung Dauphine auf-
hielten / hatten wir mit einem von den
mächtigsten Herren dieser Insul/ Nah-
mens Rasaf, einen Krieg: Dieser
brachte vierzehntausend Mann in die
Waffen/ und man führete nicht mehr/
als einhundert und vierzig Franzosen/
und dreytausend Schwarzen/ welche
sich zu uns geschlagen/wider ihn. Mon-
sieur de Chamargon, so sie com-
mandirte / liesse sich ein Pferd nach-
führen / dem diese einfältige Leute eben
so viel Ehre / als seinem Herrn/ erwie-
sen/

sen. Die Franzosen trafen den Rasaf vor seiner Armee in einer Ebene an/ da er sich sehr vortheilbafftig in Schlacht-Ordnung gestellet / und sich tapffer genug auf-führete ; aber das Feuer von unsern Mousqveten jagten denen Seinigen eine solche Furcht ein / daß sie sich bald trenneten/und ihren General nicht möglich fiel / sie wieder zum Stande und in Ordnung zu bringen. Endlich da der Rasaf weder wancken noch weichen wolte/verlohr er Schlacht und Leben zugleich / und die Unfern bekamen auff die 30000. Stück Rindvieh / und eine grosse Anzahl Sclaven zur Beute / so sie nach dem Fort Dauphin brachten ; Etliche starben unter Wegens / die andern aber wurden unter die Sieger vertheilet.

Dieser Glücks-Streich brachte die andern Könige in Madagascar in solche Furcht/ daß sie sich an dem Beyspiel
des

des Kafafs spiegelten / Hauffen-weise bey unserer Nation Freundschaft sucheten / ja etliche selber kamen / in die Hände des Herrn de Mondevergne ein ewiges Bündniß beschworen / und die weitesten / umb eben dieser Ursache wegen / ihre Gesandten an ihn schickten; Nichts desto weniger hielten die wenigsten ihr Versprechen / und waren so schelmisch / daß sie die Waffen / so sie bey Abschwerung des Friedens zum Geschenck empfangen / wider uns kehreten. Man brachte sie bald zu Paaren / und ihre Rebellionen machten nur Unruhe / hatten aber nicht viel zu bedeuten.

Das 8. Capitel.

Von der Religion.

Die Einwohner zu Madagascar lassen so wenig Religion an sich spüren / daß man wohl sagen könne / sie hätten gar keine. Man siehet bey ihnen
we-

weder Kirchen noch Priester. Die Ro-
handrians sind alleine / die noch eine
und andere Ceremonie in acht nehmen/
und zwar auch nur bey gar sonderlicher
Gelegenheit. Welches denn nur ge-
schicht / wenn sie ein Kind schlachten
müssen; und weil alle ihre Unterthanen
Leibeigene sind / so kan niemand / als die
Prinzen / diese Thiere mit ihren Hän-
den auffopfern.

Die Gewohnheit / das Angesichte und
die Arme zu zerfetzen und zu zerschnei-
den / ist gang gemein; weil es aber tum-
me Leute sind / welche nicht wissen / wa-
rumb sie dieses oder jenes thun / so habe
ich es nicht erfahren können / ob es der
Gesundheit / oder eines Gottes-Dienstes
halber / oder zur Zierrath geschiehet / daß
sie sich also übel zurichten. Die Klügsten
unter ihnen sind der Meynung / daß ein
unendlich und überschwencklich gutes
Wesen sey / so alles regiere; Indessen
sind

sind sie doch so alber und verstockt/das sie vorgeben / es sey nicht nöthig/das man es anbethe/ sondern behalten diese Ehre und Anrufung vor den bösen Feind/der sie plaget; Sie glauben keine Unsterblichkeit der Seelen / noch ein ander Leben/ und gebrauchen sich also aller Wollust dieses Lebens. Auch die/so die Missionarii getauffet / gerathen gar leicht auff der andern ihre Kuchlosigkeit wieder/ indem ihnen das Christenthum viel zu strenge deuchtet; Wie es denn die Erfahrung mehr als zu sehr bestätigt / das von denen mehr als 3000. welche/ ehe wir daselbst angelanget / bekehret ware/ kaum der zwanzigste in die Messe kam. Es ist zwar wahr/ das gar viel von den Fransosen also lebeten/ das sich diese neue Christen wenig an ihnen erbauen kunten / also/ das man auch genöthiget war/ sie von dem Gebrauch der Sacramente und der Kirchen auszuschliessen.

Aber

Aber dieses Verfahren / welches ein heilsam Mittel zur Besserung seyn sollte / hatte bald eine Trennung verurthsachet; Diese Ruchlosen hiengen sich an einen Priester / der ihnen gar eben war / sie in ihren Irrthum zu stärcken: Baueten sich also eine Capelle / da sie ihren öffentlichen Gottes-Dienst übeten / es mochten es die rechtmäßigen Directores verbieten wie sie wolten; aber der General Procurator ließ diese Capelle endlich verbrennen. Bey etlichen Völckern ist in Madagascar / so viel die Ehe betrifft / keine Ordnung. Sie heyrathen einander / ohne daß sie etwas versprechen solten; lauffen auch alsobald / wenn es ihnen gefället / wieder von einander; Doch hat es in denen Gegenden von Galamboule und Antongil ganz eine andere Beschaffenheit. Daselbst nimmet man die Weiber besser in acht / und läffet sie nicht so gemein seyn /

seyn / und wenn eine oder die andere auf einer Untreu solte erfappet werden / so stehet die Todes- Straffe darauff. In etlichen wildern Orten aber gehet noch eine viel abscheulichere Vermischung im Schwange; indem man auf die nahe Verwandniß und das Geblüte keine Acht hat.

Ob die Weiber in Madagascar so viel als die Europäischn bey der Geburth ausstehen / kan ich zwar nicht wissen / aber kaum sind sie entlediget / so baden sie sich in einem Fluß / lassen ihre Kinder auff den blossen Dingen Matten liegen / und haben keine andere Sorge vor sie / als daß sie solche an die Brust legen und säugen.

Etliche Tage begeben sie feyerlich mit Tansen / nach dem Klang ihrer Instrumente und daß sie mehr als sonst essen. Ihre Gesänge sind so ordentlich nicht gesetzt / oder gestimmet / wie bey andern

den Nationen; Sie sagen ohne Ordnung her/was ihnen ins Maul kömmt/ eine Stimme fängt allein an / und die andern machen gleichsam ein Chor/ und richten sich in ihren Stellungen / Schritten und Tritten/nach dem Klang ihres Gesangs / welches mit Beystimung einiger kleinen Trummeln ein wunderlich Gethöne / so aber so übel eben nicht klinget/ verursachet.

Das 9. Capitel.

Von denen Gastereyen.

In denen Einwohnern in der Insel Dauphine ist der Reiß/in Wasser und Salt gekocht / die gemeinste Speise / und dienet ihnen an statt des Brodes. Nicht etwa / als ob das Land kein Korn trüge/ sondern weil sie so faul seyn / und das Land nicht bauen wollen/ müssen sie dieses Vortheils erbeehren. Ob es gleich alle durchgehends grosse Fres-

Fresser sind / so können sie doch gar lange Hunger leiden. Wenn es ihnen aber so gut kommt / daß sie sich wieder erholen mögen / so werden sechs Männer ganz leicht einen Ochsen bezwingen.

Bei ihren Gastereien halten sie folgende Ordnung / daß sie ein gewisses Theil gekochten Reis mitten unter die Gesellschaft / welche auff der Erden sitzt / schütten ; Alsdenn wartet man so lange / bis ein oder auch mehr Kinder / nachdem der Personen viel seynd / auff ihrer Haut / welche an statt der Schüsselfen dienen / herzu gebracht werden ; Davon schneidet ein ieder vor sich grosse Stücke ab / und wenn sie solche ein wenig auff kleinen hölzern Gabeln an das Feuer gehalten / so verschlucken sie es / es mag gar seyn oder nicht / und verzehren solches / bis auf die Haut / nachdem sie es nur ein wenig gerostet / daß das Haar abgehe ; wie auch das Ingeweide und Där-

Därmer / ohne daß sie solche reine machen. Es giebt auff der Insul Dauphine viel Trauben / iedoch wird kein Wein daraus gemacht / und die Schwarzen essen sie auch nicht / und haben sie vor der Franzosen Anfunfft vor Gift gehalten. Sie haben einen Tranck / so von Honig gemacht / den sie Tentel, den Wein aber Chiententel, oder nach unserer Sprache / Honig-Wein oder Meth heissen; Die Unfrigen trincken keinen andern / und befinden sich wohl darbey.

In jedem Dorff ist eine Lauber-Hütte / so überall offen / aber oben bedeckt ist. In diese setzet man ein Gefässe von zwey bis drey Fassen / nach dem der Ort Volckreich / so von solchen Meth angefüllet / dahin läffet nun an ihren Fest-Tagen der Rohadrian geschlachtete Kinder und Keiß tragen / und verfüget sich mit seinen Unterthauen dahin /
und

und bewirthe sie von früh Morgens bis
auff den Abend.

Das 10. Capitel.

Von denen Heuschrecken/Crocodilen
und Chamæleons.

Es weiß iederman/ daß Gott vor-
mahls/da Er die Egyptier plagen/
und den Pharao demüthigen wollen/
sich der Heuschrecken gebrauchet; Wel-
che Plage Er noch igo denen Völkern
in Madagascar öftters zuschicket. Es
ist dererselben eine solche Menge zu se-
hen/ daß das ganze Land davon verwü-
stet wird/ und die andern Thiere in die
äusserste Hungers-Noth/indem sich die
Schwarzen auff keinen Vorrath ge-
fast machen/ gebracht werden. Ich kan
von einem solchen Zug dergleichen Heu-
schrecken/ so im Februario geschah/
selbst Zeuge seyn/welche von früh Mor-
gens bis auff den Mittag währete/ und
die

die Luft davon so voll war/das man die
 die Sonne/ungeachtet es ein heller Tag
 war/nicht sehen kunte; und in der kur-
 zen Zeit hatten sie das ganze Land ver-
 heeret. Sie sind nicht viel grösser/als in
 Franckreich/aber sie können weiter flie-
 gen/indem sie der Wind fortführet/und
 ist dem Lande ein grosser Vortheil/weñ
 der Wind See-werts gehet/da sie denn
 gemeiniglich umkommen. Etliche ha-
 ben in denen Gedancken gestanden/das
 sie aus Africa kämen/es ist aber viel zu
 weit davon/ das man es glauben kön-
 ne. Die Schwarzen pflegen sie/ aus
 Rache vor den angethanen Schaden/
 zu verzehren / und ich habe es auch von
 den Franzosen/ das sie es nachgethan/
 und sie von gutem Geschmack befunden
 haben/ gesehen.

In den Seen und Flüssen dieser In-
 sul giebt es viel Crocodile / die Einwoh-
 ner nennen sie Jacaret, und ist ganz ge-
 fähr

fährlich über die Flüsse zu könten, auch in denen Canots, wenn man nicht zum wenigsten einig Getöse machet/ vor welchem diese Thiere gemeiniglich fliehen. Es ist aber als wie die Schild-Kröten ein Thier / so beydes auff dem Wasser/ als auff der Erden lebet/ und eben so gestaltet/ als eine Eyder / nur daß es viel grösser / und gemeiniglich dreißig bis vierzig Schuh lang ist. Wenn es ausser dem Wasser ist/ wird es auff das geringste Geräusche sich wieder hinein begeben. In Indien tödteten wir eins / als wo ihrer nicht weniger/ als in Madagascar sind/ welches uns starr ansah / und nicht von der Stelle wich / wenn wir es nicht ungefehr zwischen die Schuppen getroffen hätten / denn die Kugeln anderswo nicht durchgegangen wären. Als es getroffen war/ lieff es noch vierzig Schritte / hielt stille / und machte

ein groß Geräusche mit seinen Rien-
backen / d. von der unterste unbeweg-
lich ist. Endlich schossen wir es auf dem
platten Lande vollends todt / da es der
Prinz Onitri, von dem ich weiter
drunten reden werde / holen lassen.
Daß sie die Vorbegehenden mit son-
derbahrer List an sich locken sollen / nicht
weniger von dem Geiser / den es von
sich geben soll / von dem so viel Wesens
gemacht wird / haben wir alles falsch
befunden; Außer dem Wasser sind sie
weder so muthig noch von solcher Stär-
cke und Geschicklichkeit / als wenn sie
darinnen sind.

Ein junger Frankose / der sich in ei-
nem See / so man den süßen See nen-
net / badete / wurde von einem Crocodill
angefallen / das ihn bey dem dicken
Beine erwischte. Ob es ihn nun gleich
sehr schmerzen mochte / ließ er den
Muth doch nicht sincken / nahm alle
sei-

seinen Wis zusammen/und ergriff den
Crocodil bey dem obersten Kienbacken/
den es alleine bewegen kan/zog ihn mit
einer unglaublichen Mannhaftigkeit
ans Ufer / und entgieng also diesem
Kampff/wiewohl mit sechs Wunden/
dadurch ihm viel Blut entgangen war.
Man kam ihm so bald zu Hülffe / und
er wurde wieder geheilet; Das meiste
aber trug wohl darzu bey/ daß es so
wohl ablieffe/weil der Crocodil nicht ei-
ner von den grösssten war. Die
Schwarzen betrachten dieses Thier
als eine Gottheit/ bey der sie auch/west
sie etwas bescheuren wollen/ schweren.
Und wenn sie einen Streit unter ein-
ander haben / so gehen sie mit einander
an das Ufer eines Sees oder Flusses.
Der nun schweren soll / taucht sich in
das Wasser / und rufft den Jacaret,
und bittet / er soll ihr leben lassen/und
also die Wahrheit an Tag bringen/
E 3 oder

oder wo er unrecht habe / ihn verschlingen. Und dergestalt wird von dem Verbrechen oder Unschuld desjenigen / so sich in das Wasser begeben / geurtheilet.

Ich will auch zum Beschluß dieses Capitels nur was weniges von dem Chamæleon melden / welches ein kleines Thier / von Gestalt als eine Heyder / nur daß es einen höhern Rücken und einen spitzigen Kopff hat / dessen Haut ist so durchsichtig / daß es allezeit die Farbe desjenigen Dinges / darauß es sitzet / an sich nimmt / iedoch die schwarze Farbe am allermeisten / und behält weder diese noch eine andere länger / als so lang sie nahe darbey ist. Und weil mir vielmahl vor gewiß gesaget worden / daß diese Thiere von der Luft leben / so habe ich / weil ich es gerne wissen wollen / derer etliche auffgeschnitten / welche allezeit voll Rücken ge-

we-

wesen / dadurch ich / daß dieses ihre ordentliche Speise sey / versichert.

Das 11. Capitel.

Von der Reise nach Galamboule.

Weil wir uns in der Festung Dauphine auffhielten / kamen aus Indien unterschiedliche mit Lebens-Mitteln beladene Schiffe an / welche uns bey der Noth / so unter uns wegen des von den Heuschrecken erlittenen Schadens einreißen wolte / sehr zu statten kamen. Der Herr de Mondevergne, welcher auff dem Sprunge stund / wieder zurück in Frankreich zu gehen / ließ ein Schiff / welches von Surate kam / ausrüsten / solches nach Galamboule und andern herumliegenden Orther zu verschicken / so wohl die Bedürfnis zu seiner Reise / als auch die Franzosen / so in denen kleinen Festun-

stungen lagen / und der Compagnie
 viel kosteten / und doch wenig Vortheil
 brachten / herzu zuholen. Man schiff-
 te viel Krancke ein / welche man nach
 Bourbon, zu wieder Erlangung ihrer
 Gesundheit / bringen wolte / und ich
 gieng mit ihnen in das Schiff / die Cro-
 ne genannt / welches der Capitain
 Louvel commandirte / und gien-
 gen den 7. Aprilis unter Seegel. Die
 Beschwerlichkeit / so wir hatten / ehe wir
 aus der Bay von Dauphine wegkom-
 men kunten / waren alles Vorboten
 dessen / was wir zwischen Madagascar
 und Masareigne auszustehen hatten /
 indem wegen des wiedrigen Windes
 wir dreyßig Tage haben mussten / dazu
 wir sonst fünffe gebraucht hätten. Von
 unseren Krancken starben indessen gar
 viel / und wir verlohren bey dem heff-
 tigen Meer-Sturm die grosse Mast-
 Stange / und war es mit uns so weit
 kom-

Kommen / daß wir nur von Wasser und Reiß leben mußten. Das üble Verhalten des Capitains brachte das Schiff's-Volck zum Auffstand / also / daß man die allerbescheidensten kaum halten kunte / daß sie ihn nicht in die See. wurffen. Nach vielen unterschiedlichen ausgestandenen Gefahren / bekamen wir die Insul S. Mauritii ins Gesicht. Diese wird von den Holländern bewohnet / und liegt fünf und zwanzig Meilen von der Insul Bourbon, Ostwärts; Ist eben so groß und auch so fruchtbar. Des andern Tages wurffen wir die Ancker vor S. Paul, und was uns von Krancken noch übrig geblieben / wurde ans Land gesezet; Nachdem wir nun unsere Provision eingenommen / fuhren wir nach Galamboule. Unser Steuer-Mann war ein Holländer / ein verstoffener Kerl / der in viel Tagen die

rechte Höhe nicht halten können; Man wurde endlich gewahr / daß er zu weit gegen Norden gerathen war / weil er sich nicht recht untern Wind gehalten / und kamen also erst den 4. Julii nach Galamboule.

Diese Spitze der Insel Dauphine liegt untern 15. Grad und 50. Minuten Sudwärts / und etwa funffzehen Meilen von der Insel Maria. Auf welcher eine von den Schlangen lag / so die Compagnie verlassen wolte / weil sie nicht viel Nutzen brachte. Man wies so bald des Herrn de Mondevergne Ordre auff / damit sie sich Reise-fertig machen könnten / wenn wir wieder vorbey kämen / sich einnehmen zulassen / und der andern Tages seegelten wir nach der Insel S. Maria, da wir dergleichen Ordre hinterliessen / als wie zu Galamboule.

Diese

Diese liegt untern 15. Grad der
Mittags-Breite / und 2. Meilen von
Madagascar, hat etwa vier Meilen
in Umbkreis / ist sehr fruchtbar und
Volckreich / und bringt viel Ambra
hervor / welcher von den Einwohnern
an die Frangosen verkaufft / und stets
unter den Toback / den sie trincken / ge-
mischet wird ; Die Luft ist / weil es un-
auffhörlich daselbst regnet / sehr unge-
sund. Es giebet daselbst eine abscheu-
liche Menge Affen / von unterschiedli-
cher Gestalt und sehr gefährlich / wel-
ches einer von unsern Boots-Knechten
erfuhr / als welchen die Begierde nach
einer gewissen Arth von Pomerangen /
so die Schwarzen Vongales heißen /
in einen Wald triebe ; der darinnen
von diesen Thieren angegriffen wur-
de / welche ihm seine Flinte aus den
Händen rissen / an unterschiedlichen
Orten des Leibes zerfleischten / und ihm

so scharff auff drr Haube waren / daß die jenigen / so ihm auff sein Zuschreyen zu Hülffe kamen / zu thun hatten / ihn aus ihren Klauen zu erretten. Da wir nun das jenige / was wir auff der Insul S. Maria zu thun gehabt / ausgerichtet / nahmen wir unsern Weg nach Antongil , und kamen in die Einfahrt solcher Baye , da wir bald Unglück gehabt hätten; Denn wir funten vor dem Rebel ein hohes Gebürge nicht gewahr werden / davon wir nur einen Mousqveten-Schuß waren; Aber zu allem Glück blickete die Sonne einmahl hervor / da liefen wir in dem Grund dieser Baye, hinter dem höchsten Wall dieser Insul / die Ancker fallen.

Das

Das 12. Capitel.

Von dem Meer-Busen Antongil
und unserer Rück-Kehr nach
der Festung Dauphine.

Der Meer-Busen Antongil ist
wegen seiner Grösse/des festen
Grundes/der Sicherheit vor die
Schiffe / und der Fruchtbarkeit des
umbliegenden Landes/einer von denen
wichtigsten. Er ist 15. Meilen in der
Länge/ drey aber bey dem Einfarth in
der Breite/ neune in der Mitten/und
geht biß an die hintersten Winckel im-
mer enger zu. Es hat darinnen eine
grosse Anzahl Schiffe Raum / und be-
schliesset auch viel kleine Inselchen /
worunter Maroca die Vornehmste/
bey welcher auch die Schiffe Ancker
zu werffen pflegen / weil sie alsdenn
von allen Seiten her bedeckt seyn kön-
nen; Wenn aber der Sud-oder Ost-
E 7 Wind

Wind bey der Einfarth günstig ist / so
 gehet es bey dem Ausseegeln desto
 schwerer her / denn ein solch Schiff
 fährt in 3. Stunden ein / da es über
 dem Herausgehen wohl etliche Monat
 zubringet. Er regnet daselbst so offte/
 als auff der Insul. Maria, und ist auch
 die Luft nicht viel besser. Das Volck
 daselbst führet eine Lebens-Art / wie
 die auff Madagascar / aber ihre Reli-
 gion kömmt der Mahometanischen
 etwas näher. Das Manns-Volck ist
 so eyfersüchtig wegen ihrer Weiber /
 daß sie auch rasend darüber werden /
 und belegt man die / so sich hier eini-
 ger Freyheit heraus nehmen / mit der
 Todes-Straffe ; Sie essen kein
 Schweinen-Fleisch / und haben vor
 diesem Thiere einen solchen Abscheu/
 daß sie auch tieffe Löcher machen/um die
 jenigen/ so sterben/hinein verscharren /
 damit man sie ja im Vorbeygehen
 nicht

nicht riechen möge / Gold und Silber
ist bey ihnen nicht in höhern Werth /
als Zien und Kupffer.

Wir fiengen daselbst viel Feder-
Wildpreth / und wenn wir die Wah-
ren / so wir mit ihnen verstoehen / nach
dem Werth / was sie in Franckreich
gelten / überschlagen / so kam der beste
Kaphan nicht wohl vier Pfennige.

So bald wir hatten / was wir begeh-
ten / seegelten wir das Vorgebürge die-
ser Bay wieder vorüber / und nach S.
Marie , da wir uns auch nicht länger
auffhielten / als nöthig war / diejeni-
gen / so wir mit zurück nehmen solten /
einzuschiffen. Ihrer viel / so sich daselbst
verheyrathet / wolten lieber daselbst
bleiben / als ihre Weiber im Stich las-
sen / weil der Capitain keine auffneh-
men wolte / wir reiseten also den 13. ab /
und wurffen auff der Keeche von Ga-
lamboule den 14. den Ancker; Auff
wel-

welche Rhede es allezeit Wellern
wirfft/ es mag sonst so stille seyn/ als es
will.

Da wir nun die von der Französische
Nation eingenommen / zündeten
wir die Schanze an: Die Schwarzen
gaben gnug zu verstehen / wie leid
es ihnen sey/ daß solche wieder weg
zogen / indem sie sich sehr vor denen
Einwohnern in Gebürge fürchteten /
welches ihre abgesagte Feinde sind/
und als sie sahen / daß wir die
Canonen einschiffen / wolten sie
gar verzweifeln.

Wir liessen uns ihre Thränen zu
Hergen gehen / und nahmen ihrer
so viel ein/als das Schiff fassen
kunte / und befriedigten die
Zurückbleibenden mit
Geschencken / und der Hoffnung/
daß wir sie nachholen wolten.

Wir verliessen diesen gefährlichen
Hafen/ den 10. dieses Monats / mit
gar

gar gutem Winde/ also/ daß wir die Spitze von Itapere/ so nur 3. Meilen von der Bestung Dauphine abgelegen/den 26. ins Gesichte bekamen.

Die erfahresten Schiff-Leute sind gewohnet/ daß sie an diesem Orte Anker werffen/damit sie denen Felsen/so in diesem Meer-Busen zu finden/ entgegen mögen. Aber unser Steuer-Mann/ der viel verwegener und weniger Verstand hatte / seegelte mit der grösssten Gefahr der Zerscheiterung durch / und vorbei; und bey anbrechenden Tag wurden wir gewahr/daß wir diese Bay schon vorbei waren. Weil wir nun uns Hoffnung gemacht / in kurzer Zeit heimzukommen/ hatten wir unser Proviant nicht wohl zusammen gehalten/ daß wir also an allen/ ausser an Reis/ Mangel litten. Und nachdem wir nun lange Zeit gerathschlaget / wurden wir endlich schlußig/
Landz

Landwerts einzugehen / und diejenigen/so wir zu S. Marie und Galamboule eingenommen/ ans Land zu setzen.

Wir lieffen also in dem Bay der Gallionen ein / (welcheman daher also nennet / weil ehemahls daselbst etliche Portugiesische Gallionen verunglücket/) von dar nur 3. Meilen nach der Festung Dauphine ist/und warteten daselbst/bis es Tag wurde/ damit wir unsere Leute desto beqvemer aussetzen möchten. Als der Wind in einem Huy Sud-westlich wurde / lichteten wir unsere Ancker / und kamen nach einigen Wiedervärtigkeiten nach Thouée / da wir die andern Schiffe den 5. Augusti Mittags erreichten. So bald wir in Sicherheit/ führte das gesammte Schiff-Volck wider den Capitain grosse Klage/welcher auch sobald seiner Charge entsetzet/ und der Herr

Herr Lambety, welcher auff diesem Schiff schon einmal Capitain gewesen/an seine statt dahin befördert wurde.

Das dreyzehende Capitel.

Die Abreise von Madagascar nach
Indien.

AS bald der neue Capitain eingesetzt war/bekam er Ordre, sich zu der Reise in Orient mit seinem Schiffe/ die Erone genannt/ einer Fregate Namens Mazarine, und einem Hucker, Sanct Jean genannt / fertig zu halten.

Weil nun es schon weit ins Jahr arbeitete man mit allem Fleiß/also/daß den 12. Augusti alle drey Seegel fertig waren/wii führen mit einem Nordost-wind das südliche Vorgebürge der Insel Dauphine vorbei / aber die Mazarine, welches ein abgeführtes Schiff/

Schiff / verlohrt daselbst seine grosse Mast und grosse Seegel-Stange. Man gab uns zwar von diesem Zufall so bald Nachricht / weil wir aber diesem nicht eben zur Convoy mitgegeben waren / uñ man so geschwind / als möglich / nach Surate gehen sollte / nahm jedes seinen besondern Strich. So oft als wir uns wandten / wandte sich der Wind auch / uñ hatten solchen stets hinter uns / daß wir alle Seegel brauchen konnten. Wir fuhren im Angesicht der Bay von S. Augustin, einem Hafen der Insel Dauphine, so West-warts unterm 25. Grad der Mittags-Breite liegt / vorbey / uñ von dar kamen wir an die Insel Don Joan, in Willens / uns daselbst einige Erfrischungen einzunehmen. Die Portugiesen haben ihr diesen Nahmen daher gegeben / weil derjenige / so sie entdecket / solchen Nahmen geführet. Selbige lieget zwischen A fri-

ca und Madagascar, bey drey oder vier andern/ darunter die vornehmste Majota heisset/und waren wir dieser kaum gewahr worden/ als der Wind sich legte / und wir durch den Stroh fast an die Stein-Klippen / damit sie umgeben ist/ angetrieben worden Und wären wir unfehlbar gescheidert/ wenn die Meer-Stille länger gewähret.

Aber der Wind erhob sich wieder/ und wir verfolgten unsern Weg/ ohne/ daß wir an die Erfrischung weiter gedacht hätten/ weil wir uns ein neu Unglück befahrten.

Wir seegelten also die Insel Socotora vorbey / welche nahe am rothen Meer liegt/ und von der die beste Aloe kommt/ welche insgemein Chrestin genennet wird. Wir hatten hier wieder einige Wind-Stille/ und nachmals einen Sturm / welcher uns die größte Mast-Stange nahm. Inzwischen
see

seegelten wir fort/biß den 18. Septem-
 bris, da wir den Hucker S. Jean an
 der Küste von Indien/von welchem wir
 uns den ersten Tag unserer Reise ab-
 gesondert/ fanden. Wir setzten mit ihm
 unsere Reise fort/ und bekamen von
 diesem Schiff einige Lebens-Mittel.
 Weil die Gegend von Indien an der
 Cüste von Suratte gar tieff liegt/ ist
 man genöthiget / offft den Grund mit
 dem Bleywurff zu erkundigen. Wir
 hatten aber solches nicht gethan/und
 funden doch die rechte Tieffe. Denn
 zwischen dem 18. und 20. Septem-
 bris kamen wir/ aus Unvorsichtigkeit
 unserer Schiff-Leute/ über die Sand-
 Bäncke/so zwischen Duc und Damon,
 zween denen Portugiesen zustehenden
 Städten/sich befinden/ von welchen in
 folgenden etwas zu melden seyn wird.
 Indem unsere Schiffe eben nicht die
 grössersten/auch nicht zu schwer belastet/

so lieffes noch so ab. Den Abend selbigen Tages bekamen wir die Schiffe/so auff der grossen Rhede von Surate lagen/ ins Gesicht/ehe wir noch das Land sahen; Und weil die Gefahr/der wir zu unterschiedenen mahlen entgangen/ uns bedachtsam und furchtsam gemacht/wurffen wir Ancker/ und erwarteten des Tages. Den 21 kamen wir auff die Rhede / zwey Meilen von dem Mund des Flusses/und fünffe von der Stadt. Man liesse alsobald die Chalouppen dahin abgehen/ und unsere Ankuufft anmelden. Wir hatten sie aber kaum aus dem Gesichte verlohren/ als ein ungestümer Wind von Süd-West entstunde / daß wir auch davor hielten/ sie würden auff dieser Reise verunglücken; Auch liessen wir alle Ancker fallen/ und legten die grosse Mast und die Seegel-Stange auff den Überloff; aber der Sturm wurde
so

so grausam/das auch die allerbeherk-
 st. in ihr Leben verlohren gaben. Und
 wenn die Anker-Thuac nicht so wohl
 gehalten / hätten wir am Lande gar
 leicht scheitern können / Denn dieser
 Sturm dergleichen einer/so die India-
 ner Elephand oder auch Orcan, we-
 gen seiner Hefftigkeit/nennen.

Dieses Schrecken hatte nun / wie
 die andern alle / so uns zugestossen/ein
 Ende/ und unsere Abgeordnete lange-
 ten mit aller Verwunderung zu Su-
 ratte an. Der Herr Caron schickte
 uns Proviant / Piloten und Bots-
 Knechte/ uns hinauff zu helfen/ aber
 sie kamen erst den 23. zu uns. Das
 Schiff S. Jean kam auff eine Sand-
 Banck zu sitzen / aber vermittelst der
 Fluth glücklich wieder ab. Wir mach-
 ten also Anstalt / in den Fluß zu kom-
 men/ aber er war so strenge / das wir
 nicht / als mit abermahligem grosser
 Mü-

Mühe/hinauff gelanget. Endlich er-
reichten wir den Garten der Compa-
gnie, welcher nur eine Viertel-Mei-
le von Surate ist.

Das Schiff / auff welchem ich ge-
wesen/wurde so bald ausgebessert/ und
wieder betrachtet/ umb nach Masila-
patan zu gehen / seegelten auch zum
Ende des Novembris ab; das Schiff
S. Jean nahm seinen Weg nach der In-
sul Dauphine, und das Schiff Ma-
zordine, welches lange hernach ankam
wurde abgetragen / weil es nicht mehr
zur Seefahrt gebraucht werden kun-
te.

Und weil das Schiff / die Erone ge-
nannt / mit dem ich nach Surate ge-
kommen / nach Masulipatan, eine
Stadt an der Küste von Cordonandel /
zu seegeln beordret war / stieg ich aus/
und erwartete andere Verordnung.
Und will also / meinem vorigen Abse-
hen

D

hen

hen gemäß / alles / was ich zu Suratte
merckwürdiges gesehen / ausführlich
melden.

Das 14. Capitel.

Von Surate.

Diese Stadt lieget unter dem 21.
Grad der Abend-Breite / und ist
der wichtigste Hafen / den der grosse
Mogol in seinem Reiche hat; Sie ist
groß und Volkreich / an ihren Mau-
ern laufft ein schöner Fluß vorbei / und
drey Meilen von dar in die See. Als
ich da anlangete / war sie noch nicht be-
festiget. Es haben aber die Einwohner
nachdem / ihre Sicherheit dem Seva-
gi, einem benachbarten Fürsten / zu
danken / welcher durch seine öfftere
Einfälle sie genöthiget hat / Fortifi-
cation darumb zu bauen. Die Sand-
Bäncke / so vor dem Eingange des
Flusses liegen / ändern sich stets / und
wird

wird man sie nicht zwey Jahr nach einander an einem Orte zu sehen bekommen/ welches denn die Durchfarth um so viel gefährlicher machet.

Die Gassen zu Suratte sind schön/ aber weil sie nicht gepflastert/ un bequem/ und zwar am meisten in wärend der Dürre / welches die Helffte des Jahres währet/ und die Indianer Sommer nennen/ wiewohl zu der Zeit die Sonne am weitesten von ihnen. Man läset selbige/ absonderlich in dem Theil/ da die Vornehmsten wohnen/ mit Wasser besprennen. Die Häuser haben nur ein Geschöß / des gemeinen Volcks ihre sind mit Ziegel gedecket/ und die vornehmsten haben einen Altan/ von einem gewissen Gyps / der so schön als Marmor/ und nicht weniger den Regen aushält. Er ist in der mitten ein wenig erhöhet / damit das Wasser ablauffen kan/ und bringen viel Leute

die Nacht darauß zu / umb der kühlen
Lufft zu geniessen.

An allen grossen Häusern befinden
sich Gärten/ so ihnen an statt des Hofes
dienen/ welche um und um mit Som-
merlauben von Weinstöcken besetzt/
welche des Jahrs zweymahl Trauben
bringen.

Insgemein hat man hier keine an-
dere / als diese Frucht / aber überaus
schöne Blumen / und die / so sie Mou-
grin nennen / und wie unser Jasmin
ausseheth / haben den Preis vor allen.
Es sind solche Bäume/ welche alle Ta-
ge mit Aufgang der Sonnen Blü-
then tragen / bey deren Untergang
aber wieder fallen lassen / und andere/
derer Blüthen den Abend auffgehen/
und gegen Morgen wieder verwel-
cken. Die Frühlingszeiten/ welche
daselbst stetswährend ist / lässet daran
keinen Mangel leiden.

Hey

Bei den Vornehmen / ja auch bey
theils Gemeinen / sind schöne Bäder/
von einer wunderbaren Nettigkeit.
Die Indianer brauchen solche so wohl
nach Erforderung ihrer Religion/ als
sich / wegen der Hitze in diesem Lande/
darinnen abzufrischen. Die Franço-
sen/Engel-und Holländer/ wohnen in
den schönsten Häusern/ der Armen
ihre geben auch nichts nach/und insge-
mein sind sie alle hübsch.

Die Handlung ist daselbst sehr wich-
tig/man findet allda viel Diamanten/
welche der König von Golconda, der
dem grossen Mogol Zinsbar ist / da-
hin schickt. Perlen/ welche bey dem
Vorgebürge Comorin, und an vielen
Orten des Persischen Meer-Busens
gefischeet werden. Ambra, von den
Rüsten / so über das Vorgebürge der
guten Hoffnung häufig hervor ge-
bracht wird. Der Muscus kömmt

aus China, und Zibeth, welcher von denen so genannten Zibeth-Räzen genommen wird. Es sind da allerhand seidene und güldene Zeuge; der schönste Cattun von der Welt. Indigo, und vielerley Specereyen zur Medicin, welche im Lande wachsen/ oder aus Arabien kommen. Das Gewürge wird in Indien gefunden. Die Muscaten in Malacca; Die Nägelein in Macassar; Zimmet-Rinde/ In der Insul Ceylon/ und der Pfeffer an der ganzen Malabarischen Küste. Und also ist nichts so seltsam und rar/ so die Magazine zu Suratte nicht herbey schaffen können. Der Gouverneur ist nicht allein über die Stadt/ sondern auch über die ganze Landschaft/ so sehr weitläufftig ist/ gesetzt: Er hat eine prächtige Hoff-Stadt: Seine Garde, so ihm stets folget/ bestehet aus unterschiedlichen Compagnien

gnien zu Pferde und Fuß; Wenn er ausgehet/läßt er sich auff einem Elephanten tragen / über welchen ein Zelt ausgespannet / unter dem sich nachdem das Thier groß ist / zwölf und mehr Personen behelffen können; oder in einem Palanquin oder Senffte/ welches wie ein Bette / mit einem Himmel / von einem kostbaren Zeugge / so von vier Personen getragen wird; welches sonst der wohlhabendern Leute gemeinstes Fortkommen ist/und darinnen viel sänffter / als in denern Chaisen bey uns fortzukommen ist. Man kan vier solche Träger vor 20. Francken einen Monath haben/ohne daß man ihm Kost schaffen dürffe / außer / wenn es über Feld gehet/ welche dergleichen Palanquin oder Trag-Sessel nicht haben können/gebrauchen sich der Pferde/ die man/und zwar die schönsten/ dahin aus Arabien haben kan.

Dieses Gouvernement zu Suratte ist nicht immerwährend / und die jenigen / so darein gesetzet werden / geniessen solches vier oder auff's höchste 5. Jahr. West-wärts der Stadt liegt eine alte Vestung / so mit einem tieffen Graben umgeben / in welchem Orte stets eine gute Besatzung / und ein absonderlicher Commandant, welcher von jenem nicht dependiret / unterhalten wird. Alle Europäer haben Stücken bey sich / damit sie sich im Fall eines Aufflaußs / dergleichen gar oft geschicht / wehren können.

Der Gebrauch der Bäder und Bad-Stuben ist zu Suratte gemeine. Es sind ihrer hier besondere / darinne man sich alleine kan bedienen lassen / und noch andere zur allgemeinen Bequemlichkeit / davor man nichts bezahlet.

Das

Das 15. Capitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Eine Viertel-Meile von Suratte
 ist eine grosse von gehauenen
 Steine ausgemauerte Cisterne /
 so ein reicher Banian ehemahls bauen
 lassen / und von einem grossen Umfang
 ist / dahinein man auff einer beqvemen
 Treppe steigen kan. In solcher ist ei-
 ne kleine Pagone, oder den Heydni-
 schen Götzen gewiedmeter Tempel /
 darinnen die senigen / so gebadet / ih-
 re Andacht verrichten. Die Spazier-
 Gänge dahin sind alle voll Bäume
 gesetzt. So sind auch umb Suratte
 grosse Gärten / so überaus wohl unter-
 halten werden / und darein ieder mann
 gehen darff. Ob schon die Banianen
 die reichesten Einwohner in Suratte,
 und die Vornehmsten in der Handlung
 sind / so führen sich doch die Mohren

oder Mahometaner am prächtigsten auff. Wann eine ansehnliche Person an einem Fest-Tage durch die Stadt geht / so lassen sie sich Trompeten vorher tragen / 8. oder 10. Schuh lang / und nach Proportion dicke / die man zerlegen kan / und einen angenehmen und Kriegerischen Thon von sich geben. Die Häupter von den fremden Nationen lassen / damit sie sich dem Landes-Gebrauch gleich halten / die Standarte ihres Pringens / oder der Republic, der sie dienen / vor sich her tragen / und auch die Trompeter überall vor sich her gehen. Eine Meile von der Stadt ist ein Dorff / darinnen lauter Perser oder Parsis wohnen / welche die Sonne oder das Feuer anbeten / dahin gehet man zum Tary oder Palm-Wein spazieren. In folgenden werde ich melden / wie er gemacht wird. Es ist ein köstlicher

Tranck.

Franch. Die nah-anliegende Land-schafft ist eben und fruchtbar/ so bald als der Regen auffgehöret/ welches zu Ende des Septembris geschicht/ säes man Korn darauß / und im Monas Januarii erndet man solches ein.

Die Luft zu Suratte ist gut / es giebt daselbst niemahls Frost/ und die Hitze ist noch immer erträglich.

Der Hafen Savaly liegt vier Meilen davon/Nord-westlich/daselbst landen alle Schiffe an/ aber sie können daselbst nicht / als vom October an/ biß auff den Maji, verharren; Denn in der andern Zeit des Jahres / ist es daselbst/ wegen der unbeständigen Winde/gar gefährlich. Umb diesen Hafen Savaly her/liegen unterschiedliche Dörffer/ doch ist dieses/ davon solcher den Nahmen hat/das beste. Die Europäischen Compagnien haben daselbst ihre Pack-Häuser und Factoreyen,

reyen , auff welchen sie ihre Standarten auffgesteket. Der Mogol lässet nicht zu / daß seine Unterthanen mit ihren Schiffen in den Hasen Savaly kommen/aus Besorge/sie möchten ihn umb den Zoll bringen / und ist also dieser Hasen nur vor die Europäer / welchen zu Gefallen denn viel Bramanen / Heyden und Mohren dahin kommen / und wärender Zeit/ daß die Schiffe daselbst stille liegen/ gleichsam ein beweglich Dorff vorstellen/welches in unterschiedliche Gassen abgetheilet/allwo die Kauff-Leute ihre Buden mit allerley den Schiff-Leuten nöthigen Dingen angefüllet haben.

Als die ersten Frangösischen Schiffe da vorüber nach Indien führen/trug sich ein Zufall zu/welcher fast lose Handel verursachet hätte. Es kam ein Mahometaner ans Schiff / welcher

ther fragte / ob man nicht Pistolen zu verkauffen habe. Ein Unter-Kauffmann / der dergleichen zu verhandeln hatte / reichte ihm ein paar / dieser wolte einen Schuß zum Fenster hinaus thun. Als Verkaufser nun sahe / daß er sich nicht wohl darzu schickte / gab er selbst Feuer / und schoß einem kleinen Kind / das zu seinem Unglück in Schuß kam / drey Kugeln in die Brust. Diese Begebenheit erschreckte iederman / und absonderlich den Thäter / der so unschuldig darzu kam. Die Zeitung erschall so bald zu Lande / und kam in kurzer Zeit von Savaly nach Surat- te, daselbst man überlaut schrie / man solte eine solche Nation, deren geringste Kurzweil auff solche Mordthat hinaus lieffe / nicht leiden; sondern fortreiben / und die unsrigen durfften in etlichen Tagen nicht aus dem Schiff kommen.

Endlich wurde die Sache beygeleget / das todte Kind war Heydnischer Geburth / und kostete nichts mehr / als Geld / und diese Bedingung / daß der schuldige nicht an das Land kommen / sondern mit eben dem Schiff / darauff er angelanget / wieder nach Europa kehren sollte. Es würde aber / wenn das Entleibte ein Mahometaner gewesen / grössere Ungelegenheit gegeben / und es alsdenn schlecht umb des Unter-Kauffmanns Leben gestanden haben. Denn diß wird von ihnen / nehmlich denen / so von der Secte des Mahomets, steiff und fest darüber gehalten / daß / wenn ein frembder / und absonderlich ein Christ / einen Musul-Mann (welchen Nahmen sie sich alle geben / und so viel als ein Recht-gläubiger heisset /) ums Leben bringet / solcher Verlust anders nicht / als wieder mit dem Leben bezahlet werden kan.

Das

Das 16. Capitel.

Von den unterschiedlichen Religionen.

Eswürde so unmöglich / als beschwerlich fallen / die Zahl der Secten, die ihren Gottes-Dienst auff so mancherley Weise halten / genau herzurechnen. Der Christliche Glaube ist daselbst durch den heiligen Thomas gepflancket / und dieser seelige Apostel / hat auch die Wahrheit / so er geprediget / mit seinem Blute besiegelt. Man hat auch bisz daher diese reine Lehre gegen der Cüste von Coromandel erhalten / und wuste man / ehe diese Völcker mit denen Portugiesen in Handlung geriethen / sonst von nichts / als von dem Evangelio S. Matthæi, man machte aber ihnen auch die andern bekand / darüber sie denn grosse Freude und Wunders hernachmahls von sich spüh-

spühren liessen/ als sie höreten/ daß so viel Völcker/durch eben den Glauben erleuchtet / Jesum. Christum eben so anbeteten/als wie sie. In ein und andern Ceremonien waren sie wohl etwas unterschieden / aber was das Hauptwerck antraff/. so kamen sie mit uns überein.

Die Portugiesen/welche sich in dem äußerlichen ohne dem groß hervor thun / haben in Pflanzung des Christenthums es sehr weit gebracht; Denn kaum was schöner seyn kan / als ihre Kirchen und Clöster / jedoch ist bey ihrer Gottesfurcht noch ein und anderer Mangel auszusetzen.

Die strenge Inquisition, welche in allen Landen/so dem König von Portugal unterworffen/ eingeführet ist / deren Nahmen so heilig / aber ihr Verfahren auch grausam genug ist / hat keinen andern Nutzen geschaffet / als daß sie

sie

sie die Ungläubigen von der Tauffe und
Vereinigung mit der Kirche abgeschre-
cket; Ob schon die Christen in denen
Mahometanischen Landen ihre Reli-
gion nicht öffentlich treiben können / so
ist es ihnen doch insonderheit vor sich zu
üben nicht verboten. Sie haben da-
selbst ihre Privat-Häuser / darinnen
sie zusammen kommen / und ihren
Gottesdienst halten können / wie denn
die Französische Capuciner der-
gleichen zu Surate haben. Nur ist
ihnen bey Lebens-Straffe verboten/
denen Mahometanern etwas von
ihnen beyzubringen. dadurch sie/sich zu
ihnen zu wenden/könten bewogen wer-
den. Und die/ von denen man nur den
geringsten Argwohn hat / daß er eini-
gen Anfang in unserer Religion ge-
macht/ haben das Feuer zu gewarten/
es wäre denn / daß sie durch eine
öffentliche Mahometanische Reli-
gions-

gions = Übung sich deswegen recht-
fertigten.

Es giebt zu Suratta Armenische
Christen / welche Glieder der Griechi-
schen / Schismatischen Kirche sind / die
ihre Kirchen eben wie die Catholischen /
Englischen / Holländer und andere
Europäische Völcker / haben / aber der
unglaubliche Mahomet hat doch über-
all die Ober-Hand / und dessen Secte
ist in Indien und andern Theils Asiens /
die grösste. Der grosse Mogol macht
auch Profession davon / wie auch nach
seinem Exempel fast alle seine Unter-
thanen. Man weiß auch in Indien
noch von einer andern Urth Völcker /
so sie Paesen oder Parsen nennen / und
von denen alten Persianern herkom-
men / welche von denen Mahometan-
ern vertrieben und genöthiget wor-
den / sich auff's Meer / zu Rettung ih-
res Lebens / zu begeben. Auf dieser
Re-

Reise kamen ihrer viel umb / und davon nur allein drey Barqven in Indien ans Land / eine blieb zu Suratte, die andere zu Diu, und die dritte bey dem Flecken Gandivi, so zwischen Suratte und Daman liegt. Sie haben sich nicht viel vermehret / haben keine grosse Mittel / und vermöge eines Gesetzes / ist ihnen / daß sie keine andere Waffen / als ein klein Messer / tragen dürfen / aufferleget. Die Sonne und das Feuer sind ihre Götter. Ein Licht auszuleschen / ist bey ihnen eine grosse Sünde; auf das meiste ist ihnen / wenn sie ja nicht wollen / daß ein Licht brennen soll / daß sie mit hin und her fackeln / vergönnet. Die Lampen und Feuer-Heerde sind ihre Kirchen. Ihre Todten begraben sie weder / noch verbrennen sie / und haben auff dem Felde eine Artz einer Cisterne / darüber ein eisern Gitter / darein legen sie ihre Leichen in
die

die Sonne / welche sie auch in kurzer Zeit verzehret. Ob gleich alle die jenen / so nicht getauft / Heyden zu nennen / und es also die Perser in Wahrheit auch wären / so legt man doch denen Indianern diesen Nahmen / wegen der grossen Anzahl ihrer Götter / mit mehrern Rechte bey; Derer Überglauben so weit gehet / daß sie auch Bestien anbethen / und kostet ihr lächerlicher Gottes-Dienst / den sie Drachen und Schlangen beweisen / ihnen nicht selten das Leben. Alle Heyden ehren die Affen / und hegen eine besondere Ehrerbietung vor das Kind-Vieh. Sie sind in unterschiedlichen Geschlechtern / Linien und Sorten abgetheilet / welches der Portugiesen mit dem Worte Caste bedeuten.

Die merckwürdigsten unter ihnen sind die Bramanen oder Bragmanen / so Priester / und verbunden sind /

und

unverbrüchlich die Gewohnheit zu halten / daß sie nichts von dem / so das Leben hat / oder haben könne / essen; Dahero sie sich denn nur von Hülsen- und andern Früchten und Milchwerk erhalten / auch nichts trincken / so trincken machen könne. Ihre Fasten sind so strenge / daß sie auch in drey Tagen nur eine Mahlzeit essen. Die andern übrigen alle ehren diese Bramanes, als ihre Vorsteher. Gewehr zu tragen ist ihnen verboten / und können weder Menschen noch Thiere tödten / wenn sie auch von ihnen angefallen würden / und von diesen wird das alles / was das Volck ihren Göttern opfern will / angenommen. Die was ärmer sind / halten sich des Morgens an den Ufern der Flüsse auff / und beten vor die / so sich reinigen wollen / welches mit ein wenig rother / oder einer andern Farbe geschicht / dadurch selbige

ge

ge den Tag über vor allem Unglück
sicher zu seyn meynen/ davor sie von je-
nen einige Almosen / davon sie ihre
Familien ernähren/bekommen.

Die Banianen oder Bamanen
seynd was geringer / und dergestalt ist
ihnen auch nicht vergönnet/in die Pa-
goden zu gehen / als wenn sie opfern
wollen. Mit dem Essen nehmen sie al-
le die Reguln / wie die Bramanen, in
acht; Ihre meiste Berrichtung ist die
Handelschafft / und man wird in gang
Indien darzu keine geschicktere finden.
Die Banianen oder Bramanen fol-
gen des Pythagoræ Lehre nach / und
glauben/dasß die Seele/ so bald sie aus
einem Leibe fährt/wieder in einen an-
dern Körper wandele/ und aus den Ur-
sachen tödten sie nichts/ und lassen auch
keinem Thiere das Leben nehmen / ja
es sind unter ihnen etliche so einfältig /
dasß sie denen Hunden Brod austhei-
len/

ten / in der Hoffnung / daß die Götter ihre Seelen in die Leiber eines von den besten solcher Thiere werden fahren lassen. Die Heyden sind in sehr viel Geschlechts-Linien abgetheilet / und jedes Handwerk bestehet aus einer / iedoch sind sie nicht eben so strenge / als die ersten. Etliche essen Fische / etliche alle andere Speisen / ausser Rind-Fleisch nicht / etliche haben das Gehülde der Armuth / und bringen ihre Lebens-Zeit mit Betteln zu / welche nichts desto weniger in Ehren gehalten werden. Sie fordern die Almosen mit Ungestüm / und sagen Befehlsweise / gebt mir diß oder das ; das ganze Land ist von ihnen angefüllet / und siehet man sie stets auff dem Wege / so nach den Pagoden zugehen / da man ihnen ein Liebes-Werck bezeugen / und gutes thun kan. Sie sind auch so unverschämt / daß sie auch die Leute / so ihnen

ihnen nichts geben/ schimpffen; Sie lassen ihre Haare wachsen damit man sie von den andern Heyden unterscheidn kan/ welche sich beschneiden/ außer daß etliche oben auff dem Wübel einen Schupff behalten/ daß man sehen möge / von was vor Religion sie sind. Die lange Haare tragen/ brauchen ein gewisses Del/worvon sie so lang und dicke, wachsen/der gleichen ich denn gesehen/ so länger als zwey Ellen waren. Etliche unter diesen Fantasten werden Faqvirs genannt/welche eine Gelübde thun/so viel Jahre in den Pagoden auffrecht stehend / mit auffgehobenen/oder Creuz-weise gelegten Armen/oder in einer andern Positur/wie es ihnen ihre närrische Einbildung eingiebt/ zu verharren. Und weil der Schlaf ihnen an solchem Vorhaben verhinderlich fallen könnte / so lassen sie sich in der Positur / darinnen sie seyn wol-

wollen/feste anbinden/ und bleiben die Zeit ihres Gelübdes also ; Da inzwischen die Pfleger der Pagoden Sorge vor sie tragen / und sie speisen und träncken lassen. Und nach dem bleiben sie gemeiniglich ihre übrige Lebenszeit steiff und mit den Armen Kreuzweiß in einander geschlagen ; weil sich die Gelencke nicht mehr beugen lassen / und alle Bewegung verlohren haben. Der meiste Theil unter den grossen Mogul befindlichen Heyden verbrennen ihre Todten / und wird man auch in dem übrigen Theil Indiens wenig finden / die solche begraben.

Das 17. Capitel.

Wie sich die Indianischen Weiber mit den Leichen ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen.

E

Die

Die Geschichte von Indien melden / wie in den ersten Zeiten diese Länder von gewissen Fürsten beherrscht worden / und da denen Weibern ihre Männer zu lang gelebet / sie sich kein Gewissen gemacht hätten / sie mit Gifte aus dem Wege zu räumen; Weil nun der Exempel zu viel werden wollen / wären die Könige bewogen worden / ein Gesetz zu geben / welches alle Weiber / was Standes oder Würden sie seyn möchten / darzu verurtheilet / daß sie mit den Cörpern ihrer verstorbenen Männer solten verbrennet werden. Und damit dieser Schluß nicht so harte scheinen möchte / hat man solchen hinter einem Religions-Absehen verstecket / und diesen Unglücklichen von einer vollkommenen Glückseligkeit nach ihren Todts Verheißung gethan.

Die Braminen lassen sie als kleine
Götter

Gottheiten verehren / und dieser Eh-
ren-Kuhm bringet sie darzu / daß sie
aus diesem unmenschlichen Zwang mit
freyem Willen eine Tugend machen/
und sich selbst zu diesem Tode durch ein
Schickde verbinden / und nicht warten/
biß sie dazu genöthiget werden.

Als aber lange Jahr hernach die
Mahometaner sich dieser Landschaft-
ten bemächtiget / haben sie diese un-
menschliche Gewohnheit abzuschaffen
getrachtet; jedoch weil sie daselbst die
Gewissen nicht zwingen wolten / hat
man dabey keine Gewalt gebrauchet/
sondern sich damit vergnüget / daß man
ein Gesetz gabe / wie bey dieser Auf-
opfferung kein Zwang / sondern in der
heydnischen Weiber Willen stehen sol-
te / ob sie mit ihren Männern sterben/
oder sie überleben wolten.

Auff derer Könige Befehl müssen
die Gouverneurs die jenigen / so sich
E 2 zum

zum Verbrennen angegeben / selbst
 examiniren / und nicht unterlassen /
 sie mit Güte von ihrem Vorhaben ab-
 wendig zu machen; Wenn sie aber ja
 in ihrem Vorsatz zu sterben beharren/
 es endlich geschehen / iedoch sie wohl ver-
 wahren lassen / damit / wenn sie ihre
 Meynung ändern wolten / nicht kön-
 nen entführet werden. Diese Behut-
 samkeit bringet sie dahin / daß sie solche
 erschreckliche That in Bedencken neh-
 men / und man hat manche / die zuvor
 mit unerschrocknem Muth den Tod
 begehret / zittern / und wenn sie den
 Scheiter-Hauffen ansichtig worden/
 grosse Reue bezeigen sehen. Die Ce-
 remonie wird aber so vollbracht:
 Man trägt die Leiche des Verstorbe-
 nen an den Orth / da er soll verbrannt
 werden; Die Einwohner von Surat-
 te begeben sich gemeiniglich eine Mei-
 le von der Stadt / den Fluß hinauff / in
 eine

eine der berühmtesten Pagoden in dieser Landschaft; indem sie die Gewohnheit haben / sich gerne bey dieser Gelegenheit zu den Tempeln und aus Wasser zu machen. Endlich bringt man die Wittwe gleichsam im Triumph zu Pferde mit Blumen-Cränzen / auch sonst nach Möglichkeit ausgepust / und mit viel Musicanten umgeben; Deren Blut- und Muths-Freunde folgen / singen und tanzen vor Freude / daß sie eine solche Heldin unter ihrem Geschlechte haben / oder daß sie ihrer Freundschaft sich theilhaftig machen wollen. Zuweilen wird sie zu Wasser dahin gebracht / und alsdenn bindet man den verblichenen Leichnam dergestalt ans Schiff / daß die Wittwe / welche auff einem Stuhl sitzet / ihre Füße gegen ihren Mann stemmen kan. Ist man nun an Orth und Stelle gelanget / muß man solchen an das Ufer legen!

gen/ da die zur Auffopfferung bestiim-
 ten sowohl den Leichnam als sich selbst
 hernach abbaden. Inzwischen traget
 man ihn in eine sieben und acht Schuh
 zusammen gesezte/mit Rosen bedeckte/
 auch überall mit Del/ Harz und
 Schwefel/ damit es desto leichter bren-
 ne/ begoffene Hütte/darein man durch
 eine niedrige Thüre gehen muß. Wenn
 nun der Todte dahin gebracht / so
 steigt die Frau aus dem Wasser/ und
 gehet etliche mahl mit den nassen Klei-
 dern umb den Holz-Stoß; Nachdem
 fället sie ihren Kindern / und allen / die
 ihr mit Blut- oder Wuth-Freund-
 schafft zugethan / umb den Hals/ und
 theilet/ was sie kostbares an sich hat/un-
 ter sie aus / welche man hernach / aus
 Baysorge / daß sie durch deren Thrä-
 nen weichherzig gemacht werden möch-
 te/ bey Seite schafft; und alsdenn geht
 sie zu ihrer Wahlstadt. Wenn sie sich
 nun

nun auf einen Strohem mit Schwefel
begossenen Stuhl / nahe bey ihrem
Manne/nieder gesetzt/ vermahnet sie
ein Bramine zur Beständigkeit/ und
tröstet sie mit der Hoffnung/ daß sie
bald mit ihrem lieb-gewesenen Mann
werde vereiniget werden/giebt ihr eine
Fackel und etliche Blätter aus einem
Buche / darinnen er zuvor gelesen/ in
die Hände / und wenn sie Herbe gnug
hat / stecket sie den Holghauffen selber
an; oder wenn man einige Zagheit an
ihr mercket / so thut ihr der Bramine
diesen Dienst/ und schliesset die Thüre/
nachdem er heraus gegangen/zu/da in-
zwischen die Zuseher das Glück und
Ehre der Aufgeopferten zu besingen
pflegen. Da ich das erste mahl ein Zu-
schauer dieser traurigen Ceremonie
war / nahm ich alle Umstände gang
sorgfältig in acht. Die sich damahls
verbrannte / schiene nicht älter als

zwanzig Jahr zu seyn; Sie sahe der
Zubereitung zu ihrem Tode mit einer
Bewunderns-würdigen Standhaff-
tigkeit zu; zündete auch das Feuer mit
eigenen Händen an. Und weil ich mich
gar nahe an den Holzstoß gestellet/sahe
ich / wie sie den Kopff von ihrem Ehe-
Mann in die Höhe hub / ihr Gesichte
darauff legte/ das Tuch/darein er ge-
hüllet/küßete/ und also/ ohne einzige
Anzeigung einer Schwachheit/dahin
starbe. Einige Zeit hernach wolte ei-
ne / die nicht so jung war / eben dieses
Gelübde erfüllen: Diese hatte den
Tod mit einem hefftigen Eifer gesu-
chet/ aber da die Noth an Mann gien-
ge/hätte es ihr bald an Muth gefehlet;
Denn sie war kaum in den Holz=Stoß
hinein kommen/ wolte sie mit ganzer
Gewalt wieder heraus; Aber der Bra-
mine, so über ihre Zaghafftigkeit er-
zürnet/zwange sie/das sie den Tod/so sie
zuvor

zuvor selbst gesucht / leyden musste.
Sind nun die Leichen verzehret / so
wirfft man die Asche in Fluß / und die
Familien, darinne man so großmü-
thige Weibes-Personen gefunden/
werden vor andern hoch gehalten.

An den Orten / wo die Heiden die
Ober-Herrschaft haben / muß diesem
Geseze mit aller Strenge Folge geleis-
tet werden / und welche sich nicht selbst
anbieten / die verbrennet man mit Ge-
walt. Welches aber am Abentheu-
erlichsten ist / so werden die Heyrathen
offt unter Manns-Bolcke / so noch in
Mutter-Leibe sind / und Töchtern
von kaum 7. oder 8. Jahren geschlos-
sen / welche man denn / ungeachtet ih-
res unschuldigen Alters / wenn ihre
Männer sterben / verbrennet / indem
die Eltern sich vor eine (wiewohl bar-
barische) Ehre schätzen / solche / damit
E s diese

diese unmenschliche Gewohnheit bestätigt werde/hinzugeben.

In gewissen Königreichen in Indien ist diese Opferung ganz anders beschaffen; Man gräbt ein tieffes Loch/ und wirfft den Verstorbenen hinein / darinnen zündet man drey Tage nach einander ein Feuer an; und dahin wird die Wittbe gebracht; Doch/ damit sie bey Anschauung des Feuers sich nicht entsege/ bedeckt man es mit einer Blendung von Bananien-Blättern/ und wenn sie gnug herum gegangen / und Abschied genommen / stößet man sie durch diese Vermachung welche nicht viel wiederhalten kan/hinein.

Anderer vergraben ihre Todten in tieffe Gruben/ darinnen man denn die Wittben aufrechts stellet / und sie mit Erde biß an Hals bedeckt; Alsdenn kommt ein Bramin / und wenn er sie
zur

zur Beständigkeit vermahnet / so strangulirt er solches Schlacht-Dpfer / und scharret sie vollends mit Erden zu. Der König von Maudre hat niemahls unter drey bis vierhundert Weiber / welche sich / im Fall er stirbt / alle müssen mit verbrennen lassen.

Ben denen Begräbnißsen der Fürsten / so von dem Sevagi herkommen / hat man eine andere Gewohnheit: Man verbrennet mit seinem Leichnam alle Bediente / so ihm bey Lebens-Zeit auffgewartet / welches denn auff eine hohe Anzahl sich belaufft. So sind auch noch andere kleine Königreiche / darinnen man bey der Grossen ihren Leich-Begräbnißsen nicht minder grausame Gewohnheit / als wie ich ist erzehlet / in acht nimmt.

Das 18 Capitel.

Von den Tempeln und Kirchen der
Indianer.

Weil die Indianer unterschiedener Religionen sind / so sind auch ihre Tempel nicht von einerley Gestalt ; Die Mahometaner haben zu Suratte prächtige Mosqueen auffgebauet / de- rer in dieser Stadt über zweyhundert sind / iedoch nicht alle von Wichtigkeit: In denen Bildern haben sie einen Greuel / und bestehet manehmahl der Mosqueen ganze Zierde nur aus einem klein ausgemauerten Loth / so gegen Mecha zu stehet / welches man deswegen also angemercket / weil die Andächtigen nicht allezeit diese berühmte Mosque zu besuchen Gelegenheit haben: Auff diese Art sind dergleichen viel angerichtet / welche im übrigen kein ander Ansehen der Heiligkeit ha-
ben/

ben/ als ein Loch in der Mauer / und eine Cisterne/ damit sie sich/ wenn sie beten/ reinigen und baden können; Indessen heissen sie doch Mosqueen / und also wird auch die grosse Menge der Mosqueen zu Cairo und andern Städten/ wo die Mahometanische Religion die Ober-Hand hat / beschaffen seyn. Nachdem im Alforan enthaltenen Gesetze ist der Freytag ihr Sonntag/ an diesem zur Andacht gewidmeten Tage verrichten sie gemeiniglich ihr Gebeth / und theilen Almosen aus.

Der Heyden ihre Pagoden sind ausserhalb der Stadt / und haben nur die Reichesten dergleichen bey sich zu Hause. Sie sind von einem grossen Umfang / und gar zierlich gebauet. Bey ihnen ist ein Tag zur Andacht so gut / als der andere / und sie opfern

ihren Göttern sonst nichts / als was
kein Leben hat.

Die Parsis, welche / wie ich schon
gemeldet / nur die Sonne und das Feu-
er anbeten / haben weder Altar noch ei-
nige zur Andacht gewidmete Orthe.
Der Sonnen Bild war sonst ihr Ab-
gott; sieder sie aber unter des grossen
Moguls Gebiete leben / ist ihnen ihr
Gottes-Dienst verboten / und wenn
ja ein oder ander etwas von dieser Ge-
wohnheit behalten / so muß er sich
trefflich vorsehen / daß es nicht auskom-
me.

Die Unterthanen dieses Pringens /
sie mögen von einer Religion seyn / von
welcher sie wollen / tragen einen Tur-
bant, oder Bund / mit wenigen Un-
terscheid. Die Mahometaner und
Parsen lassen ihren Barth nicht ab-
scheren. Alles Manns-Beckel trägt
Röcke / so unsern Cassaqven gleich
kömmt /

kömmt / dessen Ermel enge / aber sehr lang seyn / also / daß sie an den Armen viel Falten machen. Sie haben eine Art von engen Unter-Hosen / so von vornen zu / und bis auff den Knöchel herunter gehen ; Und die Heyden tragen eine Art von Weiber-Röcken : Strümpffe zu tragen ist durch ganz Indien nicht in Gebrauch / und hat man daselbst keine andere Schuh / als Pantoffel. Das Weibs-Volk hat die schönsten Haare von der Welt / welche sie auch wohl in acht zu nehmen wissen. Ihre Kleidung ist wenig anders / als des Manns-Volcks / ausser was den Kopff-Bug betrifft. Wie sie sich denn auch der Schleyer / zu Bedeckung ihres Angesichtes / wenn sie auff der Gasse gehen / gebrauchen. Sie sind gerne nette gepuzt / und lassen ihren ganzen Leib mit dem kostbahrsten Wasser besprengen ; Man wird sie
nicht

nicht leicht frey und unbedeckt sehen /
 und die Eysersucht ist denen Maho-
 metanern so angebohren / daß sie auch
 auff die geringste gegebene Ursache sich
 hierinnen manchemahl gar weit verge-
 hen. Und so iemand von dieser ihrer
 Gemüths-Orth sonst nicht reden hö-
 ren / wird deren Beschaffenheit aus
 dem Exempel / das ich igo erzehlen
 will / leicht abnehmen können : Der
 Gouverneur zu Suratte hatte un-
 ter seinen Weibern eine / welche die
 andern mit unglaublicher Schönheit
 übertraff / berginniglich lieb / wurde
 also begierig / ihr Bildniß zu haben / da-
 mit er / weñ er von ihr reißt müste / in ih-
 rer Abwesenheit daran seine Sehnsucht
 stillen könnte. Als er nun erfahren /
 daß unter der Französischen Compa-
 gnie ein junger Kerl wäre / der über-
 aus wohl mahlen könnte / schickte er zu
 denen Directorn , und liesse sie ersu-
 chen /

hen/ daß sie belieben möchten / solchen Menschen zu ihm kommen zu lassen / worzu denn diese ganz willig waren.

Da nun der Gouverneur dem Mahler sein Begehren eröffnete / und den Dienst / so er von ihm verlangte / nach Würden zu belohnen Versprechung gethan / antwortete der Franzose / wie er sein möglichstes / ihn zu vergnügen / thun wolte / und davor keine Erkänlichkeit begehrte / sondern mit der Ehre vergnügt seyn wolte / wenn er so glücklich seyn könnte / den Gouverneur in allem zu vergnügen.

So arbeitet denn daran / sagte der Indianer / nach allem möglichstem Fleisse. Darauff sagte der Mahler : So beliebe er mich zu der Person zu führen / dero Bildniß ich machen soll. Was / fiel ihm der Gouverneur in die Rede / indem ihm die Röthe ins Gesicht stieg / wollet ihr wohl begehren /
mei

meine Frau zu sehen? Und wie/ ver-
 setzte der Franzose darauf/ kan er denn
 von mir fordern/ daß ich die Person
 abmahlen soll/ wenn ich selbige nicht
 gesehen? So könnet ihr nur euren
 Abschied wieder nehmen/ sagte der ey-
 fersüchtige Indianer weiter/ wenn ihr
 sie nicht/ ohne sie zu sehen/ mahlen kön-
 net/ denn ich lieber das Vergnügen/
 ihr Bildniß zu haben / entbehren/ als
 ihre Schönheit jemand's will sehen las-
 sen. Also siehet man/ wie weit der Ma-
 hometaner Thor- oder vielmehr
 Schwachheit sich erstrecket.

Indessen hat die Ruchlosigkeit und
 andere Laster unter ihnen die Ober-
 Hand mehr als zu viel / und die Wei-
 ber wissen ihre Männer schon zu be-
 trügen / sie mögen sichs mit ihrer
 Wachsamkeit so sauer werden lassen/
 als sie wollen.

Die Weiber bey den Parsen und
 Hey-

Heyden tragen kurze Camisöler/so hinten zugemacht/ die Ermel aber daran kurz sind. So haben sie auch Binden/ welche nach eines jeden Stand von gewissen Zeugen / welche umb den Leib und wieder umb den Kopff gehen und hernach zwischen den Gürtel eingesteckt werden. Sie sind durchgehends schön/ es darff jedermann frey mit ihnen umgehen / und sind ingemein der Liebe ergeben / ausser die Banianen, welche etwas erbahrer und eingezogener sind.

Mit Kleinodien treiben sie grossen Pracht/ als ihnen nur möglich; Denn ausser die Hals- und Armbänder / tragen sie an den Füssen Ringe / welche voll Sand/ oder einer andern Sache / welche klappert; Auff dem Kopff tragen sie kleine mit Edelgesteinen versezte goldene Kronen : Ihre Ohren sind

sind durchlöchert / auch darinne Ohr-
Gehäncke: In die Nase hängen sie ei-
ne güldene oder silberne Platte/welche
so groß daß sie ihnen das halbe Gesich-
te bedecket. Man kan sich nichts netters
als sie einbilden.

Die Reichen baden sich zu Hause/
die andern aber von früh Morgens
biß auf den Abend im Fluß / und die
Bramanen beten vor sie / und hüten
ihnen die Kleider / nemlich die / so sie
mitgebracht / umb sich / wenn sie aus
dem Bade kommen / umzukleiden/da-
rein sie sich in ihren Kleidern begeben/
und können sie es mit so guter Ge-
schicklichkeit verrichten/ daß man nicht
das geringste / so wider die Erbarkeit
läufft/ von ihnen sehen kan. Ihr Ge-
seze halten sie genau/sie sind aber
sehr wollüstig.

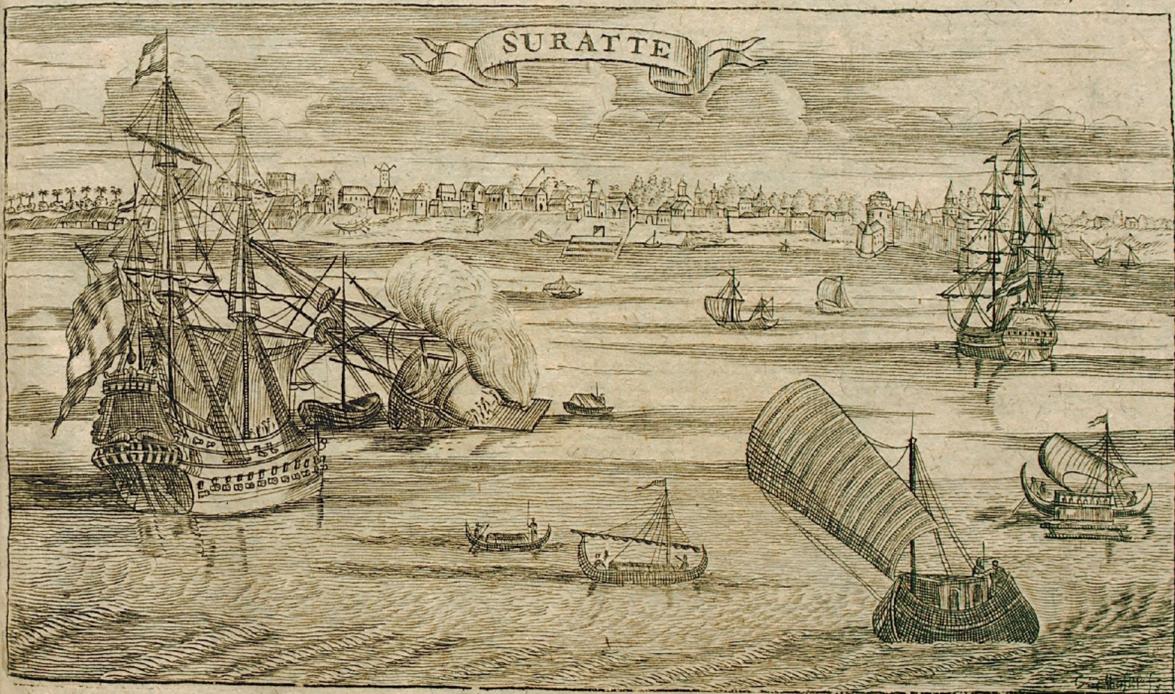
Das



Habitans de Suratte .











Das 19. Capitel.

Die Abreise von Suratte nach Malabar.

Am 6. Januarii 1670. giengen wir aus dem Hafen Sovaly mit einem guten Winde / welcher auch bis nach Rejapour also beharrete / da das Schiff / genant Force, blieb / wir aber weiter schifften. Wiesohl ich mich nun zu einer andern Zeit daselbst aufgehalten / will ich doch anigo davon / damit ich die Ordnung meiner Erzählung nicht unterbreche / etwas melden.

Es ist ein zu denen Ländern des Sevagi gehöriger Orth / welcher ein berühmter Rebelle / der dem grossen Mogul / und seinem Herrn / dem Könige von Bisapour / viel zu schaffen gegeben. Sie liegt recht unter dem 17. Grad der Aequinoctial-Linie Nordwärts

werts / gegen den Malabarischen Küsten / ungesehr zwanzig Meilen von Goa Nord-werts / man kan dahin auf einem Schiffbarn Fluß gelangen / zu dessen rechten Seiten ein Dorff ist / so nur von Fischern bewohret / vier Meilen weiter aber die Stadt Rajapour liegt / von der der Fluß den Namen führet. Die Schiffe in diesem Lande / welche nicht viel über 100. Tonnen tragen / können nur die Helfte bis an eine kleine Insel kömnen / mit denen Barqven und Chalouppen aber kommt man weiter / bey kleinen Wasser kan man durch diesen Fluß so leicht / als über einen kleinen Bach waten.

Die Engelländer haben ehemahls eine Colonie daselbst gehabt / aber die Indianer haben sie wieder heraus geschlagen. Vorweniger Zeit hat sich unsere Compagnie daselbst feste gesetzt

get. Sie hat allda ein schön Haus und einen schönen Garten/nahе bey einem kleinen Teich / daselbst ein Brunnen mit warmen Wasser quillet / so wegen seiner Tugenden eben so in Veruff/als die / von denen man in Europa so viel Ruhmens machet.

Die Gebürge und Wälder/ so nahe herum liegen/sind voller Affen / welche in des Sevagi Ländern in grossen Ehren gehalten werden/ und darff man/ ohne Lebens-Gefahr / keinen umbringen. Der Handel in Rajapour bestehet in Salpeter und Leinwand/ vor allen Dingen aber in Pfeffer / welcher daselbst in grosser Menge eingebracht wird.

Der Sevagi ist ein mächtiger Fürst/ welcher sein Glück so wohl zu gebrauchen gewußt / daß/ ungeachtet der grossen Macht seiner Feinde / er annoch den Strich von Suratte bis an Goa /
ausser

ausser etliche Städte / welche denen Portugiesen zugehören / beherrschet. Dieser entseßliche Nachbar brachte Goa in grosses Schrecken / allwo sonst die Vice-Roys Anno 1676. ihre Residenz gehabt / und hat auch zu unterschiedenen mahlen Suratte / wo er einen unmeslichen Reichthumb erbeutet / ohne daß er die Pagoden noch Mosqueen respectiret / grosse Furcht eingejaget.

Man hat darbey in acht genommen / daß er sich gegen niemand so bescheiden / als die Europäischen Nationes, auffgeföhret. Es ist zwar wahr / daß er ihre Gegenwehre sich besorgen müssen / unñ vielleicht kans seyn / daß er nicht sowohl aus einer Hochachtung gegen sie / als weil er / es möchte ihm der Unfall etwas schwerer gemachet werden / besürchtet.

Anno 1671. kam er das letzte mahl
nach

nach Suratte, und ließ allda so viel Merckmahl seiner Grausamkeit zurücker / welche man nachmahls nicht so leicht wieder gut machen können.

Alle seine Festungen hat er auff den Gebürgen; Seine Unterthanen sind eben so wohl Heyden / als er / iedoch dultet er alle Religionen / und ist einer von den grösten Politicis seiner Zeit.

Das Schiff / la Force, genant / bliebe also zu Rajabour, wo das Schiff / der güldne Adler / vor weniger Zeit angekommen / welches von Achem, der Hauptstadt der Insul Sumatra, die von Weibern beherrschet wird / (davon will sonst kein Geographus etwas wissen / wohl aber / daß unterschiedliche Könige darinnen wären /) und daselbst die Königin ihre Hoffhaltung haben / zurücker kam. Ehe man nach Achem kam / war es Masulipattam, einer Stadt in dem Königreich

F

Go-

Golconda, an der Küste von Coromandel/ vorbeu gefahren/ daselbst machet man die schönen Chites, die man Indianische nennet/ daran die Farbe eben so gut hält/ als in der Leinwand/ ohne daß sie den Glanz verlihren solten. Die Französische Compagnie hat daherumb überall ihref Pack-Häuser.

Das 20. Capitel.

Weiterer Verfolg der Reise nach Malabar.

Widern wir nun unsern Strich weiter nahmen/ fuhren wir im Gesichte der beyden Bestungen/ so an dem Eingange des Flusses bey Goa liegen/ davon ich zu anderer Zeit Meldung thun will/ vorbeu. Den 14 Januarii langeten wir vor Mirseou an/ und wurffen eben an selbigem Tage am Munde des Flusses Ancker. Mirseou

seou liegt in dem Königreich Vissapour, ungesehr 18. Meilen von Goa, Sud-werts/daselbst hat unsere Compagnie ein Pfeffer-Magazin. Der Landes-Strich ist sehr lustig und fruchtbar. Das erste/ so man findet/ wenn man den Fluß hinauff kömmt/ ist der Flecken Oder/ und die Bestung Mirseou; Selbige ist groß/ wohl mit Artillerie versehen/ und mit einem tieffen Graben umgeben. Der Gouverneur dieses Plazes war ein Persianer/ der überaus höflich/ und wurde Cojabdella genennet. So bald als man ihm unsere Ankunfft kund gethan/ gab er unsern Capitain die Visite, erwiese einem jeden unter uns grosse Höflichkeit/ und ludte uns zum Abend-Essen/ ungeachtet die Zeit zum Mittags-Mahl noch nicht kommen war. Wir folgten ihm/ etliche auf Trag-esseln/ andere zu Pferde/ unter

Begleitung seiner Garde, und der Schalmeyen und Trompeter.

Als wir auff dem Schlosse waren/ führete er uns in einen grossen Saal/ so mit dem reichesten Orientalischen Zeuge tapezieret war; Und wir mußten uns umb ihn herumb auff Küssen/ so eben so schön waren/ setzen. Unser Dolmetscher hatte kaum angefangen/ unfertwegen zu reden/ da eine Anzahl Tänzerinnen/ welche zu der Lustigkeit dieses Tages befehlicheet waren/ herein traten. Diese Weiber thun sonst nichts/ als daß sie des Tanzens abwarten/ welcher ganz ungemeyn/ und nicht eben zu erbar ist. Ihre Kleider sind prächtig/ sie sind alle wohlgestaltet/ und überaus abgerichtet. Diese seltsame Neuheit währte den ganzen Tag/ und war uns überaus beschwerlich / weil wir noch nüchtern/ und besser Lust hatten/ eine gute Mahlzeit einzunehmen/
als

als einem solchen Schau-Spiel / daran wir wenig Freude hatten / zuzusehen.

Endlich kam die Zeit / daß die Lichter angezündet wurden / welches uns Hoffnung zur Abendmahlzeit machte. Man führte uns in den Hof / da wir sahen / daß an statt eines gedeckten Tisches / die Tänzerinnen ihre Lust wieder anfangen; Endlich wurff man einige Lust-Feuer / welches biß um 10. Uhr in die Nacht währete / und bey uns groffe Ungedult verursachete. Zuletzt führte man uns in ein Gewölbe / da die Essen nach Landes- oder vielmehr des ganzen Orients Gebrauch auf der Erden stunden. Man trug unzehlich viel Speisen auf / aber vor Hunger kuntten wir keinen Unterschied des Geschmacks abmercken. Das Geträncke bestunde aus Limonade / welche wir aus grossen Porcellanenen Gefässe mit Burbaumen

men Löffeln/ darein ein Gläßgen voll
gieng/ schöpfften. Nach abgehobenen
Speisen wurde ein Hauffen Früchte
und Confituren unter einander auf-
gesetzt/ und auf diese Bewirthung fol-
gete wiederum der Tanz/ und kamen
wir gang späte in die Nacht/ wieder
vom Gouverneur, unter Begleitung
seiner Garde mit Trompeten/ in der
Compagnie Haus/ zurücke.

Des andern Tages bate man den
Gouverneur auf unser Schiff/ der ei-
nen jeden von uns/ die wir bey ihm zur
Tafel gewesen/ nach Würden beschen-
ckte. Man empfing ihn unter Lö-
sung der Canonen/ und wir wendeten
den ganzen Tag zu seinem Tracta-
ment an. Als er wieder zurücke
gieng/ beschenckte man im Nahmen
der Compagnie ihn und seine Offi-
cirer mit viel reichern Geschenken/
als die Seinigen gewesen/ und er war

so vergnügt über uns / als wir über seine Höflichkeit gewesen waren.

Der König von Visapour ist einer von den mächtigsten in Indien / ob er gleich dem Mogol zinsbar ist. Er bekennet sich zur Mahometischen Religion / doch sind seine Unterthanen fast alle mit einander Heydnisch.

Den 19. dito reiseten wir von Misseou wieder ab / und den 22. langeten wir zu Baliepatan an / da wir so viel Pfeffer fanden / als wir zur Ladung nöthig hattē. Baliepatan liegt im Königreich Cananor, an der Küste von Malabar 11. Grad und 2. Terrien, der Abend-Breite. Der Flecken Baliepatan ist nur eine Meile von der See / ziemlich groß / und von reichen Mahometanischen Kauff-Leuten bewohnet. Unweit davon ist der Königliche Palast / umb welchen viel prächtige Pagoden stehen / und ganz nahe dabei hatte der Prinz / so Gouverneur war / den

Unsrigen einen Platz zu ihrer größten Bequemlichkeit einräumen lassen / bis sich etwa ein Ort finden möchte / der noch besser wäre.

Das Schiff / la Force genannt / kam zwey Tage hernach an / und man liesse sich sehr angelegen seyn / beyde Schiffe abzufertigen / wie sie denn auff den 1. Januarii ab / und nach der Insul Dauphine seegelten / da sie den Herrn de Mont de Vergne einnehmen und wieder nach Franckreich bringen solten.

Das 21. Capitel.

Von Malabar.

Insgemein nennet man die ganze Gegend / so zwischen Suratte / bis an das Vorgebürge Comorin, die Malabarische Küste / aber wenn man es genauer nehmen will / so kan man nur am Berge Eli, welcher unter dem
12. Grad

12. Grad des Equatoris Nordwärts an- und bis zu den Bölckern / so den Nahmen der Malabaren oder Malavaren führen / rechnen.

Diese Küste hat mehr als 200. Meilen in der Länge / und theilet sich in viel Königreiche ab / derer Herren oder Prinsen Heyden sind. Und ob ihr Land gleich eben so groß nicht ist / sind sie doch keinem König zinsbar. Der mächtigste unter allen ist der zu Canonor, die andern fürchten und ehren ihn / man heisset ihn Colitri, welcher Nahme ordentlicher Weise dem / der solche Erone hat / gegeben wird. Der Samorin, oder König in Calicut, ist geringer / ob gleich dieses Länder von grösserer Weitläufftigkeit. Sie haben einerley Sitten / Religion und Gewohnheiten / und was man vom Könige zu Canonor wird melden können / das wird auch bey den andern zu mercken seyn.

Die Luft iſt an der ganzen Küſte gut/ und wird man in ganz Aſien kein fruchtbarer Land finden. Den Reiß erndet man daſelbſt des Jahres zweymahl ein; ſie hat trefflich Früchte/welche aber ganz anders/als die in Europa.

Ob ſchon der Cocus uns ſo einen delicaten Geſchmack eben nicht hat/ ſo verdienet doch der Baum/der ſie trägt/noch wohl/daß man ihn lobe. Die Malabaren nennen ihn Tenga, er iſt gerade/ohne Aelte / und inſgemein 30. biß 40. Fuß hoch; ſein Holz iſt ſchwammicht/oder faſicht/ daher es ganz locker und zum Bauen unſüchtig/ auſſer wenn es alt / und alsdenn dichter iſt. Die Wurzeln ſind ſubtil, aber deren ſehr viel/liegen nicht tieff in der Erden/und ſind von auſſen alle zu ſehen; weßwegen ſie aber dennoch der Gewalt der Winde widerſtehen/ und muß es ſonder

der

derlich seyn / wenn man ihrer solte von Sturm-Winden umgeworffen finden.

Auf dem Gipffel wachsen ungefehr zwölff Blätter heraus / so zehen Fuß lang / und anderthalben breit / welche gespalten / wie am Palm- oder Dattel-Bäumen ; mit welchen / wann sie durre / man die Häuser deckt ; von deren feinsten Faserlein machen sie Matten / von den was gröbern aber Rehr-Besen : Das mittelste an den Blättern dienet gut zum Brennen.

In der Anzahl sind sie gleich abgetheilet / denn so bald eines abfällt / so bald wächst darnach ein anders. An dem Wipffel des Baums findet man einen grossen Zweig / wie der Carviol gestalt / welcher aber viel delicater, als der rechte / daran sich wohl zehen Personen satt essen können ; Weil aber der Baum / so bald man diesen

F 6 Zweig

Zweig abschneidet / verdirbt / so schneidet man / wenn man es zum Essen brauchen will / solchen insgemein unten am Stengel abe. Zwischen dem Gipfel und Blättern sind unterschiedliche Stengel / eines Armens dicke / welche man abschneidet / daraus denn ein weißer / süßer und angenehmer Saft rinnet / welches die Trin / so die Ackerleute oder Bauern bey denen Malabaren sind / des Abends und Morgens in denen Gefässen / so sie an die Dertel / da er hervor rinnet / binden / auf-fangen ; Dieses ist an statt des Weins in diesem Lande / den sie Soury oder Tary nennen / und eben wie der unsere truncken macht ; wenn er etliche Stunden stehet / wird er scharff / und in 24. Stunden ganz sauer / und man braucht auch in ganz Indien keinen andern Esig. Man machet auch Brantewein daraus / welcher / wenn er oft übergezogen

gen wird/ sehr starck ist. Wenn man diesen neu von dem Baum auffgefangenen Saft in ein Becken mit lebendigen Kalck zusammen thut / wird er wie Honig/ welchen man zu allerhand Eingemachten brauchet; Wenn man ihn aber lange sieden lässet / wird Zucker daraus/ welcher zwar nicht so gut/ als der aus dem Zucker-Rohr wird/ jedoch von armen Leuten davor gebrauchet wird. Die Malabaren nennen ihn Jagara, und die Portugiesen Jagre. So lange der Tary herausläufft / und die Stengel nicht wieder verwachsen / so trägt er keine Frucht/ wenn man sie aber wachsen lässet/ treibt eine dicke Traube heraus/ daran die Cocos an der Zahl 10. bis 12. hängen. Weil sie neu sind/ ist die Schale zarte / daß man sie gar leichte auffschneiden kan / daraus gehet ein klar und kühlend Wasser/ von gar anmuthi-

thi=

thigen Geschmack; Etliche davon geben ein halbes Nösel / und andere fast ein gang Maas.

Mit der Zeit wird dieses Wasser zu Fleische / welches Anfangs weiß und weich ist; und alsdenn heissen es die Malabaren Elenir, und die Portugiesen Lagne. Wenn sich nun alle Feuchtigkeit verlohren / wird die Frucht harte und dichte / und hat einen Geschmack / wie die Nüsse. Es ist in Franckreich mehr als zu bekant / und also unnöthig / daß ich mich in Erzählung allen dessen / worzu man es gebrauchet / viel auffhalte / wegen deren Menge / indem sie von allen Orten her zu bekösten / so sind sie nunmehr eben so rar nicht / iedoch wird ihrer natürlichen Schönheit dadurch an Werthe nichts benommen. Dieser Baum trägt des Jahres dreymahl solche Cocos-Nüsse / deren etliche des Kopffs groß / welche

che von einem geringen Winde herunter geworffen werden können/und deswegen nicht gut ist / ihm viel zu nahe zukommen. Aus dessen Bast macht man Schiff-und andere groß und kleine Seile / welche man zu den Größesten Schiffen brauchen kan/ so auch in dem See-Wasser wohl ausdauern. Und weil diese Frucht inüberaus großer Menge zu bekommen / so kan man über dieses/wie man sie in solchen Lande zu Nutzen pfeget / Kohlen daraus brennen / welcher sich sodann die Schmiede bedienen.

Die Röche machen alle ihre Speisen mit einem Safft/welcher von dessen Kernen gemacht wird / indem sie solche klein reiben. Man ziehet auch ein Del daraus/welches die Indianer essen und zum Brennen brauchen. Das Gefögél und die Schweine werden von solchem Marck gemästet/und etliche

che arme Leute brauchen es an statt des Brodes; Alle diese Nutzbarkeiten machen diesen Baum sehr werth / ob er gleich so seltsam nicht ist; Und man kan daraus nicht eben ein groß Schiff / wie etliche haben wollen / aber doch wohl eine Barque, so mit Seegel-Stangen / Seegeln / Seilen / Lebens-Mitteln und Kauffmanns-Wahren beladen / zu wege bringen / welches alles allein von dem Cocos-Baum und seiner Frucht genommen.

Es sind noch zwey andere Arten von Palm-Bäumen / deren eine Datteln trägt / welche in Indien niemahls zeitig werden. Dieser / als welcher nur 8. bis zehen Schuh-hoch / hat keine Aeste / und treibt nur am Gipffel etliche Blätter / wie der Cocos-Baum; aber sie sind viel kleiner. Man durchbohret den Stamm / und ziehet mit absonderlich darzu gemachten Röhren einen

einen gewissen dem Harz gleich kom-
menden Safft heraus / den sie Nery
nennen / daraus auch Eßig und Bran-
tewein / aber kein Zucker kan gemacht
werden. Der andere ist der Palm-
Baum, Brabo, oder der wildere: Die-
ser trägt eine schlechte Frucht ; Der
Safft davon ist eben so gut / als von
Cocos, welcher Trafouli geheissen
wird. Dieser Baum ist viel grösser /
und treibt gar gleiche Blätter / von so
übernaturlicher Grösse / daß man mit
einem einBette fünf Schuch lang be-
decken kan. Man macht daraus Son-
nen-Schirme / oder Sombrianos,
nach der Portugiesischen Sprache /
welche so wohl vor den Regen als die
Sonne helfen.

Das 22 Capitel.

Von der Jacca und der Manga.

Die Jacca ist eine Wunder-grosse
Frucht

Frucht / also / daß ein Mann an
 einer allein zu tragen hat. Der Baum
 ist so groß / als unsere Apfel-Bäume /
 dessen Laub kommt denen Lorber-Blät-
 tern gleich / wiewohl sie etwas breiter.
 Die Frucht hängt allezeit am Stam-
 me / weil die Aeste solche nicht würden
 ertragen können. Zuerst treibt etwas
 hervor / so wie weiß Moos aussiehet /
 sie ist allezeit grün / welche Farbe sie
 auch behält / bis sie reiff wird / ihre Scha-
 len sind denen Ananes gleich / und stieß
 dicke / doch so / daß man gar leichte durch-
 schneiden kan / doch muß man die Hän-
 de und das Messer mit Oel oder But-
 ter beschmieren / damit das Gummi
 oder der Leim sich nicht anhänge. In
 dieser sonderlichen Frucht findet man
 unterschiedliche Abtheilungen / welche
 mit einer Art grossen Pflaumen / von
 der Größe eines Hünner-Eies / ange-
 füllet / und sind derer vielmahls bis

200. heysammen/welche 10. Menschen kaum aufessen können. Das Fleisch daran ist Fingers dicke/die Farbe ist gelb/und schmecket wie die besten Melonen. In der Mitten ist eine Castanie/welche ganz locker liegt/ und den Europäischen gleich kommt. Diesen Kern pflegt man nicht leicht zu essen/weil es der Samen zu der Jacca ist; es ist eine ungesunde und allezeit schädliche Frucht/wenn man nicht Wasser darauf trincket.

Die Manga ist von einer andern Würdigkeit. Diese kommt unsern Pfirsichen gleich/ etliche sind roth/weiß/grün/etliche sind so dicke/und als ein Ey/andere aber übertreffen an der Grösse unsere grösssten Birnen. Die Schale ist glatt/das Fleisch weich/darinnen der Kern so fest/das man ihn nicht leichte abbringen kan. Sie wächst in ganz Indien/aber nicht überall gut.
Um

Umb Malabar ist sie am schlechtesten:
 Um Suratte und Damon sind sie noch
 gut genug; aber die Besten kommen
 aus der Insul Joa, und wahren vom
 Martio bis auf den Septembr. Gri-
 ne eingemacht sind sie am besten; In
 Ezig kan man sie auch aufbehalten/
 und werden gemeiniglich in Indien an
 statt des Salates gebraucht. Der
 Baum ist so groß/als ein Nuß-Baum/
 dessen Holz zu allerhand Fischer=Ar-
 beit gebrauchet wird.

Das 23. Capitel.

Vom Pfeffer/ Cardamomen/ Ca-
 nel oder Zimmet. Rinde/und
 dem Kraut Bethel.

Dies Bäumgen/ darauf der Pfeffer
 wächst/ pflancket man an die groß-
 sen Bäume/ daß es daran aufwachsen
 könne: dessen Blätter kommen dem
 Epheu gleich/ und riechen so scharff als
 sie

sie auch schmecken. Der Pfeffer wächset träublicht/und siehet erst grün/wird hernach mahlß/wenn es reiff wird/roth/und endlich/wenn er an der Sonne getrocknet wird/also/als wir ihn bey uns/nehmlich schwarz/sehen. Es sind nicht zweyerley Sorten/wie wir uns einbilden/sondern es bestehet der ganze Unterschied darinne / daß der schwarze noch in seiner Haut / der weisse aber abgeseheet ist/ welches gar leicht gethan ist/und man ihn nur/ehe er gar trucken wird/stossen / oder wenn man ihn eine Zeit in Wasser geweicht / abreiben darff: Also können die / so gemeinen Pfeffer haben/ ihn bald weiß machen. Wenn er Grün ist/macht man ihn mit Zucker ein/welches bey den Unterthanen des grossen Moguls gar ein gemeines Tractament ist. Die Indianer richten ihn auff gewisse Masse zu/welches sie hernach Achar heissen/
wel

welches ein Nahme / so sie allen den Dingen / so in Eßig geleyet werden / beylegen.

Ob schon der Pfeffer von unterschiedenen Orten herkommt / so wächst er doch nirgends häufiger / als zwischen dem Strich von Rajapour, bis nach Comorin. Der Grosse kommt von Visapour und Canara. Der in den Malabarischen Gegenden / nehmlich / vom Berge Eli, bis an der äußersten Südlichen Spitze dieser Küste / ist viel kleiner / er wächst aber viel häufiger / daher ihn auch alle andere Nationen / solchen in ihre Länder zu führen / bekommen.

Die Cardamomen werden im Königreich Cananos auf einem 6. oder 7. Meilen vom Meere abgelegenen Gebürge / und sonst an keinem Orte / gesamlet. Welches Stücke Land denen Besitzern ein grosses einbringt: denn man darff ihn weder pflanzen noch säen;

die

Die einzige Mühe / so man dar-
bey hat / ist diese / daß sie / wenn
es aufgehört hat zu regnen / das
Kraut darvon verbrennen: da denn die
Sonne es bald vollends trucken macht/
und von ihrer Asche wird das Land schon
so zugerichtet / daß sie Cardamomen
hervor bringet. Sie werden durch
gans Indien / Persten und Arabi-
en verführet / allwo diese Völcker
ihrem Reiß keinen Schmach abzuge-
winnen vermeinen / wenn er nicht mit
Cardamomen abgewürget / und wird in
Orient alles verthan / ausser dem weni-
gen / was man in Europa zu der Medi-
cin bedarff. Sie werden dreymahl
theurer / als der Pfeffer verkaufft.

Auf dieser Küste findet man auch
Zimmet-Kinde / sie ist aber noch lange
nicht so gut / als die in der Insul Ceylon /
welche die Holländer denen Portugie-
sen abgenommen.

Die Blätter / welche die Malabaren
Bett-

Bettle, die Portugiesen Bethel, und die andern Völcker in Indien Panthle nennen/verdienet wohl/das wir es hieher mit setzen; solche wachsen eben auch auff einem kleinen Bäumgen/ wie der Pfeffer/und hat mit jenem fast gleiches Laub/wie der Ephen / der Geschmack ist aromatisch und sehr lieblich/von einer rechten natürlichen grünen Farbe. Man kan es weiß machen/ ohne das es von seiner Krafft etwas verlieret/wenn man es in kleine Kästgen von Bannanien-Holz einschleusst/ und des Tages einmahl anfeuchtet/ ohne Areca wird es nicht gekauet.

Dieses ist eine kleine Frucht/die den grünen Nüssen gleich siehet / davon man / indem man sie einweichet / die Schale abfaulen läffet. Wenn der Areca noch neu ist / so stincket er/ aber wenn er lange liegt und trucken wird/ so vergeht ihm der übele Geruch. Es hat

hat einen scharffen Geschmack / so einen
zum Husten bringet; Wenn man sol-
ches mit dem Bethel brauchen will /
muß man einer Erbsen groß gelöschten
Kalck auff 3. biß 4. Bethel-Blättern/
und darauff den 4. Theil einer Areca
nehmen / und solches alles zusammen
wickeln / daran man denn lange kauet
kan / etliche nehmen darzu einige Kör-
ner Cardomomen, eine Würß-Ne-
gel / oder ein wenig Zimmet / damit es
desto besser schmecke. Der Baum / da-
rauff der Areca wächst / ist hoch / gera-
de / ohne Aeste / hat nur etliche Blätter /
sein Holz dienet zum Bauen / doch ins-
gemein zu Mast-Bäumen und See-
gel-Stangen auff die Barqven, weil
es zu grossen Schiffen zu schwach seyn
würde / der also præparirte Betle /
stärckt den Magen / hilfft dauern / und
macht einen wohlriechenden Athem.
Die Lippen und auch der Speichel
S wird

wird roth davon / welches deren etlichen Anlaß gegeben/davon zu melden/das sie das Blut aus dem Zahn-Fleisch zögen. Im übrigen hat es eine treffliche Tugend / die Stein-Schmerzen zu stillen / welches ich denn an unterschiedlichen meinen guten Freunden selbst gut befunden. Und damit man desto weniger zu zweiffeln habe/so ist zu wissen/das an allen Orten / wo er gebraucht wird/ mit dieser schmerzlichen Krankheit niemand beladen sey. Wenn man das Betle das erste mahl brauchet / macht es einen überaus tumm in Kopffe / man kan aber solches vermeiden/ wenn man aus der Areca eine gewisse weisse Materie nimmt. Die Europäer / so der Luft in Indien gewohnet / können das Betle so wenig entrathen/ als die Inwohner.

So häufig als diese Blätter zu bekommen sind/ so sind sie nichts desto weniger

niger werth geschäzet. Wenn man einander besuchet/ist das die vornehmste Ehre / daß man einem ein Paqvete Betle vorsezet / und würde es einen sehr verdriessen / wenn dergleichen nicht geschäbe / auch eben so ein grosser Schimpff seyn / wenn man es anzunehmen verweigerte ; wiewohl man nicht gezwungen ist / solchen auff der Stelle zu gebrauchen / weil sich alle Asiarer vor dem Giffte fürchten / und von Natur mißtrauisch sind.

In gang Indien/und absonderlich in Malabar ist ein Baum/von ziemlicher Höhe / dessen Blätter denen Lorbeer-Blättern gar gleich kommen/oder doch gar ein weniger Unterschied darunter seyn wird. Dieser trägt weisse gang wohlriechende Blumen / aus dessen Stamm ein Gummi die Länge herunter heraus tringt / so man zum Schifften brauchen kan.

Was aber der Baum sonderlich an

sich hat/ist dieses/das dessen Aeste/wenn sie in die Höhe gewachsen/wieder herunter in die Erde sich beugen / worinnen sie/so bald sie sie berühren/ Wurzel fassen/und mit der Zeit so dicke und starck werden / daß man gegen den ersten und alten Stamm sie nicht unterscheiden kan; Und wenn man solchem Baum nicht Einhalt thäte/ und sie abhiebe/würde einer ein grosses Land besetzen können. Malabar bringt alle Hülsen-Früchte/wie sie bey uns wachsen/hervor/ iedoch hat es auch ihre besondere Arten/absonderlich sind daselbst Bonen vier Finger lang/deren Hülsen anderthalb Fuß lang / sie wachsen in kurzer Zeit/ es ist nicht viel sonderliches daran / und pflegen nur die armen Leute solche zu essen. Die Gärtner bauen sie nicht / als denen Lust-Häusern Schatten zu geben; wiewohl derer Vermachung mit noch einem

an

andern Kraut bekleidet wird / dessen Stengel sehr zart / daran unzählliche Blätter / wie Bibernell / und viel rother Blumen / von der Größe des doppelten Jesmins / welche aber keinen Geruch haben / und nur hübsch aussehen; Wenn die Sonne aufgehet / kommen sie hervor / und wenn sie unter gehet / fallen sie wieder ab / und dem ungeachtet hat man sie alle Tage durchs ganze Jahr / wiewohl man diese Pflanze nur einmahl säet / weil der Saame / so bald er ausfället / gleich bekleibet / und allezeit von neuen auffwächst. Die Malabaren fragen nicht so viel nach den Blumen / als des Mogols Unterthanen / und deren Weiber sind vernügt / daß sie ihren Leib mit Cocos-Dele schmieren / ohne daß sie sich um was wohlriechendes bekümmern / dergleichen doch in ihrem Lande viel zu bekommen.

Das 24. Capitel.

Von den Thieren / und abson-
derlich von Elerhanten.

In Malabar sind keine andere Vö-
gel/als in übrigen Indien zu befin-
den. Es giebt da viel grosse und kleine
Papageyen/ man wird derer in einem
Netze zwey bis dreyhundert fangen/
daselbst lehret man sie gar nicht reden/
weil sich nur die Europäer darüber die
Mühe nehmen. Wildpret ist daselbst
in grosser Menge/ und gar leichte zu
bekommen/ausser der Pfau/der schwe-
rer zu fangen / wiewohl man ihn gar
offte habhafft wird/ und verspeiset/des-
sen Federn durch gang Asien Mode ist/
und man vor die Vornehmen Son-
nen-Schirme und Windfächer/ mit
Gold und Edelgesteinen gezioret/ ma-
chet. So haben auch die Malabaren
alle Arthen von Flügel-Werck. Unter
denen

denen vierfüßigen Thieren hat wohl der Elephant die erste Stelle/ und ob er gleich von andern Orten dahin gebracht wird/ muß man ihn doch unter die Thiere/ so man an den Malabari- schen Küsten findet rechnen. Es ist wohl das gröste Thier auff dem Erdboden/ dessen Kopff ist nach seiner Leibes-Gestalt eben nicht so groß/ hat grosse Ohren/ in Gestalt der Fleder- maus-Flügel/ runde und durchaus gleich dicke Beine/ welche aber doch Gelencke haben. Seinen Rüssel brauchet er wie eine Hand/ und fasset damit/ was man ihm darreichet/ kan solchen auch bald lang bald kurz machen/ und was er damit fasset/ ist nicht möglich wieder heraus zu reißen; Einen Sebel führet er so gut/ als ein Mensch. Dieser Rüssel ist hohl/ und wenn er trincket/ ziehet er damit das Wasser an sich/ und läset es hernach in sein Maul

S 4 lauf.

lauffen. Ich habe ihrer etliche wieder aus dem Fluß kommen sehen/ welche fast einen Eymer Wasser darinne zurück behalten/ und damit die jenigen/ so ihnen nicht gefielen/ oder was zu Leide gethan hatten/ besprizeten. An Verstande und Gedächtniß kommt dem Elephanten nichts gleich/ wie ich davon durch unterschiedliche Zeugnisse überführet worden.

Eine iede Stadt in Indien hält sich gewisse Leute/ welche nichts thun/ als daß sie die Gassen und die Häuser kehren müssen. Nun hatte zu Suratte ein Knabe von zwölf Jahren/ dem diese Arbeit daselbst oblag/ solchen Unflath zusammen gekehret; Als er nun einen Elephanten vorüber gehet/ fasset er dessen/ so viel er kan/ in beyde Hände/ und wirfft es diesem Thiere auff die Nase/ daes denn damahl nicht das geringste von sich merken liesse/

Wesse / daß es böse wäre. Als ihm aber dieses Kind einige Tage hernach wieder begegnete / ergreiffte er es mit seinem Küssel mitten bey dem Leibe / und drehete ihn in der Luft wohl hundertmahl herum / und dieses mit solcher Gewalt / daß iederman / der es sahe / darüber erschrockt; doch sahe man nachmahls / daß er dem / so ihn vexiret / nur hatte ein Schrecken einjagen wollen / indem / nachdem er eine lange Zeit sich damit belustiget / ihn ganz sachte wieder auff die Erde setzte / und seines Weges gieng.

Der Vice-Roy von Portugall wolte einstmahl einen / den er hatte / seinem Könige schicken / und befahl / daß man ihn auff das erste Schiff / so nach Lissabon gieng / einschiffen solte. Sein Wärter aber schwagte ihm vor / wie man etwa einem Menschen thun möchte / daß er in ein Land würde gebracht

bracht werden / da ihm die größte
Dienstbarkeit bevor stünde / und brach-
te den Elephanten auff den Sinn / daß
man ihn durchaus nicht auff das
Schiff bringen kunte / und kostete es
etlichen / die ihn mit Gewalt darzu
zwingen wolten / das Leben ; Als dem
Vice-Roy dieses hinterbracht wur-
de / und er nicht zweiffelte / daß diese
Widerspenstigkeit ein Stückgen / so
sein Führer gespiellet hätte ; sagte er
mit hefftigen Betrohungen / daß dieser
Mensch innerhalb wenigen Tagen / so
er ihm bestimmete / den Elephanten zu
solcher Reise überreden solte ; Dieser
Mensch besorgte sich / daß es ihm ans
Leben kommen würde / machte alles
wieder gut / und brachte den Elephan-
ten durch andere Lectiones, indem er
ihn beredete / daß er zu einem Herrn
kommen solte / der ihm alles Gutes
thun würde / dahin / daß er sich ohne
grosse

große Mühe ins Schiff bringen liess.
se.

Alle große Herren unterhalten Elephanten/und die Könige bedienen sich derer im Kriege/ und beladen sie mit Canonen und gewaffneten Leuten. Ich habe es bey den Gouverneurs in Indien gesehen / daß wenn sie darauff spazieren reiten wollen / sie Zelte über sie ausspannen lassen / dergestalt/ daß die Mannes- und Weibes-Personen besonders eingetheilet gewesen / und man hatte auch solche/ darauff das Essen kunte zugerichtet werden.

Man legt über sie eine Art von einer Decke / deren ich etliche gesehen/ daß man darzu 24. Ellen Tuch verbraucht / und ich kan versichern / daß man ihrer antreffen wird/ welche noch viel größer sind/ welches man durch ihre Zähne erweisen kan / indem von diesen etliche nur 3. bis 4. Schüch lang/
S 6 und

und ein Mann gar leicht tragen konnte: Von Bombaze und Monsambique, zweyen in Africa gelegenen Orten/werden ihrer gebracht/welche 10. Schuh lang / und zwey Personen einen kaum erheben können. Aus Indien werden dergleichen Zähne viel gebracht: Ein Elephant hat derrer nur zweene/und ist dieses/was wir Helffenwein nennen. Zeithero ich die Wahrheit selbst erfahren/ und gesehen / habe ich mehr als einmahl bewundert/das so viel Leute sich solche falsche Dinge bereden lassen / und sie in die Welt hingeschrieben/als ob ein Elephant in seinen Beinen kein Gelenck habe / und sich nicht niederlegen / auch wenn er das Unglück hätte zu fallen / nicht wieder aufstehen könne / sondern sich/wenn er schlaffen wolle / an einen Baum lehnen müsse: Das also dieses das einige Mittel / wenn man ihn fangen wolle/
wenn

wenn man den Baum/ den man wüßte/
daß er sich daran zu legen gewohnet ab-
schnitt/ damit er mit ihm zugleich übern
Hauffen fiele; Welches eine fabelhaff-
tige Erzehlung / von solchen Leuten /
welche nicht hintern Ofen hinwegkom-
men; Wer aber Asien gesehen/ wird
leicht ein anders bezeugen können.

Der Elephant legt sich gar leicht
nieder/ beugt die Knie/ wenn sein Herr
auffstehen will / schläfft auch nicht an-
ders/ als ein Pferd. Wenn man a-
ber ihn fangen will/ und weiß / was er
vor einen Gang hält / so gräbet man
dahin Gruben / und bedecket sie mit
schwachen Aesten und Erde / da er sich
unstreitig hinein stürzet / und derge-
stalt wird man seiner mächtig / weil er
vor Schwierigkeit nicht heraus kan.
Die Schwarzen in Africa essen von
ihm / und habe mir sagen lassen / daß
sein Rüssel überaus delicat seyn soll.

Man tödtet sie nicht selten der Zähne wegen / und man findet ihrer auch / so von sich selber ausgefallen. Die Haut ist dicke / daß / wenn sie zugerichtet, eine Mousqueten-Kugel kaum durchgeheth. Die kleinen / welche / wenn ihre alten todts / und sie in der Irre herum gehen / ziehet man auff. So überaus groß als nun dieses Thier ist / so trefflich wohl kan es schwimmen / und trefflich geschwinde gehen / und sein Ruth kommt mit der Stärke / die es hat / gar wohl überein ; Die Könige können sie auch im Kriege gar wohl gebrauchen.

Weil ich in Indien war / wolte ein gewisser Gouverneur einigen vornehmen Personen eine sonderliche Lust machen / und sie einen Tieger mit einem Elephanten streiten sehen lassen / an deren Größe und Stärke ein grosser Unterschied : das Tieger war wegen seiner

Hur-

Hurtigkeit/starcken Klauen und Zähne
 überaus gefährlich; Es sprang seinem
 Feind an den Rüssel / untern Bauch/
 und auff den Rücken/und verwundete
 ihn grausam/und der Elephant schlen-
 ckerete es manchmahl mit dem Rüssel
 weit weg / nachdem er es unter seine
 Füße zu bringen offit sich bemühet. Da
 sie nun in diesem Kampff immer hitzi-
 ger wurden/ so zerfleischete der Sieger
 den Elephanten / wo er ihn nur an-
 grieff / und der El phant lag ihm auch
 mit grosser Gewalt auff dem Leibe. A-
 ber nach langer Mühe behielt weder
 dieses noch jenes die Oberhand/sondern
 es kostete einem so wohl / als dem an-
 dern das Leben.

Die die Elephanten regiren / nen-
 net man Cornac, sie setzen sich auf den
 Hals/ da sie gar feste sich zu halten wis-
 sen; sie brauchen keinen Zaum/sondern
 haben zween Hacken/ unterschiedlicher
 Grös-

Größe. Der kleine dienet anstatt des Sporns/ und mit dem schlagen sie den Elephanten in den Kopff/ ihm nach ihren Belieben fortzutreiben / und deswegen hat er stets eine Wunde auff dem Kopff/ daraus Blut rinnet: Den Großen brauchen sie aber/ wenn er tolle oder hisig werden will / ihn/ wenn der Kleine nicht zulänglich seyn will/ damit aufzuhalten. Ich habe es gesehen/ daß einer/ der dem Fürsten zuständig war/ durchgieng/ und Bäume und Häuser übern Hauffen warff/ welche ihm gewiß nicht so feste/ wie die Unsrigen/ Wiederhalt thun kunten/ und daher die Einwohner sich davon und an sichere Derther begeben musten; Wie denn unsere Wohnung gar offte von solchen Leuten angefüllet war / welche der Grausamkeit solcher Thiere aus dem Wege gegangen waren.

Die Könige in Malabar bedienen sich

sich gar offte / ihre aufrührische Unter-
thanen mit zu straffen / indem sie solche
auf ihre Felder gehen lassen / daß sie ihne
die Bäume verwüsten müssen. Und weiß
ein Elephant von rechter Stärke / wird
er einen Cocos-Baum mit einem
Stoß übern Hauffen werffen. Die
Kauflente miethen solche / brauchen sie /
ihre Schiffe und Barken / wenn sie
solche ausbessern wollen / aufs Land zu
ziehen. Diese Thiere / welche die Grö-
ße und Herrligkeit ihrer Herren an
Tag legen / werden auch von den Bra-
manen gebraucht / daß sie die Bildniß-
se ihrer Götter an den Fest-Tagen he-
rum tragen müssen / und sind gewisse
Pagoden , welche solche zu der-
gleichen Dienst unter-
halten.

Das

Das 25. Capitel

Weiterer Verfolg von denen Thieren / und absonderlich vom
Zieger-Thier.

Unter allen Orientalischen Ländern findet man in Malabar die meisten Zieger-Thiere. Nach ihrer unterschiedlichen Grösse sind deren dreyerley Arten; Das kleinste ist wie eine grosse Kage / und ich habe eines in dem der Compagnie zuständigen Hause zu Cananor gesehen / welches fast so laut schrie als ein Dohse. Diesem durffte man nichts als Fleisch zu essen geben / und wenn man ihm etwas Reis vorwarff / gieng es so weit zurücke / als es von der Kette kunte / damit die Hünner und Enden hinan kommen konten / welche es hernachmahls würgte. Endlich kam es loß / und weil ich einer von den ersten war / so es verfolgten / so biess
es

es mir eine ziemliche Wunde in die Hand/ und kam ins weite Feld / daß wir es nicht wieder bekommen konnten.

Die andere Art/ ist von der Größe eines Schöpfes/ oder eines kleinen Kalbes; Dieses ist das gemeinste/ und thut unter dem zahmen Vieh den größten Schaden/ und verwüstet die Länder. Diesem darff man ungescheut nachstellen. Und damit die Könige ihre Unterthanen desto besser darzu aufmuntern mögen/ so wird dem/ so eines tödten wird/ ein golden Arm-Band versprochen/ welches ein großes Geschenke/ das den jenigen/ so es trägt/ gleichsam/ nach unserer Art zu reden/ in den Adel-Stand erhebet/ weil nur der König / dergleichen zu tragen / einem Macht geben kan. Ich habe einen Mann gesehen/ der eines umgebracht/ ohne daß er verwundet worden/ und doch

doch nur sein Schild und Schwerdt darzu gebraucht hat.

Die Engelländer aber waren zu Baliepatan nicht so glücklich/zu denen kam eines in der Nacht/ und that grossen Schaden. Da sie nun des Unwesens müde/ nahmen sie ihr Gewehr zur Hand/ und warteten ihm vor. Mit dem ersten Schuß wurde es verwundet; welches aber zu nichts anders diente/ als daß es noch grimmiger wurde/ sie anfiel/ ihrer zwey oder dreye ums Leben brachte/ und hernach davon lief/ wo es herkommen war.

Ich bin manchemahl durch ihre Grausamkeit/ als ich in Malabar ankommen/ in Lebens-Gefahr gerathen: Die grosse Hitze zwang mich/ daß ich mich ausser dem Hause zwischen drey grosse Hunde legete/ welche zu meiner Sicherheit wachen solten. Einmahls wurde ich durch ihr Gebell und Geschrey

schrey aufgewecket/und da ich sahe/dasß sie Ausreisß gaben/ruffte ich nach Leuten; und als sie kamen/so bald wurden wir alle gewahr/ daß einer von den Hunden fehlte; Man mußte Fackeln anzünden/ und ihn suchen/ man fand aber nicht eher als des andern Tages etwas von seinen Gebeinen/so hin und her geworffen waren. Dieser Zufall brachte mich dahin/dasß ich mich änderte/und nicht mehr außser dem Hause schlief.

Das Ziegerthier von der letzten Art ist so groß/ als ein Pferd/welches die Portugiesen das Königliche Zieger nennen; Lebendig hab ich keines gesehen/ aber wohl die Haut davon/ so man über ein Bette 6. Schuch lang decken kunte. Solches trifft man an der Nord-Seite von Goa an/ und ist daselbst sehr gefährlich/ alleine und ohne Gewehr zu gehen. Ich habe einen
Por-

Portugiesischen von Adel gekennet/
Nahmens Juan de Siqviera, der zu
Daman wohnete/ und nahe bey solcher
Stadt ein Lust-Haus hatte. Als ihn
nun zween seiner guten Freunde be-
suchten, wolte er/ nachdem er sie tra-
ctiret/ eine Lust machen/ und Schweine
zu schiessen mit ihnen ausgehen:
Sakten sich also alle dreye auf einen
kleinen Wagen/ hatte ieder sein Rohr
bey sich/ und machten sich also auf den
Weg Sie waren aber kaum etliche
Schritte fortgefahren/ so sahen sie ein
solch Königlich Zieger auf einem We-
ge herkommen/ da sie vorbeymusten.
Nach langer Beredung fiel der
Schluß/man müste Feuer auff ihn ge-
ben. Der Siqviera that seinen Schuß/
und verwundete es also / daß es/
ohne einziges Anzeigen des Lebens/
dahin fiel. Über solchen ihn so wohl-
feil ankommenden Sieg / waren sie
sehr

sehr froh/ und nahmen sich Zeit/ ihr geschossenes Thier nicht eher / als nach einggenommenen Frühstück/ auffzuheben; indem ein ieder; gerne die Zieger-Haut/ welche sehr rar ist/ haben wolte. Als sie wieder zurück kamen / waren sie bewundert / daß sie solches nicht antraffen/ und auch keine Spuhre von seinem Schweiß funden / denn mit dem Wagen kuntten sie nicht durch das Gesträuche kommen; Juan de Siquiera sprang/ob es gleich die andern widerrathen / vom Wagen/ gieng der Spuhr nach / und fand das Zieger in seinem Blute liegen. Es hatte aber dieses seinen Mörder oder Beleidiger kaum erblicket / so fassete es seine letzte Krafft zusammen/ und fiel auff ihn an/ und zerfleischete ihn an unterschiedlichen Orten / ohne daß seine Freunde solch Unglück verhindern kuntten; weil sie sich lange besonnen / auff selbiges zu schies-

schiessen/ aus Beysonge/sie möchten ihren Freund selbst treffen. Als sie aber sahen/das/ungeachtet dem Tieger viel Blut entgangen/ es dennoch an Krafft und Stärke nicht abgenommen/ und daß der unglückliche Siqviera nicht mehr dürffte verschonet werden/gaben endlich Feuer/und stiegen ab/nachdem sie es vollends todt geschossen. Der unglückliche Portugiese lag mit dem Gesichte auff der Erden/und sein ganzer Leib war nur eine Wunde/ und er in einem solchen Zustande/ daß auch die Allerbeherztesten davor erschrocken. Man brachte ihn nach Hause/ da bey seinem Anblick alles vor Schmerzen vergehen und verzweifeln wolte. Er hohlte so schwach Athem/ daß / an statt man auff seine Heilung bedacht seyn sollte/ man vielmehr seinen letzten Seuffzer gewärtig war. Jedoch funde sich ein Heyde/ ein Slave des Ber-

Verwundeten/welcher ihn zu rechte zu bringen versprach / wenn man ihm selbigen überlassen wolte. Ob nun gleich wenig Hoffnung vorhanden/ so unterliesse man doch nicht / darein zu willigen; Und der Slave brachte seine Mittel/ welche nur aus Milch/ und dem Saft aus etlichen Kräutern bestunde / und brachte seinen Herrn mit der Zeit gar fein zu rechte/ und that an ihm eine wunderbare Cur/ so man bey uns kaum glauben würde; zumahl er ihn / so lange als er ihn in der Cur gehabt / mit nichts / als Milch und Brod / unterhalten. Dieser Edelmann / der mir diese an sich selbst erfahrene Geschichte erzehlete / hatte die Haut noch verwahrlich bey sich / als ein Gedächtniß dieser traurigen Begebniß / deren er sich / ohne sonderliche Gemüths = Bewegung / nicht wohl erinnern kunte.

S

Wenn

Wenn man des Nachts dem Zieger entgehen will/ darff man nur Licht bey sich haben / vor welchem es fliehet; aber am Tage muß man ein Feuer-Rohr oder Bogen und Pfeil bey sich haben/solchem von weiten eines zu versetzen; Wer aber seines Schusses nicht gewiß/ thut besser/wenn er den Schuß nur in die Luft thut / weil der Knall oder das Geräusche es schrecket; eine geringe Wunde es aber nur grimmi-ger und die Gefahr grösser machen würde. Alle Zieger-Haut hat bald ei-nerley Flecken / und ist wegen dessen artlichen Vielfärbigkeit theuer. In Indien decket man sie über die Betten und Tragsessel; in Europa aber bedie-net man sich ihrer zu allerhand Zier-rathen; die Soldaten brauchten es vor diesem zu Pferde-Decken / und wird kaum ein theurer Rauch-Futter zu fin-den seyn.

Das

Das 26. Capitel.

Weiterer Bericht von den Thieren / von Jacard, Büffel / Zibeth-Katze / und Affen.

Der Jacard oder Adiver ist wie ein mäßiger Hund groß / so am Schwanz einem Fuchs / an der Schnauze aber einem Wolff gleich kommet. Man pflegt solche in den Häusern aufzuziehen. Sonst aber ist ihre Art / daß sie sich des Tages über unter der Erde auffhalten / und nur die Nacht / wenn sie Speise suchen / hervor kommen. Sie gehen Heerde-weise / und fressen die Kinder / fliehen vor den Leuten / und haben gar eine weinende Stimme / und man würde oft meinen / es wären Kinder unterschiedlichen Alters beyeinander / die Hunde fallen sie an / und treiben sie von den Häusern weg / insgemein folget auf sie ein Zieger-

H 2

Thier/

Zhier / welche ihrer / umb die Hunde
 heraus zu locken / verschonet. Die In-
 dianer / welchen diese List bekant / sper-
 ren ihre Haus-Hunde ein / wenn sie ei-
 ne Adive schreyen hören. Es ist ein
 Zhier / das zu nichts nütze / und sich
 nicht die Mühe verlohnet / daß man
 sich länger dabey auffhalte.

Der Büffel ist grösser / als ein ge-
 meiner Ochse / und fast eben so gestaltet /
 nur / daß er einen längern und breiten
 Kopff / und grössere und fast gang weiß-
 se Augen / breite und fast zwey Schuh
 lange Hörner / dicke doch kurze Beine
 hat. Es ist heftlich / fast ohne Haare /
 geht gar langsam / und kan grosse La-
 sten tragen. Sie gehen Heerde-wei-
 se beyammen / und die Kühe geben
 Milch / daraus man Butter und Kä-
 se machen kan. Ihr Fleisch ist gut /
 wiewohl nicht so niedlich / als das ge-
 meine Rind-Fleisch / er schwimmt
 treflich

trefflich / und setzt über die breitesten Flüsse. Man hat deyer zahme/ aber auch wilde / welche überaus schädlich sind / sie zerstoßen und zertreten die Leute / und zerquetschen sie mit eingigen Stoß mit ihren Kopffe. In Gehölze hat man sich nicht so wohl vorzusehen/als anderswo/ weil sie mit ihren Hörnern nicht wohl durch die Aeste kommen/ und also derjenige/so von ihnen verfolget wird / Zeit hat davorn zu kommen. Das Leder von solchen Thieren wird zu unzählich vielen Dingen gebrauchet / so gar / daß man Gefässe/Wasser und andere Säfte darinnen aufzuheben/daraus machet; Die an der Malabarischen Küste sind fast alle wild / und denen Frembden gar wohl vergönnet / solche zu fangen und zu verzehren.

Man hat auch da viel Sibeth-Ka-
gen/welches ein kleines einer gemeinen

Rabe nicht unähnliches Thier; ausser daß es eine spitzigere Schnauze/ nicht so gefährliche Klauen/ und eine andere Stimme zu schreyen hat. Das wohlriechende Ding/ so bey ihm wächst/ ist wie ein wenig Fett an einen offenen Orth/ unter dem Schwange / solches nimmt man von Zeit zu Zeit weg/ und dieses ist nicht so häufig / wenn man es nicht wohl füttert; Nach Calicut wird dessen viel verführet / aber wenn man ihn zum wenigsten nicht selbst sammlet / ist er fast durch gehends verfälschet. Es sind zwar auch Affen in Malabar / aber deren daselbst viel weniger / als in den andern Theilen von Indien/ und sind ihrer nur in des Sevagi und Canarins Gebiethen so häufig viel. Die Heyden in Orient sehen dieses Thier vor vernünftige Menschen an/ welcher aber mit Fleiß nicht reden wolte / damit er der Bes
 schwer-

schwerlichkeit der Arbeit entgehe. Andere halten sie als was göttliches in Ehren / setzen ihnen ausgehauene Bilder / und weihen gewisse Tage zu ihrer Beehrung / auch opffern sie ihnen noch darzu / und ist bey allen heydnischen Fürsten bey Lebens-Straffe verboten / einen zu tödten. Vielmahl siehet man diese Thiere bey Hauffen im Felde / welche die Weiber / so den Arbeitern auff dem Felde zu essen bringen / antasteten / und wenn man nicht zu Hülffe kommt / ihnen nehmen / was sie haben. Die Weiblein tragen ihre Jungen / verlassen sie niemahls / umfassen sie sehr feste / und springen damit von einem Baum zum andern / eben so leichte / als wenn sie nichts trügen. Auf dem Lande thun sie / wenn man sie nicht verjaget / grossen Schaden / indem sie die Früchte und Reiß abreißen / und den Tary aus den Gefäßen / darinne

er auffgefangen wird/sauffen. Ob man nun wohl diese Thiere vor furchtsam/wegen ihrer stetigen Bewegung/ansetzen möchte / ist es doch wild und unerschrocken.

Als einer von meinen guten Freunden auff der Jagd war/ in dem Königreiche Cattanor, setzte er sich unter einen Baum/ etliche Confituren zu essen. Auff eben diesen Baum hatte sich ein Affe gesetzt/welcher wartete/ob er/ wenn er weg wäre / nicht was liegen lassen würde; welchem aber dieser Mensch/ ehe er es sich versah/ einen Schuß mit der Plinte in Bauch gabe. Das Thier / ohne daß man ihm eine Furcht absehen konte / riß mit seinen Klauen die Wunde weiter / nahm ein von seinen Därnern/ zog ihn nach und nach heraus/ bis es todt hinstel.

Das

Das 27 Capitel.

Von noch mehr Thieren.

Die Ochsen werden in Indien zu nichts als zum Ackerbau gebraucht/und von den Indianern in viel zu grossen Ehren gehalten/als daß sie solche verspeisen sollten. So sind auch in Malabar viel wilde Schweine/mit deren Jagd die Nahers sich belustigen/wie sie denn alle von Schweinen essen/ausser die Bramanen und Nambouri nicht; so giebt es auch Schafe und Ziegen daselbst.

Weiter haben die Jäger eine Jagt-Lust mit denen Gaseleten; Diese kommen denen Hirschen gar gleich/ausser daß ihre Geweyhen keine Enden haben / und sie etwas kleiner vom Leibe sind. Man fängt sie im Nege/womit die Indianer am meisten zu jagen pflegen. Man stehet daselbst keine

Caninichen / aber viel Hasen / welche von denen Landes-Einwohnern nicht gegessen / und welche sie fangen / denen Europäern verkaufft werden.

Schlangen findet man in der ganzen Welt; aber die in Indien / und absonderlich die an der Malabarischen Küste / haben etwas sonderliches / daß man nicht anders kan / als sich bey ihnen etwas auffzuhalten. Ich habe zwar an deren Erzehlungen / so mir von ihnen gethan worden / gar viel Zweifel gehabt / aber durch eigene Erfahrung bin ich / ihnen Glauben beyzulegen / genöthiget worden; und was ich aniso melden werde / ist die gewisse Wahrheit: Etliche sind nur eines Fingers dicke / fünff oder sechs Schuh lang / und grün / und deswegen umb so viel mehr zu fürchten / weil man sie auff dem Grase und Gesträuche nicht leichtlich erkennen kan. Sie lauffen vor niemand /

mand / sondern schieffen nach den vor-
bey gehenden / und absonderlich nach
den Augen / Nasen und Ohren / da sie
sich anhängen. Ihre Bisse sind eben
so giftig nicht / aber sie haben unter dem
Halse ein Bläßgen voll subtils Gift-
tes / welches sie auff den Orth / da sie
sich anhängen / aussprizen / dessen Be-
rührung so tödlich / daß kein Mittel
darwider / und die / so damit angestecket /
müssen innerhalb einer Stunde des
Todes seyn. Weil sie nun so häufig /
und nicht leichtlich gesehen werden / las-
sen vornehme Personen / wenn sie rei-
sen / einige von ihren Dienern vorher
gehen / welche die Hecken und Nester
ausklopfen / damit solch schädlich Un-
gezieffer vertrieben werde.

Ich habe einen Indianischen Chri-
sten gekennet / der einmahl von Balar
nach Baliapatán nach der Pagode da-
selbst gegangen / und einen Heyden bey

sich gehabt / da denn jener gewahr worden / daß diesem eine solche grüne Schlange mit einem Sprung an die Nase gesprungen / und zu einem Loche hinein / zum andern wieder heraus gekrochen / und so hangen / der Heyde aber auff der Stelle todt blieben. Noch andere aber / welche die Indianer Nal-lebambou , das ist / die gute Schlange / die Portugiesen Cobra-Capell, oder die Rappen-Schlange nennen; weit dessen Haupt mit einem Stück Haut / einer Hand breit / in Gestalt einer Kappe / umbgeben / und von eben der Farbe / als der übrige Leib ist; Welche Farben denn sehr lebhaft und angenehm in die Augen fallen. Ob derer Biß gleich tödlich ist / so hat man doch Mittel darwider.

Über derer Heyden Blindheit aber kan man sich nicht gnug verwundern / was diese Thiere betrifft. Denn sie
alle

alle kriechende Thiere / absonderlich
aber die Schlangen / in Ehren halten;
Mit deren Statuen geben sie ihren
Pagoden die grössste Zierde / und kan
man diesem armen Volck solchen Aberg-
glauben gar nicht ausreden. Sind
deren in ihren Häusern / werden sie/
nach vielem Gebeth / sie mit vorgesez-
ter Speise heraus zu locken trachten /
und solche gar nicht mit Gewalt heraus
treiben. Und wenn die Schlange nicht
fort will / werden sie solche mit vielen
zierlichen Worten / als wenn es ein ver-
nünfftiger Mensch wäre / bitten und
anflehen.

Als ich in diesem Lande war / wurde
des Fürsten Secretarius von einer /
welche des Arms dicke / und acht
Schuch lang war / gebissen. Weil
nun das Unglück auff freyen Felde ge-
schah / so stengen diejenigen / so diesen
Beambten begleiteten / die Schlange /

und trugen sie in einem Gefässe vor ihren Fürsten. Man liesse so bald die Bramanen holen/ welche die Schlange in grosser Demuth ersuchten / sie wolte doch nicht zugeben / daß der von ihr Verwundete / weil ihn der König wohl brauchen könnte/sterben solle; Der Fürst sagte wohl gar/daß/wenn er sterben würde / er sie verbrennen lassen wolte. Es half aber weder Bitten noch Drohen / der Secretarius starb doch dahin / weil man kein natürlich Mittel an ihm gebrauchet. Es gieng dem Könige zwar sehr nahe / weil er aber auff die Einbildung gerieth / es möchte dieser sein lieber Diener etwa mit einem Laster beflecket seyn/weil ihn die Götter also straffeten/liesse er sie also wieder ausser dem Palast tragen/ und sie/ nach vielen beschehenen Ehren-Bezeugungen/ mit Frieden ihres Weges gehen.

Etlh

Etliche Völcker sind von so seltener Gottes-Furcht/das sie auch Milch an die Strassen setzen/ damit diese kriechende Götter ihre Nahrung ja nicht weit zu suchen nöthig haben. Aber da man diese Einfalt belachen muß/ist die Betrügerey der Bramanen desto mehr zu versuchen. Denn unter ihnen sind gar viel kluge Leute in der Astrologie/so auch noch von einiger Gelehrsamkeit/ und in den Geschichten ihres Volckes noch ziemlich bewandert; Diese können unmöglich glauben/was sie lehren. Ich habe mit ihnen unterschiedliche mahl darüber gesprochen/ und absonderlich einem / mit dem ich gar gute Bekandschafft hatte/es vorgehalten / wie übel sie thäten / das sie die Gabe/so ihnen der Himmel verliehen / so schändlich mißbrauchten/und des Volckes Leichtgläubigkeit mit solchen Fabelwerck/unter der Hoffnung/ einige Ehre oder andere geringe Vortheil

eheile davon zu heben / gefangen hielten. Der mir zur Antwort gab / daß er mir / wie aufrichtig sie / und wie wahr dasjenige / so sie lehren / wäre / durch eine Historia darthun wolte / welche er folgender Gestalt erzehlet : Der vornehmste Bramane einer berühmten Pagode / wolte das Volk zu mehrer Andacht bewegen / und ermahnete seine Zuhörer / etwas zu Verfertigung einer göldenen Schlange mit zwölf dergleichen Eiern zusammen zu bringen / mit der gemachten Hoffnung / daß / wenn sie also an einen Ort in die Pagode gesetzt / und der daselbst befindlichen Gottheit geweyhet werden würde / selbige in sechs Wochen lebendig werden / die Eier ausbrüten / und alsdenn die Schutz-Götter dieser Pagode werden würden. Diese Proposition wurde gebilliget / und der Bramane erhielt gar bald /

was

was er haben wolte; Die Statua wurde gefertigt / und von dem Bramanen, unter Begleitung einer grossen Menge Volckes / in die Pagode gesetzt.

Der Bramane gieng alleine hinein / stellte die Schlange an ihren Ort / schloß zu / und verwahrete diese Eyer mit der alten auff das sorgfältigste. Da sechs Wochen vorbei / kam er mit dem vorigen Volck wieder hinein / und als er weder die alten noch jungen Schlangen gefunden / glaubten sie alle / daß sie würcklich lebendig worden. Dieses Wunder wurde durch allgemeines Zuruffen bestätigt / und gratulirte sich ein ieder / daß er zu Zeugung einer neuen Gottheit etwas beygetragen hätte; Ueber diese sehr handgreiffliche Lügen mußte ich lachen / und war auch nicht weniger böse darüber / und wolte dem Bramane die Betrüglichkeit des
jeni-

jenigen/ so er vor eine Wahrheit ausgäbe/ zu erkennen geben; Er stritte aber hart darwider / und ich mußte den Star=Ropff auff seinem Sinn lassen.

Da es denen Heyden in ihrem Gesetze verboten / die Schlangen nicht zu tödten/ so ist es doch denen Christen und Mahometanern nicht untersaget. Man trifft sie gar offte in Häusern an/ und ich habe dergleichen auch unter unsern Betten gefunden. Anderswo will ich von denen Urzney=Mitteln/ so man wider ihre Bisse gebrauchet/ melden. Die Schlangen/ so gar von sonderbahrer Art/ sind zwanzig Schuh lang/ und so dicke/ daß sie gar leichte einen Menschen verschlingen können; Indessen sind sie noch lange nicht so schädlich/ als die andern/ weil man ihñe gar leicht entgehen kan. Man siehet sie sonst nicht leichte/ als in denen Wüsteneyen/ und wenn man ihrer ja an den Dörf-

Dörffern/ oder an dem Ufer des Meeres zu sehen bekommt/ ist es nur zu der Zeit/ wenn die Flüsse übertreten/ da sie denn durch das Wasser hingeführet werden. Ich habe sie nur todt gesehen/ und man hätte sagen sollen/ es wäre ein Stück Holz von einem umgeworffenen Baum. Ich habe es von einem Christen/ der ein Heyde gewesen/ erzehlen hören/ daß/ wie er einmahl in der Reiß-Ernde auf dem Lande mit allen seinen Hausgenossen gearbeitet/ wäre ein Kind/ so man frantz zurücke gelassen/ aus dem Hause gegangen/ und sich vor der Thüre auf das Laub niedergeleget/ wo es bis auf den Abend geschlaffen. Als sie nun/ von der Arbeit ermüdet/ nach Hause gekommen/ und Anfangs nicht an das Kind gedacht/ auch/ da es geweinet/ davor gehalten/ es geschähe/ weil ihm ohne dem nicht wohl wäre/ hätte man gewartet/

bis=

bis die Abend-Mahlzeit fertig/ da sie es alsdenn hinein nehmen wollen. Da aber das Kind nicht mit Schreyen aufhören wollen/ wäre einer hinaus gegangen/ und gesehen/ wie eine von solchen grossen Schlangen das unglückliche Kind schon halb im Leibe gehabt. Es ist leicht zu erachten/ was ein solcher kläglicher Zufall vor Schrecken unter denen/ so solches mit angesehen/ und denen es der Natur wegen angehört/ verursacht. Man wolte erst solch Ungeziefer nicht böse machen/ aus Furcht/ es möchte das Kind vollends hinab schlingen. Und unter tausend Vorschlägen/ die ein ieder that/ wurde man endlichen Raths/ solche Schlange mit einem Sebel in Stücken zu hauen. Der Geschickteste verrichtete den Streich gar glücklich/ weil aber diese Bestie nicht flugs starb/ ob sie gleich in Stücken gehauen war/ that sie doch einen

Wiß

Wiß in solchen zarten Leib/und vergiff-
tete ihn / daß das Kind in wenig Au-
genblicke darauf starb. Wir höreten
einmahl eine Adive schreyen/ welcher/
ob schon die Hunde sehr belleten/ doch
nicht weg wolte/ als nun unsere Leute
mit dem Lichte darzu kamen/ sahen sie/
daß es von einer Schlange verschlun-
gen wurde/ indem es von ihr vermuth-
lich schlaffend angetroffen worden.
Man tödtete beyde/ und ob gleich die
Schlange nur zehen Fuß lang war/ so
war sie doch dicke genug/ diese Adive
zu verschlucken.

Malabar bringet auch Crocodile
von unterschiedlicher Größe hervor:
Und hier war es/ wo ich/ wie schon ge-
meldet / eines todte machen
helffen.

Das

Das 28. Capitel.

Von dem Malabarischen Volck
und ihren Gebräuchen.

Die Einwohner in Malabar sind von guter Gestalt / fast alle schwarz oder sehr braun / und haben nichts ungestalltes / wie die Africaner / an sich. Sie lassen ihre Haare lang wachsen / und mangelt ihnen an Verstande nicht / sie wenden ihn aber nicht an / und legen sich weder auff Wissenschaften / noch Künste ; Zur Verrätheren sind sie am meisten geneigt / und sein Wort nicht halten / wird bey ihnen vor nichts geachtet. Die Mahometaner hält man vor das untreueste Volck / aber die Heyden sind auch von keiner bessern Treu und Glauben.

Die letzten sind aus diesem Lande entsprossen / oder die eingebohrne Einwohner / und also auch viel mächtiger / als

als die andern. Sie sind in absonderliche Linien und Geschlechter vertheilet. Die erste bestehet aus den Fürsten; Die andere machen die Nambouri oder vornehmsten Priester aus; Die Bra-
 manen sind die dritte / und die Nahers oder Edelleute die vierdte. Diese alleine werden mit dem Vorzug geböhren / daß sie Waffen tragen dürfen / und ohne Schmälerung ihrer Ehre keine Handlung treiben / und ihren Adels-Stand sonst durch nichts / als dadurch / wenn sie ihre Religion verändern / verlieren können. Die Tives heißen die jenigen / so das Land bauen / und den Tary eintragen / denen läset man noch die Waffen zu / aber nur aus gutem Willen.

Die Monconas oder Fischer dürfen nur am Meerstrand wohnen / leben nur von den Fischereyen / und werden nicht tüchtig gehalten / Waffen zu füh-

führen / auch mag man die Soldaten noch so nöthig brauchen / so nimt man von ihnen keine darzu.

Die Wäscher oder Bleicher machen wieder eine besondere Linie / sowohl als die Cheri, welches eigentlich die Lein- oder Zeug-weber und Delmacher sind. Die Pouliats sind die letzten / und die allergeringsten ; Sie haben keine stete Wohnung / weil sie kein Mensch umb sich leyden will / und werden von denen andern nur gebraucht / den Reiß zu hüten / da sie sich denn unter kleinen Hüttgen von Palm-Zweigen behelffen. Es ist / mit ihnen umzugehen / oder auf 20. Schritte zu nahe zu kommen / schimpfflich / und ist es eine Nothwendigkeit / daß man sich reinigen muß / wenn man in der Nähe mit ihnen geredet ; Doch sind zu solcher Reinigung / im Fall der Näherung zu ihnen / nur die Linien / so unter den Nahers sind / verbunden ;
Und

Und die Fürsten/ Nambouris, Bra-
manen und Nahers haben die Frey-
heit/ sowohl einen als den andern zu be-
rühren / ohne daß sie sich zu baden nö-
thig haben. Wenn ein Nambouri,
Bramane oder Naher einen Pouli-
at auff dem Wege antrifft/ wird er ihm
gar von weiten zuschreyen / daß er ihm
aus dem Wege gehen soll; und wo er
nicht Augenblicks gehorsamet / kan er
ihn mit der Mousqvete oder Pfeil-
schüssen darzu nöthigen / indem sie die-
se arme Leute umbringen dürfen/ wie
sie wollen / wenn es nur an keinem
privilegirten Orthe geschicht. Wenn
ein Naher sein Gewehre probiren
will / wird er es an einem von diesem
unglücklichen Geschlechte / es sey alt
oder jung / Mann oder Weib/ ver-
suchen / ohne daß er deswegen in An-
spruch genommen wird. Dieses/ ihrer
Niedrigkeit anlebendes Unglücke ver-

I

ur.

Ursachet/ daß sie sich nicht sehr vermehren. Sie dürffen sich in keinen Zeug noch Leinwand kleiden / sondern sie bedecken einen Theil ihres Leibes mit Baum-Blättern. Die Verachtung/ so man ihnen anthut / macht sie auch ganz träge und liederlich/ sie essen ohne Unterschied allerhand Aeser und Gewürme; was aber bey den Heyden am meisten Abscheu erwecket/ ist/ daß sie die Aeser der natürlich gestorbenen oder umgefallenen Kinder verzehren.

Man nimmt von diesen Armseeligen weder vor die Götter noch vor die Fürsten einige Geschencke / ausser Gold und Silber. Und müssen es noch darzu gar weit davon auff die Erde legen/ und die Leibwache/ nemlich die Nahers, gehen alsden hin und holen es / indem sie von weiten mit ihnen reden / und ihnen auch also antworten.

Nicht

Nicht selten werden diese Pouliats in eine grosse Geld-Straffe verdammet: Und weil es einen zu befrembden scheinen möchte / wie diese von aller menschlicher Gesellschaft ausgeschlossene Leute / und die so gar ohne Handel und Wandel leben / diese auffbringen können; So dienet zu wissen / wie die Malabaren diese thörichte Gewohnheit haben / daß sie ihr Gold und Silber / so sie besitzen / vergraben / und niemahls nichts davon nehmen. Dieselben suchen die Pouliats mit allen Fleiszenach / und bereichern sich durch solches Mittel ; Man hält sie vor Zauberer / und ist keine That so böse / so man ihnen nicht Schuld giebt / und mögen sie noch so unschuldig seyn / so nimmet man sie auff den geringsten Verdacht doch bey dem Kopffe / und spricht ihnen der Fürst das Todes-Urtheil. Gegen die andern Geschlechter aber sind sie nicht

so scharff / und muß man unverwerflichen Beweißthum haben / wenn man einen von ihnen nur mit einer Bürgerlichen Straffe belegen solle.

Die Malabarischen Völcker / und fast alle Heyden in Indien / nehmen dieses Geseze überaus in acht / daß niemand höher steigen kan / als es der Zustand seines Geschlechts erfordert / er mag so reich seyn / als er immer wolle / und weder dieser noch seine Nachkommen werden ihren Stand niemahls verändern.

Das 29. Capitel.

Von denen Nahern.

Die Naher sind die Edelsten und ansehnlichsten Leute dieses Landes / welche man nicht weniger wegen ihrer Geschicklichkeit und Höflichkeit / als ihrer Geburth wegen hoch hält. Es ist mit der Zeit in den Könige

nigreichen der Malabarischen Küste ein Gesetze in Schwang kommen / welchem unumbgänglich nachgekommen werden muß: Nehmlich/daß kein Fremder / noch der von einer andern Religion/ über Land reisen kan und darff/ als unter dem Gleite ein und des andern Nahers. Und dieses ist eine nothwendige Vorsichtigkeit/ sonst würde der Fürst/ wenn einem ohne ihre Begleitung Gewalt geschehe / solches nicht einmahl ahnden.

Wenn die Fremden aus einem Königreich in das andere reisen / werden die Nahers derjenigen Landschaft/ darinnen sie sind / Sorge tragen/ daß sie ihm dergleichen Nahers aus dem Lande/ wo sie hin wollen/ zuwege bringen. Diesen Nahers zehlet man täglich 8. Tares, welches an einen halben Fanon hinansteiget. Der Fanon ist eine kleine goldene Münze / so 16. Tares

res gilt / und die Tare eine kleine silberne Münze / so 6. Pfennige werth ist. Wenn er ein Haus bewahret / bekommt er nur vier Tares des Tages / aber über Feld bekommt er doppelten Lohn ; Diese Leute haben eine Eigenschaft an sich / welche nicht genug zu loben ist / daß sie die jenigen / so sie begleiten / niemahls verrathen / oder im Stiche lassen werden. Solte einer unter ihren Geleite umkommen / werden sie sich unfehlbar darbey niederbauen lassen / und würde unter ihnen zur Zagheit ausgedeutet werden / weil einer auff solche Weise das Leben vor jenem davon bringen würde. Ich habe mir etwas erzehlen lassen / so sich wohl die Mühe verlohnet / daß ich Meldung davon thue. Zween reiche Portugiesische Rauff-Leute / welche Nordwärts herkamen / und längst der Küste gegen Süden zu reiseten / nahmen /

men / nach Landes-Gebrauch / Nahers zu sich / und als sie durch das Königreich Cananor kommen / gaben diese ihnen andere zu / nehmlich Unterthanen des Königs zu Samorien. Diesen kam nach dem Gelde / so die Kauff-Leute diesen zu tragen gegeben / ein Apetit an / und damit sie sich dessert bemächtigen könnten / schlugen sie die Kauffleute todt. Und weil ihnen die Schärffe der Gesetze mehr als zu wohl bekannt waren / giengen sie damit in ein ander Land. Die ersten meyneten / sie hätten diese Kauff-Leute gar in guter Hand gelassen / und begaben sich wieder zu denen Thrigen. Inzwischen fandte man die beyden Leichnamme der Erschlagenen / und die Sache wurde untersucht / man erfuhr der Thäter Nahmen / welche endlich an Tag und herbey gebracht wurden. Das Geld / so sie guten Theils noch bey sich hatten /

überzeugte sie gnugsam der begangenen Schelmerey/ und da durffte man nach keinem andern Scharff-Richter schicken/sie aus dem Wege zu räumen/ es verrichteten es selbst ihre Eltern und Weiber/ die über diese Untreue sehr entrüstet waren.

Es ist noch etwas merckwürdigers von diesen Nahers bezubringen. Ein Ausländischer ist nicht so sicher/ wenn er deren viel bey sich hat/ als wenn er von einem ihrer Kinder begleitet wird; weil die Räuber alle starcke und wehrhaffte Leute ohne Unterschied angreifen/ vor der Schwachheit und jungen Jahren der Kinder aber Scheu tragen. Wenn der Naher ihre Kinder über Feld gehen / tragen sie einen gedreheten Stab / anderthalb Schuch lang/welcher eine Spitze wie ein Dolch hat/ der aber nicht spizig / sondern der Faust dicke vornen zu ist; Diesen brauchen

chen

hen sie so lange/ biß sie Alters halber die Waffen führen können/ iedoch tragen dergleichen Stöcke keine/ als der Nahern Söhne/ wiewohl/ man aber weniger Gefahr bey ihnen zu besorgen hat/ so brauchet solche doch niemand sonst/ als der kein Geld hat/ maßen von dem Reichthum der Reisenden/nachdem sie viel oder wenig um sich hat/ geurtheilet wird.

Das 30. Capitel.

Von noch mehrern Gebräuchen.

Die von denen Vornehmern Geschlechtern haben mit denen Berin- gern keine Gemeinschaft/absonderlich mit Essen und Trincken/ können auch keine Speise/ so von iemand anders/ als der ihres/oder noch edlern Herkommens ist/ zubereitet worden/ gebrauchen; welche Strengigkeit sich auch so weit erstrecket/ daß sie nicht aus einem

Brunnen Wasser schöpfen dürfen; So sind auch die Seen hierinne abgetheilet/ und hat ein jedes die seine/ sich darinnen zu baden/ und sind nur die Flüsse unter einander gemein. Eben dergleichen wird auch bey denen Häusern in acht genommen. Denn wenn eine geringere Person/ als der/ so es bewohnet/ hinein kommt/ sobald werden die Bramanen herbey geruffet/ die Unreinigkeit mit gewöhnlichen Ceremonien heraus zu treiben. Daß in Heyrathen ieder seinem Stand gemäß heyrathe/ wird bey ihnen überaus genau in acht genommen/ und machen sie sich ein Gewissen/ auch auffer der Ehe einige Gemeinschafts mit dergleichen Weibes=Personen zu haben.

Eine Manns=Person kan eine seinem Stande gleich heyrathen/ oder auch mit einer von dem Geschlechte/ so stracks nach dem seinen ist/ auch einig
heim.

heimliches Liebes-Verständniß mit ihnen haben; Aber mit einer von höherem Stande nicht/ und würde es sowol ihm als ihr das Leben kosten/ weñ sie/ daß sie wider solch Gesetz gesündigtet/ überführet würden; Davon aber das Weibsvolk von dem Stamm der Namhouris und Bramanen ausgenommen sind/ als welche/ wenn sie dergleichen Fehler begangen/ vor den Fürsten des Orts geführet werden. Dieser kan sie als Solavinnen verkauffen/ und weil es gemeiniglich die Schönsten in Malabar sind/ so sind die Fremden gar begierig/ sie zu kauffen.

Als ein Portugiesischer Capitain, der sein Schiff verlohren/ und nach Cannanor kommen/ ohne Hoffnung/ sein Glück dergestalt wieder zu finden/ in Erfahrung gebracht/ daß eines Bramanen Tochter mit einem Tiven ertappet worden/ und verkauffet wer-

Den sollte/ meldete er sich darzu an; und weil sie ihm gefiel/ so kaufte er sie. Dieser kam mit seiner Sclavin zu uns/ da wir sie denn aufs beste bewirtheten: Etliche unter uns befragten die Indianerin über diese Begebenheit/ welche anfänglich schwer daran gieng/ es zu beantworten. Nachdem sie aber sehr geweinet/ erzehlete sie/ daß sie nach ihrer Mutter Tode bey ihrer Vettern einem auffgezogen worden; Als sie aber mit andern Töchtern ihres Alters auf das Feld zur Arbeit gegangen/ hätte sich ein junger Tive, der ihr gefallen/ und sie ihm auch schon vorkommen/ ungeachtet der Ungleichheit ihres Standes/ und der Schärffe der Geseze/ Meister von ihrem Herzen gemacht/ daß sie eins worden/ ihn mit in ihres Veters Haus zu nehmen/ dahinein sie ihn denn/ aus einer unglücklichen Treuherzigkeit/ geführet; Das Glück aber

aber wäre ihr so zuwider gewesen/ daß es das erste mahl offenbar worden/ da denn der Tive, wegen der Beleidigung/so ihre Familie dadurch erlitten zu haben vermeinte / sein Leben lassen müssen/ sie aber zum Fürsten gebracht worden / von dem sie der Portugiese/ der Gewohnheit nach/ gleich gekauffet hätte. Ihre Thränen gaben uns leicht zu erkennen/ daß sie ihn sehr lieb mußte gehabt haben / und war keiner unter uns/so sie nicht betauerte. Der Portugiese mochte was mehrers / als ein bloßes Mitleiden bey uns vermercken/ daher er aus einer/ seiner Nation sonst angebohrnen Eifersucht / bald Abschied/ seine junge Malabarin mit sich nahm/ und die tauffen liesse ; Nach diesem ich sie auch unterschiedene mahl bey ihm gesehen.

Wenn ein Mann niedriger Geburt überwiesen/daß er von einer Frau

höhern Standes einige Gunst erhalten/ werden sie beyde in Ketten und Banden an Füßen/ zum Fürsten/ dasjenige/ was die Gesetze erheischen/ an ihnen zu vollstrecken/ geführt. Die von dem Geschlechte der Verbrecherin haben das Recht/ daß sie drey Tage nach einander/ vom Tage der Execution an zu rechnen/ alle die/ so ihnen von dem Geschlechte des Schuldigen vorkommen/ ohne Unterscheid/ es sey Mann oder Weib/ Jung oder Alt/ niedermachen dürffen/ wiewohl nur in dem Bezirck der Lands-Hauptmanschaft/ da der Fehler begangen worden. Die Nahar haben diese Gewalt über die Tives und Chetes; Diese über die Macoves: und diese letztere über die Pouliats. Die Nambouris und Bramanen aber können niemand tödten/ und haben keine andere Freyheit/ als daß sie die grime Sünder zur Wahlstadt/

stadt / wo sie ihr Recht erwarten / führen dürfen. Das ist eine grausame Gewohnheit / aber damit wird bey dieser Gelegenheit viel Blut erspartet / daß man die Beklagten manchemahl bis acht Tage im Gefängnisse behält / da denn diejenige / so etwas zu fürchten haben / sich aus dem Staube machen können.

Das 31. Capitel.

Fernere Erzählung ihrer Gewohnheit.

In Te Pouliats werden ungestraft tödt geschlagen / ohne daß jemand ihren Tod räche; wiewohl man auch derer jenigen Mord / so noch vornehmer sind / mit keiner Lebens-Straffe anzusehen pfleget. Das Recht schreibt hier der Rache kein Maas noch Ziel vor / und hierunter was zu ahnden / kommt nur denen Anverwandten

34. Aber

Aber wegen des Diebstahls verhält es sich ganz anders; Dieses Volck hat vor dem Laster einen solchen Abscheu/ und straffet es so scharff/ daß derjenige/ der eine Pfeffer-Traube / oder noch was geringers stiehet / grosse Mühe haben wird / mit dem Leben davon zu kommen.

In Malabar hat man keine Gefängnisse/ und werden die Gefangenen gar schlecht bewachtet / und legt man ihnen / biß zur Todes-Straffe/ Eisen an die Beine. Alle Bürgerliche und peinliche Sachen werden vor dem Fürsten durch die Parthien selbst vorgebracht/ und wenn die Anklage Zweifelhaft / werden die Beklagten zum Jurament gelassen/ welches dergestalt geschieht: Man läset das Eisen von einer Art glüend werden / und wenn nun der / so schweren soll / herbey kommen ist / leget man ihm ein Bananien-

Blat

Blat auff die Hand/ und das gliende Eisen darauf/ welches er denn/ so bald es wieder schwarz worden/ wegwirfft; Darauff hat eine von des Königs Geräch-Wäscherin ein Serviet/ in Reiß-Wasser getunctet/ unwickelt ihm damit die Hand / und bindet umb solch Tuch ein Band / welches mit des Königs Petschafft versiegelt wird. Nach drey Tagen siehet man wieder darnach/ und wenn man gewahr wird / daß ihm nichts wiederfahren / wird er vor unschuldig / so aber das Feuer einige Merckmahl hinterlassen / vor meinedig gehalten. Der Fürst spricht das Urtheil / von dem kein Appelliren gilt/ und wenn es ans Leben geht/ geschicht die Execution auff der Stelle/ und wird der arme Sünder aus dem Pallast geführet. Und weil ein jeder sich vor eine Ehre schähet / dem Fürsten zu gehorchen / so hat man hier keine

ne Hencker/ sondern die Nahern verrichten solch Amt gemeinlich. Sind nun die Missethaten wider die Gesetze/ so tringen sich des Missethäters nächste Freunde selbst darzu/ sein Blut zu vergiessen / ihrem Geschlechte die Schande/ so er ihnen bewiesen / wieder dadurch abzuwischen. Die Leibesstraffe ist insgemein diese: daß man denen armen Sündern einen Spieß durch den Leib jaget / sie viertheilet/ oder an Bäume auffknüpffet.

In jedem an der Malabarischen Küste befindlichen Königreiche sind unterschiedliche Fürstliche Familien, welche aber nur einen Stamm ausmachen. Denn wenn in einem oder andern Staat oder Land ein König mit Tode abgeheth/ so folget ihm der älteste an Jahren allezeit in der Regierung/ ohne einsige Widerrede/ also/ daß man niemahls einen jungen Herrn auf dem Thron sehen wird. Die

Die nun diese Würde überkönnen/
wählen sich unter ihren Unterthanen
einen aus / der am meisten Verstand
hat / und machen ihn zu ihrem Stadt-
halter / dessen Sorgfalt sie die Angele-
genheiten der Reichs-Geschäfte über-
lassen. Dieses ist nun ein hochwichti-
ges Amt; Und ob gleich solches nicht
selten den meist-bietenden gegeben
wird / so kan doch der König es dem / zu
welchem er Beliebung hat / aufftra-
gen; Wasen denn man bey dessen
Vergebung mehr auff die Geschick-
lichkeit / als den Stand siehet / weil solch
Amt dem / der es hat / Ehre und
Stand genug mit bringet; wasen es
mag ein Naher oder Cheti damit be-
liehen seyn / ihm auch die von Fürstli-
chen Geblüte unterthänig seyn müs-
sen / wiewohl man doch dergleichen
Leute darzu nimmt / aus dessen Fami-
lie eine und andere diese hohe Würde
ge

gehabt. Alle Brieffe und Patente werden mit einem eisern Griffel auff wilde Palmen-Blätter geschrieben.

So bald er nun der Treue und Geschicklichkeit dieses seines Stadthalters gnugsam versichert ist/ so überlässet er alles seiner Verwaltung/ begiebt sich an einen stillen Orth/ da ihm denn ein seinem Stande gleichmäßiger Unterhalt verschaffet wird. Der Stadthalter masset sich aller Gerech-Sache an/ macht Friede/ wenn er will/ ohne daß er es mit iemand anders/ als dem Könige/ überlegen dürffe/ es wäre denn/ daß Alters halber er sich gar nicht mehr behelffen könne. Er wird sich in seiner Gegenwart nicht setzen/ auch niemand von seiner Leibwacht zu ihm ins Gemach lassen/ und wenn er mit ihm redet/ stets die Hand vor den Mund halten? Welche aber diese Ehr-Bezeugungen unterlassen/ würden bald ihres

ihres Ampts entsetzet werden/ weil der König sich die Freyheit/ sie abzuwecken zu können/vorbehalten/wiewohl es gar selten geschicht/ weil ein ieder/ da er weiß/ daß er sich viel zubeforgen hat/es auf das fleißigste in acht nimt. Wenn sich der König zu Cananor ausmachtet/lasset er sich auf einem Elephanten oder Tragsessel tragen/ und hat eine Krone von dichten Golde/so die Gestalt einer Krüge/ und 500. Ducaten schwer wieget/ auf. Diese giebt ihm der Stadthalter/ wenn er erwehlet worden/ und wenn der König stirbt/wird solche in den Schatz der Pagode geleyet.

Wenn dieser Herr auff der Strasse ist/wird er von vielen Nahers begleitet/ dabey viel Paucker/ Trompeter und andere Kriegerische Musicalische Instrumenten zu hören. Es gehen viel Officirer voran/ welche stets schreyen

schreyen/ daß man aus dem Wege gehen solle/ weil der König käme. Alle Prinzen und Princessinnen / wenn sie mit ihm nicht zugleich reisen/ werden mit eben dieser Pracht bedienet; Und wenn der Stadthalter ein Prinz ist/ bedienet er sich eben dergleichen / und zwar seines Standes/ nicht aber seines Ampts halber. Ist aber der Stadthalter nicht aus Königlichen Geblüte/ so hat er zwar seine Leib-Wacht/ aber keine Music / auch niemand/ der ihm Platz mache/ vor sich hergehen.

Das 32. Capitel.

Von noch andern Gewohnheiten.

Schon diese Fürsten/ so viel den Weltlichen Stand betrifft / der Obriste in seinem Reiche / so sind sie doch/ was den geistlichen Stand betrifft / noch unter denen Nambourinen und Bramanen.

Ehe

[Ehe wir aber von dem Ehestande reden/ so dienet zu wissen/ daß die Kinder ihren Adel von der Mutter herrechnen/ und man sie von der Mutter und nicht von des Vaters Linie herzehlet/ und zwar aus gewissen Ursachen/ die aus folgenden abzunehmen.

Die Princessinnen verheyrathen sich an die Nambouris oder Bramanen, und die Kinder/ so von ihnen gebohren werden/ sind Prinzen/ und rechtmäßige Cron-Erben/ wenn sie die Reihe trifft. Weil aber die Anzahl der Princessinnen nicht eben so groß ist/ so nehmen die Nambouris und Bramanen Weiber von ihrem Geschlechte/ und die alsdenn darinnen gebohren/ sind Nambouris oder Bramanen, nachdem ihrer Mütter von eines von beyden sind. Die Prinzen oder Fürsten vermählen sich mit keiner Princessin/ sondern mit Naherinnen
oder

oder Bramanninnen, mit welchen sie denn Nahern und keine Prinzen zeugen.

Die Nahers verheyrathen sich mit den Weibern von ihrem Stamme / oder von dem/der am nächsten auff den andern folget/als von denen Mainats oder Cheti. Die andern Linien haben eben dergleichen Freyheit/ sich entweder aus ihren Geschlechtern / oder auch in dem folgenden geringern Stamme ein Weib zu nehmen / aber/ wie schon gemeldet/so können die Weibes-Personen nicht geringer / als sie sind / bey Lebens-Straffe sich verheyllichen.

Die Fürsten Nambouris und Bramanen, oder auch die reichesten Nahers, haben ein Weib vor sich allein/so sie auff alle Weise durch die allerhöflichste und liebreichste Begegnung/das sie sich keinen andern Mann
 fu

suchen soll/ zu gewinnen trachten. Hat aber eine solche ein unbeständiges Gemüthe/ können sie solches nicht wehren/ es wäre denn / daß sie einen Kerl / der geringeren Standes / als sie/ nehmen wolte.

Die Heydnischen Weiber in Malabar, sind so viel Männer/ als ihnen beliebt/ zu nehmen berechtiget / zuwider denen Mahometanischen Gewohnheiten / ohne daß daher einige Handel entstünden. Die Männer / so Gewehr tragen / lassen solches vor der Thüre der Frauen Cammer stehen / damit wenn ein anderer kommt / er sehen könne / daß die Post besetzt sey.

Die Zusagen / so sie bey ihren Heyrathen thun / dauern nicht länger / als es ihnen anständig / und so bald die Liebes-Hitze verrauchet / so bald scheiden sie auch ohne Wiedervärtigkeit

R

von.

von einander / das Heyraths = Buch
ist insgemein ein Stück Leinwand / so
der Mann der Frau / sich darmit zu
kleiden / giebt.

Diese Freyheit / daß sie so viel Män-
ner nehmen / und auch wenn sie wollen /
wieder von einander köñnen köñnen / ist
Ursache / daß kein Kind niemahls weiß /
wer sein rechter Vater sey. Die Söhne
erben niemahls / sondern die Vettern
haben die Erb-Folge / weil man nicht
zu zweiffeln / daß sie Recht darzu haben /
iedoch müssen solche Vettern der
Schwestern Kinder seyn. Die Ma-
hometaner, so genau als sie sonst ihre
Weiber hüten / vereinigen sie doch / so
viel den Gebrauch dieser Erbschafts-
Falle in Malabar betrifft / mit ihnen.
Die Töchter verheyrathen sich gemei-
niglich im zwölfften Jahre / und haben
offte / ehe sie noch so alt werden / Kinder.
Sie sind durchgehends klein / und ist
ver-

vermuthlich/dasß der so jung angefangene Ehestand ihren Wachsthum verhindert. Die Alten haben durchgehends die Verrichtung der Wehe-Mütter. Die Kindes-Betterinnen baden sich/ so bald sie entbunden/wie die Africanerinnen / und nehmen sich hernach ihrer Kinder nicht viel mehr an. Alle Malabarischen Weiber sind durchgehends schön und wohlgebildet / iedoch werden die grossen nicht so hoch/ als die andern / geachtet. Weil diese Indianerinnen viel Männer haben dürffen / sind sie der grausamen Gewohnheit/dasß sie sich mit der Leiche ihrer Männer verbrennen müssen/ überhoben / wie wohl bey denen/ so nur einen Mann haben/ geschiehet.

Das 33. Capitel.

Von ihren Kleidungen.

Es ist fast kein Unterscheid unter
 R 2 den

den Manns- und Weiber-Kleidern in Malabar. Ihre Haare sind lang und schwarz / sie gehen bis an den Gürtel nackt; Ihre Fürsten tragen sich eben so / und so sie ja Camisöler tragen / sind sie vorne nicht zugemachet. Sie gürteten ein Stück Gewand umb sich / so ihnen bis auff die Knye gehet / und tragen weder Schuh noch Strümpffe. In andern Ländern werden alle vornehme Weiber / zum Unterscheid der geringern / von Gold und Seide gewürckte Zeuge tragen; Aber in Malabar ist das Widerspiel / da sich dergleichen nur die geringen Standes bedienen. Und weder die Nahern, noch die / so vornehmern Standes sind / tragen was anders / als weisse Cattun-Leinwand. Die Reichesten haben goldene Gürtel / Armbänder von Silber oder Horn / damit sie sich auspugen. Man siehet an Weibes-Personen keine Edel-

delgesteine / auſſer etliche Ringe. So-
 wohl denen Manns- als Weibes-Per-
 ſonen ſind die Ohren von Jugend an
 durchlöchert / darinnen ſie göldene
 Ohr-Gehäncke tragen; doch iſt dieſes
 keinem/als denen es der König/wegen
 einer begangenen tapffern That/ver-
 gönnet und erlaubet. Ihre Ohren ſind
 ſo lang / daß ſie ihnen biß auf die
 Schuldern hängen. Die Löcher ma-
 chen ſie mit Fleiß ſo groß/daß man den
 Daum durchſtecken kan/ und die Oh-
 ren-Gehäncke / ſo ſie hinein hängen/
 wiegen iede zwei Unzen ſchwer. Die
 Malabaren laſſen ſich alle den Bart
 buzen / etliche laſſen einen Knebel ſte-
 hen / etliche gehen gang glatt. Ihre
 Häuser ſind durchgehends von Erden/
 mit Cocos-Blättern gedecket/ und
 findet man ſie ſelten von Stein gebau-
 et. Ihr ganger Hauſrath beſtehet in
 etlichen Körben und erdenen Töpffen/

darinnen sie ihre Speise zurichten.
Ihre Trinc-Geschirre sind von dergleichen gemacht / und brauchen sich auch die Könige keiner andern / weniger daß sie sich / zum Unterscheid derer andern / aus Silber bedienen ließen. Zum Leuchten brauchen sie kein anders / als Cocos-Dehl / und wenn sie essen / kehren sie dem Licht den Rücken zu. Sie haben keine Rauchfänge, weil sie ihr Feuer außer den Häusern / in dem es daselbst keinen Frost giebt / machen.

Weil in dieser ganzen Gegend von Indien kein Getreide gebauet wird / so nähret man sich nur von Reis. Ihre Speisen sind von keiner Niedrigkeit / und ihre Betten bestehen aus Brettern / so bey denen Reichen mit kostbaren Tapeten / bey denen Armen aber nur mit Matten belegt sind.

In Malabar giebt es keine Dörffer /

fer / und die Wohnungen stehen hin und her zerstreuet / ein jedes in seiner eigenen Vermachung. Und weil sie nicht alle an den Ufern wohnen können / und ihrer Nachbarn Wasser nicht gebrauchen dürfen / so hat ein jedes seinen besondern Brunnen.

Das 34. Capitel.

Von dem Reichthum ihrer Pagoden.

Die Pagoden sind prächtig / deren etliche mit Kupffer / einige auch gar mit Silber bedeckt / und sind allezeit bey ieder Wasserhalter / so mit der Größe derer Pagoden überein kommen / sich darinnen zu reinigen. Die Anzahl der Bramanen richtet sich nach dem Einkommen der Pagoden: Täglich theilet man daselbst eine Parthey Reis vor die Armen in der Nachbarschaft / und den Frembden vorüber rei-

senden/ sie mögen seyn von was vor ei-
 ner Religion sie wollen/ aus. Nur
 daß die Henden sich hinein begeben/ die
 andern aber haussen unter einer Be-
 dachung bleiben; und dürfen sie auch/
 wenn sie die Nacht überfället/ daselbst
 schlaffen. Ungeachtet die Pagoden
 ihre gewisse Einkünfte haben/ so blei-
 bet es doch nicht nach/ daß nicht das
 Volck alle Tage Opffer-Gaben brin-
 gen/ welche die Bramanen annehmen/
 solche ihren Göttern zu bringen. Und
 weil unter solchen nichts Lebendiges
 seyn darff/ so bestehet es insgemein in
 Reiß/ Butter/ Früchten/ Zuckerwerck/
 Gold oder Silber. Wiewohl diese
 letzten von Metallen seltener einzu-
 lauffen pflegen/ als die anderen Din-
 ge. Die Bramanen, so sich und ih-
 re Familie von diesen Opffer-Gaben
 erhalten/ überschwaken das dumme
 Volck leicht/ daß die Götter dieses/
 was

was man ihnen geschencket/ verzehret haben; und man glaubt auch nicht Ursache zu haben daran zu zweiffeln/ wenn man die leeren Schüsseln zurücke bringet. Die vermögensten Pagoden haben auch Ländereyen/ so ihren Göttern geheiliget sind; In solchen Blut zu vergiessen/ ist eine Sünde/ so nicht vergeben werden kan/ und wenn man noch so unschuldig darzu käme. Es wird da keiner geschonet/ er sey wer er wolle; und wenn ein solcher Thäter sich weit weg machet/ dem Tod zu entgehen/ so muß diese Ubelthat/ damit die Majestät ihrer Götter beleidiget worden/ mit dem Blute des nächsten Unverwandten verbüßet werden. Weil ich mich in solchen Landschaften aufhielt / wurden zween Naher, indem sie durch den Bazar oder Flecken Baliepatan durchgiengen/ gewahr/ daß ein reicher Mahometanischer

R 5

Kauff-

Rauffmann eine grosse Summa Geldes in Ducaten erhielt / vereinigten sich also / ihm vom Brodte zu helfen / damit sie Herr über sein Geld würden. Sie giengen ihm also nach / und weil sie meineten / daß er aus den Ländereyen der Pagode zu Baliepatan wäre / welche aber ein groß Stück Landes in sich begriffen / durchstachen sie ihn etliche mahl / und machten sich also davon / in das Königreich Calicut, unter des Samorinis Gebieth. Des Mahometaners Leiche wurde also gefunden / und die Bramanen begaben sich nach dem Ort / da der Mord geschehen / und bewiesen / daß durch diese Mordthat der Pagode ihre Landschaft wäre unreiniget worden. Man liesse dieses an den Fürsten Onitri flagbar gelangen / welcher eine strenge Inquisition anstellete : Endlich erfuhre man die Nahmen dieser Mörder / welche

Brü

Brüder waren: Man liesse sie also in ihren Häusern suchen/ und sie vor den Prinzen Onitri fordern. Da sie aber nicht gefunden worden/nahm man ihren Vetter bey dem Kopffe/ der so viel Jahre auf sich hatte/ daß er ohne Anhalten nicht aus der Stelle kunte. Der Onitri befragte ihn über dem Abwesen seiner Vettern/ und als er antwortete/ daß er deren Ursache nicht wüßte; sagte ihm der Fürst/ daß er ihm acht Tage Zeit geben wolte/ solche herbey zu schaffen; und wenn die Zeit vorbey/würde es über ihn hergehen. Da nun dieser unglückliche Greiß viel vergebliche Mühe angewendet/ solche zurück zu ruffen. Wurde er den Tag/nach Verfließung solcher acht Tages zum Tode verurtheilet/ und/ungeachtet seiner Unschuld/ Thränen und grauen Haare/an ihm vollstreckt.

Das 35. Capitel.
Von denen Götzen.

Ausser denen Götzen/so lauter übers
natürliche Figuren vorstellen / ha-
ben sie auch viel Bildnisse derer Thie-
re/ so sie anbethen. Doch bezeugen sie
ihre tieffste Ehrerbietung gegen Son-
ne und Mond. Wenn neuer Mond
ist/ so freuen sie sich / und wenn er ver-
finstert wird / machen sie ein groß Ge-
thöne/ihrem Vorgeben nach den Dra-
chen/so ihn verschlingen will/ zu verja-
gen. Die Götter und Könige begrüß-
sen sie auff einerley Arth/ und das Al-
ter ehren sie dergestalt / daß auch ein
Naher, so mächtig als er seyn mag/
nimmer / in Gegenwart eines ältern/
als er ist / sich niederlegen wird / und
wenn es auch sein Feind wäre.

Sie zählen nach dem Monden-
Schein / und können also nicht gewiß
die

die Tage ihrer Feste/so sie feyren sollen/
 ausrechnen / daß also alles auff der
 Braminen ihr Gutdüncken ankömmt.
 Diese Priester halten ihre Fasten über-
 aus strenge. Wo man aus einer Pa-
 gode die Götzen heraus nehmen/und
 solche auff einen kostbaren Elephanten
 setzen wollen/kommen die in der Nach-
 barschafft befindlichen Braminen da-
 hin/ und führen sie gleichsam in Tri-
 umph in denen Flecken herum/ und
 weisen also dem Volck ihre Götzen/
 welche / zu desto mehrer Ehrbezeu-
 gung/auff die Erde niederfallen. Den
 Elephanten umgeben ein Hauffen
 Nahers, welche auff lange Rohrstäbe
 gesteckte Fliegen-Weidel tragen / die
 Mücken/ welche die Götzen/der Pfaf-
 fen Vorgeben nach / plagen / zu ver-
 treiben / oder vielmehr sich selbst vor
 dieser Plage zu verwahren; da inzwi-
 schen ein vermengt Gethöne von aller-

hand Instrumenten / und ein groß
Freuden-Geschrey erschallet. Ein
Bramane, der in der Hand einen
zweyschneidigten Sebel / an dessen
Handgriff Schellen sind / trägt / läufft
hin und her / und macht allerhand seltsame
Stellungen / giebt sich mit dem
Schwerdte unterschiedene Streiche
über den Kopff / und opffert also sein
Blut den Göttern / von denen er doch
nichts / und sie auch von ihm nichts wissen.
Nachdem man nun die Dertter /
die man sich den Tag vorgenommen /
durchzogen / kehret man wieder zurück
in die Pagode, wie bey dem Auszuge.
Es sind auch noch andere Ceremonien
bey diesen Völkern / so man aber
Erbarkeit wegen nicht melden kan.

Die Leichen der Fürsten / Nam-
bouris, Bramanen und Nahern
werden verbrennet / aber die von den
andern Linien werden begraben.

Das

Das 36. Capitel.
Von ihren Waffen.

Die Malabarn, so Waffen füh-
ren / wissen sich solcher überaus
wohl zu gebrauchen / und wendet man
sonderlichen Fleiß an / die Jugend hie-
rinnen wohl zu unterweisen. Ja / die
Kinder haben kaum gehen gelernet / so
giebt man ihnen schon Bogen und
Pfeile / daß sie damit denen Vögeln
nachgeben sollen. In jedem König-
reiche sind gewisse Schulen / welche
von denen Königen unterhalten wer-
den / dahin schicket man sie. Die In-
dianer machen allerhand Gewehr / nur
daß sie von den Fremden den Zeug dar-
zu nehmen. Ihre Mousqueten sind /
ob sie gleich 6. Schuh lang / dennoch
überaus leicht / und hat ein jeder Na-
her seine Kugel-Forme / und wenn sie
schiessen / legen sie den Anschlag an Da-
cken /

eken / und nicht an die Achseln an / und
 treffen alle Schüsse gewiß. Sie be-
 dienen sich auch der Länge / des Sebels
 und des Bogens ; Und mit diesem letz-
 ten wissen sie so meisterlich umzugehen /
 daß ich offte 2. Pfeile nach einander in
 die Luft schiessen sehen / da der erste von
 dem letzten ist getroffen worden. Ihre
 Bogen sind 6. Schuch und die Pfeile
 3. Schuch lang / das Eisen ist 3. Fin-
 ger breit / 8. aber lang ; sie tragen solche
 nicht in Köchern / wie die zu Suratte,
 da die Waffen viel kleiner / sondern hal-
 ten derer 7. oder 8. nur mit der Hand /
 und haben darbey eine Plempe / einen
 halben Schuch breit / und anderthal-
 ben lang / so ihnen an einem eisern Ha-
 cken an der Seite hänget / welche sie /
 wenn sie in der Nähe fechten / brau-
 chen ; Die aber einen Sebel tragen /
 haben auch einen runden Schild. Ihr
 Gewehr ist allezeit bloß / und wenden
 groß

grossen Fleiß an / es blanck zu halten.

Die jungen Leute exerciren sich in Gegenwart des Königes und der Vornehmsten im Reiche. Diejenigen / die meynen / daß sie was rechtcs in solcher Übung begriffen haben / laden auff einen bestimmten Tag gewisse Zeugen ein / daß sie von ihrer Geschicklichkeit urtheilen sollen / da denn denen / so es verdienet / Geschencke ausgetheilet werden. Dieses Kämpffen wird alsdenn in Ernst gehalten / und bleiben bey solchem blutigem Spiel gar viel von diesen jungen Leuten auff dem Platz. Wenn die Nahern in ihrer Familie Händel zusammen haben / so erwehlen sie ein und andern geringern Standes unter ihren Unterthanen aus / welche sie mit guten Essen und Trincken unterhalten / und ihnen die Waffen führen lehren. Wenn sie
nun

nun wohl abgerichtet/bestimmen sie einen gewissen Tag und Orth/dahin sich denn der Fürst mit seiner gangen Hoffstadt begiebet / und die Kämpffer von beyden Theilen fechten mit gewissen darzu gemachten Plempen nacket/ bis ein oder der ander Theil zu Boden liegt; Da denn der Handel dem / dessen Parthie die Oberhand behalten / und vielmahls seinen Sieg kaum überlebet/ zugesprochen wird.

Die Malabaren sind von Natur geduldig / und werden nicht leicht in Harnisch gebracht werden können; Schelmischer / hinterlistiger Weise werden sie sich niemahls rächen / und der Gift ist bey ihnen gang unbekannt; Wenn sie aber was ahnden / so thun sie es auff eine ehrlichere Arth.

Im Kriege halten sie keine Ordnung / nehmlich daß sie Glieder und ordentlichen March halten solten. Der
 Gle

Sieger größte Ehre bestehet in plündern. Die Könige bekümmern sich nicht/ ihre Länder zu erweitern / und geben nach gemachten Friede alles / was sie in wärendem Kriege erobert/ wieder.

Das 37. Capitel.

Von denen Mahometanern.

Sie Mahometaner in Malabar stammen von den Fremdlingen her/welche sich wegen der vortheilhaften Handlung daselbst gesezet haben: Weil die Heyden / und besonders die Nahern, keine treiben können/ und es gehet alles / so ein und aus dem Lande verführet wird/ durch ihre Hand. Die Dörffer / da sie wohnen / nennen sie Bazars oder Marck-Flecken. Die Wohlhabenste findet man umb der Handels-Leute / welche gemeiniglich Europäer sind / Bequemlichkeit willen

len am Strande des Meers/ und an dem Mund der Flüsse. Diese Mahometaner sind Schelmen in der Haut/ und sind unter ihnen viel Capers/ welche ohne Unterscheid alles/ so ihnen auff dem Meer begegnet/ und sie zu überwältigen gedencken/ auff der ganzen Küste von Indien wegnehmen/ und ihre Slaven oder Gefangene über die maassen grausam tractiren.

Ihre Barquen sind wie unsere Galeren gemacht/haben 5. bis 600. Köpffe auff/ und gehen damit wohl gar in das rothe Meer hinein/ sie nennen solche Paro. Die Europäer werden sie niemahls/ oder doch gar selten/ in ihren bewehrten Schiffen antasten/ und wo weder ihr Muth noch Krafft hinlanget/ muß Hinterlist und Betrug das Beste thun.

In den Bazars, zumahl wenn man
Na-

Nahers bey sich hat / ist sich nichts zu befürchten. Denn zu Lande wird der Diebstahl scharf gestrafft / aber zur See ist die Rauberey frey. Die Könige haben bey solchen Wagnüssen auf diesem Element noch niemahls Theil nehmen wollen / da / ihrem Vorgeben nach / der Stärckere des Schwächeren Meister ist. Ihre Capitains geben dem Könige von allen / das sie an Geld und Slaven erbeuten / den zehenden Theil / und wird einen vor ihren Anfall weder Nachbarschaft / noch die Religion / noch die von den grossen Herren / so sie doch sonst respectiren / unterzeichnete Pässe schützen können. Ihr möget mit ihnen noch in so fester Freundschaft zu Lande stehen / so werden sie doch / wenn das Unglück euch zu Wasser in ihre Hände fallen läffet / euch in Eisen und Banden zu schlagen nicht unterlassen / so lange / bis ihr die Ranzion

zation bezahlet. Unter den Mahometanern sind es die größten und wildesten Leute / und wird man zwischen sie und den Heyden keinen Unterschied / als am Barte / Turband und ihren Kleidern / abmercken.

Wenn sie Heyden oder Mohren fangen / sind sie vergnügt / daß sie ihnen nehmen / was sie haben / und machen sie nicht zu Slaven / es wäre denn / daß sie was rechttes vor sie zubekommen vermeinten. Mit den Christen aber gehen sie viel grausamer um / welche / wenn man si. h nicht stracks ranzioniret / in solchem Elende umkommen müssen. Es wäre denn / daß einige unter ihnen so lieberlich handelten / und ihren schändlichen Gottesdienst annähmen : da sie denn ihre beste Freunde werden / denen sie die größten Schiffe untergeben. Wenn nun einer von diesen auf die See kommt / ist sein größtes

stes Verlangen/dem ersten Christen/so ihnen begegnet/den Hals zubrechen. Und haben unter allen Christlichen Völkern die Portugiesen am meisten von ihnen ausstehen müssen; Dabey denn diese Nation genöthiget / sie mit öffentlicher Kriegs-Macht zu verfolgen. Da denn die Tapfersten unter ihnen solche / wenn sie sie überwältigen können / gar offte bis nach Goa bringen / daselbst man sie denn auf die Galeen oder auf das Pulver-Haus setzet / wo sie alsdenn ihre Freunde / aus einem unerhörten Geiz / verschmachten / und in Eisen und Banden verderben lassen; Die Capitain wollen sich zuweilen auslösen / allein / weil die Portugiesen nicht vergessen können / was sie von ihnen ausstehen müssen / so werden sie solche nicht leichte loßgeben.

Die Mahometaner in Malabar müssen sich nach allen Gebräuchen des
Lan-

Landes richten/außer was ihrer Religi-
on schur-stracks zuwider laufft. Ihre
Mosqveen werden sie nicht viel aus-
pugen/ sondern bloß dahin trachten/
wie sie grossen Reichthum sammeln.

Das 38. Capitel.

Die Einführung der Colonie zu
Tilcery.

Weil wir zu Baliepatan nicht gar
bequem und zu weit vom Meere
wohneten/ so hielten wir/ so bald die
Schiffe/ Maria und Force, nach
Frantreich gereiset waren/ bey dem
Pring Onitri an/ uns einen andern
Ort anzuweisen/welches er uns auch/
vermittelst etlicher Geschenke/ ver-
willigte/ und führete er die Unsrige
selbst in eine ihm zugehörige Land-
schafft/ Talichere genant/ welche
wir hernach Tilcery beniemten. Die-
ser Platz lieget von Baliepatan vier
Mei-

Meilen Sud-werts / und dreye von Cananor. Cananor liegt unter dem 2. Grad 40. Minuten der Nördlichen Breite. Der Hafen daselbst / so gut er des Sommers / so schliß und gefährlich ist er des Winters. Es ist der berühmteste Ort im ganzen Königreiche / daselbst sich auch die Portugiesen aufgehalten / als sie Indien entdecket. Es ist auch noch allda ein von Steinen / so von Lissabon dahin gebracht worden / auffgebaueter Thurn / so mit einer Mauer umgeben ist: Nachmahls ist nahe an der Festung die Stadt erbauet worden; und diese Fremdlinge machten sich bey allen Einwohnern des Landes sehr fürchtbar.

In Cananor ist kein Fluß / da man anfahren kan / sonderu man landet in einem kleinen Meerbusen an. Die Indianer gebrauchten sich der Holländer /

der / welche der König zu Cananor in Schus nahm / umb der Portugiesen Macht in etwas einzuschräncken ; und ob zwar diese tapffern Widerstand thäten / so wurden sie doch / mit Beystand der Nahers, daraus vertrieben. Und als sie nun überal Meister waren / schleiffeten sie die Stadt / und erhielten nur die Festung.

Gegen Mittag liegt ein grosser Bazar oder Marckt-Flecken / so von Morischen Rauffleuten bewohnet ist / in welchem eine vornehme Person von ihrer Religion mit Autorität des Königs und seines Stadthalters commandiret. Den ich gesehen / den näisten sie Alyraja, und war ein König über etliche Maldioische Insulen. Es ist daselbst ein gesunder und fruchtbarer Landes-Strich / wo von allen Indianischen Waaren ein grosser Handel ist. Es sind keine ordentliche Strassen /

sen /

sen / sondern nur Fußsteige daselbst / weil man daselbst weder Karren nach Wagen brauchet / und nur auff Elephanten / Tragsesseln und zu Pferde zu reisen pflaget. Daselbst wachsen die so genannten Bambous-Röhre in grosser Menge/welche so starck/als das dickste Bein/ und zwanzig bis dreyßig Schuh lang wachsen; Wenn sie noch zart seyn/werden sie abgeschnitten / in Eßig gelegt / und Achar daraus gemacht; Ehe sie drucken werden / werden sie gebeuget / sie zu denen Palanquen zu gebrauchen / und wenn sie vollkommen / auff 200. Thaler hoch verkauft.

Über die Holländer zu Cananor waren die Indianer so wenig vernügt/ als über die Portugiesen/und da durch der ersten Grobheit ihnen deren Beywohnung unerträglich gemacht/und der andern ihren Nachbarn

L 2

nicht

nicht besser / sondern eben so unfreundlich begegnen / so würden sie es leicht mit denen halten / so an ihre Stelle kommen wolten.

Wenn man auff eine Meile von Cananor Sud-werts reiset / kommt man nach Carha; allda wohnen lauter Tives und Cheri, und macht man allda gute Letuwand / so von dem Orch den Rahmen behält. Auf der andern Meile/eben auch gegen Süden / liegt Tremepatan, oder wie es in der Landes-Sprache heisset / Talmorte, so eben auch ein wichtiger Morischer Marckt-Flecken ist. Gar nahe darbey lieget auf einer Höhe eine Festung/ darauff die Könige und Fürsten/ wenn sie hier vorüber reisen / ihren Abtritt nehmen/wiewohl darinnen keine Garnison unterhalten wird.

Es fließt nechst an den Bazar ein schöner Fluß vorbey / der hundert Schritt-

Schritte davon ins Meer fällt. Er ist zwar breit/aber so seichte/das Schiff- fe über 100. Tonnen nicht da einlaufen können. Vor dessen Munde liegen/ ungefehr eine Meile davon/ viel Stein-Rippen/und eine kleine unbes- wohnte Insel / dahin man sich nur Ja- gens halben begiebt; Und ist vor die Barqven gar ein bequemer Ort/wenn sie etwa ein Sturm über fällt.

Zu Tromepatan giebt es zwar kei- ne See-Räuber oder Capers, aber von andern Orten kommen sie offte hin/und verstecken sich darhinter/um die Schiff- fe zu überfallen.

Das 39. Capitel.

Die Abreise Von Baliepatan.

Sie wir von Tilcery Meldung thun/ so dienet zu wissen/ das/als die Herren Flacour und de la Serine mit dem Fürsten Onitri, um den Drach

in Besitz zu nehmen/sich dahin begeben hatten/ ich zurücke bliebe / um unsere Sachen zu unserer neuen Wohnung zu schaffen/und folgete also den Barqven unter Begleitung einiger Nahern. Fuhre demnach die Bestung Cananor und den Flecken Carfa vorbey / ohne daß uns eine Paro oder Raub-Schiff begegnet wäre; Als wir aber Tremepatan naheten / kam eine hinter der Insul hervor/ und gerade auf uns an: Man sage uns so bald/ daß es See-Räuber wären/und damit ich der Gefahr entgienge/ ihnen nicht in die Hände zu kommen/ ließe ich unsere Schiffe in einen kleinen Bach einlauffen/ und als ich sie unter der Aufsicht unserer Leute zurücke gelassen/ gieng ich mit 2. Nahern zu Lande nach Tilcery, da ich das Schiff / die Stadt Marseille, so von Mons. Perottin, der vormahls auf dem Schiffe/ mit

mit dem ich aus Franckreich nach dem Fort Dauphine gekommen/ Lieutenant gewesen/ antraff. Als ich nun dasjenige/ was mich jetzt hieher trieb/ entdeckt/ so luden man vier Stein-Stücke/ nebst 20. bewerther Mann/ in eine Chaloupe, welche denn unsere Schiffe/ ohne einzige Hinderniß/ erledigten.

Das gemeldete Schiff wurde so bald mit Pfeffer / Cardomomen und Zimmet beladen/ und fuhr nach Persten ab/ ließe aber bey uns den ehrwürdigen P. Gabriel de Chinon, einen Capuciner/ der als ein Missionarius nach Malabar von dem R. P. Ambrosio de Previlly eben dieses Ordens und Superioren der Mission, nach Indien gesendet war.

Der Ort/ den uns der Fürst Onitri geschencket / oder vielmehr verhandelt/ liegt 11. und einen halben Grad

der Linke Nord-werts/ eine Meile von
 Tremepatan und dreye von Cana-
 nor, viere von Baliapatan, und diesen
 allen Mittag-werts. Nicht weit da-
 von ist ein erhabener Orth zusehen/ auf
 welchem etwan 300. Cocos-Bäume
 stehen/ darinne in der Mitte ein von
 Erden und Holz gebautes Haus/ und
 ein wenig weiter hinunter eine Ver-
 machung voll Cocos- und andere
 fruchtbare Bäume / so mit einem
 Graben umgeben ist. Land-werts
 ist ein kleiner Bazar, oder Marc-
 Flecken / darinnen Mohren / und
 darbey eine übel-gebaute und noch
 schlimmer in baulichen Wesen gehalten-
 ne Mosque, worinne die Mahome-
 taner ihre Andacht verrichten. Es
 sind um die ganze Gegend herum schö-
 ne Ländereyen / so denen reichen Na-
 hern zukommen/ und an dem Stran-
 de 2. Dörffer/ so von Moucovos oder
 Heyd-

Heydnischen Fischern bewohnet werden.

Tilcery gehörte dem Fürsten Onitri, der solches der Königlischen Compagnie zum besten abtrat; weil in dieses Königs Bothmäßigkeit kein bequemerer Ort anzutreffen war/und behielt nichts mehr/als die Ober-Herrschaft/ sich bevor.

Man baute stracks mit den Materialien, wie man sie zu Lande antraff/ ein Haus zur Wohnung/ und Pacht-Häuser zu den Wahren/ und befestigte sie nach Möglichkeit/ damit man die Diebereyen und Einbrüche abwenden möchte. Dazumahl wurde Pater Gabriel mit einem gefährlichen Durchlauff befallen/ und ließ einen Panditen oder Indianischen Medicum zu sich holen/ indem er davor hielte/ daß er viel bewährter seyn würde/ als ein anderer aus seinem Lande. Als er nun

Kam/versprach er/ihm/allen sich ereig-
nenden Anzeigungen zuwider/in drey-
en Tagen wieder auffzuhelffen; ver-
fertigte eine Arzney/davon er ihm A-
bends und Morgens eingab/ solches
bestunde/ so viel ich abmercken kunte/
aus dem Opio,(welchen die Indianer
Amphion nennen) Del/ und Sagre
oder Cocos-Zucker. Diese Arzney-
Mittel machten der Kranckheit dieses
Paters wirklich ein Ende/nemlich
den 27. Junii/durch den Tod. Durch
diesen Verlust wurden wir des Tro-
stes beraubet/ so wir in einem so abgöt-
tischen Lande sehr bedürfftig waren/
indem wir keinen Seelen-Hirten
mehr hatten/ und uns also nichts/ als
das Andencken eines so wohl seines
Alters als Tugend wegen Ehrwürdi-
gen Mannes übrig blieb/ der so wohl
von den Heyden/ als Mahometa-
nern/ mit denen er umgegangen/in
grossen Ehren gehalten wurde. Da-

Damit wir unsere Colonie desto besser versichern möchten/ waren wir 150. Nahers umb Sold anzunehmen und zu unterhalten/ eine lange Zeit gemüßiget/ indem man uns alle Tage Lermen machte. Denn die Indianer machten über unsere schönen Gebäude grosse Augen/und hielten Tag und Nacht Rath über uns/ wie sie uns den Hals brechen möchten. Musten also den Fürsten umb Schus anflehen; Weil er aber damahls nicht in Person zu uns kommen kunte/ so verbotten die/so unseren Werck-Leuten zu befehlen hatten/ daß sie uns nicht arbeiten durfften/ und verhinderten also unsere Anschläge so sehr/ als sie vermochten. Inzwischen ließ der Fürst Onitri, nach vielen Verdrüsslichkeiten/ öffentlich kund thun/ daß er uns in Schus genommen/ straffte die/so uns zuwider gewesen/ und ließ uns hernach/ nach-

L 6

dem

dem er fast 6. Monat in der Gegend
Tilcery geblieben/ umb die Aufrüh-
rer im Saum zu halten / in ruhigen
Stand.

Das 40. Capitel.

Des Herrn Flacour Reise nach
dem Samorin.

Die Holländer/ welche sich niemals
wohl mit denen Indianischen Für-
sten vertragen können/ fiengen eben
dieses Jahr den Krieg mit dem Samo-
rin, dem mächtigsten Könige in Ma-
labar, von neuen an. Beyde Theile
fochten lange mit einander / ohne daß
sich der Sieg auff einer Seiten lencken
wolte/ endlich hatten die Holländer das
Glück/ selbigen davon zu tragen. Wel-
che/nachdem sie die Indianer aus dem
Felde geschlagen/ unterschiedliche Plä-
tze schleiffen/die Pagoden plünderten/
und eine Festung Batacota, oder Tri-
an-

anvaxa, Calota, Batacota attravirten. Weil nun an diesem Platz viel gelegen/ ließe es der Samorin an nichts ermangeln/ daß er ihn erhalten möchte. Aber das Knallen der Canonen machte die Nahers furhtsam: Der Fürst sahe sich in Nothen/ und hatte keine Hülffe von denen Nachbarn/ welche mit denen Holländern nicht gerne brechen wolten/ zu erwarten/ nahm also seine Zuflucht zu denen Europæern. Die Portugiesen konnten ihm nicht beystehen/ und vielleicht auch darumb/ weil er ihnen auch nicht behülfflich seyn wollen/ daß sie wieder zu ihren Ländern gelangen könne/ und deswegen wendete er sich zu uns. Und ob schon damahls der Krieg zwischen uns und Holland noch nicht angekündigt war; Dieweil aber diese Nation unsere Festsetzung in Indien zu unterschiedenen mahlen verhindert/ so

ergriff man des Samorins Parthey; Und die Herren Flacour und Coche reiseten mit gewisser Vollmacht von Tilcery ab / mit selbigem sich in ein Bündniß einzulassen. Dasselbst nahm man sie mit Freuden an/und unter andern verschrieb der Samorin auff's kräftigste einen Orsch in seinem Königreiche/ Alicote genannt/mit allen Zugehörigen/zum Geschenke/ und vergönnete uns nicht allein daselbst uns feste zu setzen/sondern überliesse uns auch die Ober-Herrschaft darüber. Dieser Orsch liegt nicht weit von Cochin, und ist daselbst ein Fluß / der die wohlbeladensten Schiffe tragen kan.

Als nun die Holländer von den Tractaten des Herrn Flacour Wind bekamen/griffen sie die Bestung noch eins so starck an; und der Fürste/damit er die Franzosen zu seinem Entsag sich desto verbindlicher machen möch-

möchte/ versprach auch ihnen den belagerten Platz zu übergeben/ ließ auch diese Abhandlung in der Belägerers Feld-Lager kund machen. Es war aber vergebens; denn die Holländer giengen tapffer drauff/ und Mr. Flacour, der die Vertheidigung dieses Platzes über sich genommen/ mußte/ nach vieler angewendeter Mühe/ abziehen. Den Nahern entfiel der Muth/ und die Festung wurde endlich geschleiffet. Als nun der Samorin sahe/ daß er den Krieg nicht länger austauern könnte/ und der von Suratte erwartende Succurs aussen bliebe/ that denen Holländern Friedens-Vorschläge/ welche sie auch annahmen. Und Mons. Flacour kam/ nachdem er einem Fürsten/ der so gute Zuneigung zu uns getragen/ nicht nach Willen helfen können/ wieder zurücke.

Weil

Weil er aber aus keinem andern
 Absehen Friede machte/ als daß er den
 Krieg mit der Zeit / so bald unsere Di-
 rectores ihm Volck würden zugeschi-
 cket haben/ wieder verneuern möchte/
 brachte er Mr. Flacour dahin/ daß er
 Monf. Coche, weil er die von der Kö-
 niglichen Compagnie beschēhene
 Verheißung erwartete / an seinem
 Hoffe liesse.

Das 41. Capitel.

Neue Unruhe zu Tilcery.

Endessen machten unsere Feinde /
 deren Grimm durch die Gegen-
 wart des Fürsten Onitri etwas Ein-
 halt gethan worden / so bald er wieder
 von Tilcery fort war/ uns von neuen
 Ungelegenheit. Und hatten wir uns
 nicht allein vor den Nahers, und an-
 dern Heyden / sondern auch vor den
 Corsairen zu Bargara und Cognaly
 vor=

vorzusehen/ welche unsere Pack-Häuser zu plündern/ und wenn sie uns nicht lebendig fangen könnten/ uns Leben zu bringen vorhätten. Musten also auff's neue zu unserer Sicherheit vom dem Fürsten Nahers annehmen/ und uns so gut / als möglich/ verwahren / mit dem Entschluß / lieber zu sterben / als dieser Ungläubigen Sklaven zu werden.

Einige Zeit nach des Mr. Flacour Abreise nach dem Samorin, sahen wir Sud-werts ein Schiff ankommen / welches eine weisse Flagge führete. Wir steckten unsere gleichfalls auff / und der Fähnrich kam an das Land / uns kund zu machen / daß es das Schiff S. Franciscus, so der Compagnie zuständig wäre / und von dem Herrn Vimont commandiret würde / auch den Herrn Pilavoine, einen Bürger von Paris, als einen Director, bey sich hatte.

te. Dieses Schiff war aus Frankreich nach Suratte geseegelt / und als es das Vorgebürge der guten Hoffnung vorbegegesschet / von einem grausamen Sturm überfallen worden / darbey es auch die Masten und etliche Matrosen eingebüßet; Und da das Schiff an allen Orten leck worden / hatten die Officirer ein Gelübde gethan / daß / wenn sie behalten würden / sie zu dem Begräbniß des Körpers des heiligen Francisci Xaverii in Goa eine Wallfarth thun wolten: Nach gelegten Sturm waren sie zu Batavia, einer den Holländern zugehörigen Stadt / auff der Insel Jora eingelauffen / und als sie das benöthigte gefunden / sie also ihre Gelübde zu erfüllen / nach Goa gegangen / von dar sie nach Suratte wolten. Dieses Schiff war nur 24. Stunden auff unserer Rhede / währender solcher Zeit wir ihm allerhand Erfri-

frischungen zubringen liessen; und weil die Officirer erfuhren / in was vor Furcht wir stets schwebeten / überliessen sie uns etliche Sebel/ Feuer-Röhre/ Pulver und ein Väßgen Brandewein. Unsere Feinde wurden / als sie das Schiff und die erhaltenen Waffen sahen/ auch wie wir mit Fleiß aussprengen liessen/ erfuhren/ daß in kurzen eine grosse Menge Franzosen zu Tilcery ankommen würden/ darüber schüchtern/ und liessen in ihrem Grunt ein wenig nach. Das Schiff S. Franciscus reifete also fort / und nahm Monsr. des Hayes, dem es in Malabar nicht gefallen wollen / sondern längst gerne daraus gewesen wäre/ mit fort.

Als Monsr. Flacour von dem Samorin wieder zurück came/ that er denen Holländern zu Cananor die Schenckung / so der Samorin an die
Rö-

Königliche Compagnie gethan / zu-
wissen, aber sie nahmen so wenig / als
die zu Cochin, die Billigkeit hierung
ter an.

Das 42. Capitel.

Unterschiedlicher Schiffe An-
kunft.

Das Schiff / die Stadt Bourde-
aux, welches von Suratte kam /
und nach Mascate, einer in Arabien
an dem Persischen Meerbusen gelege-
nen Stadt / wolte / kam zu Tilcery
an.

Die Portugiesen hatten eine Festung
an diesen Orientalischen See-Paß ge-
bauet / daraus sie hernachmahls die
Araber geschlagen / und nachdem hat-
te unsere Compagnie eine Factorey
daselbst angerichtet.

Auf diesem Schiffe commandir-
te

te Monsr Petit. Dieser hielt sich nicht lange auff unserer Rheede auff / und seegelte nach Mangalor, allwo er Reiß laden solte. Wir erfuhren / daß in wenig Zeit Monsr. Caron, General Director, uns vorbeÿ seegelt würde / und daß alles zu seiner Reise nach Bantam fertig stünde / machten wir also alles zu seiner Annehmung parat. Man stellte Schildwachen aus / welche in acht nehmen solten / ob etwa ein Schiff gegen Norden seegelte. Wir wurden aber bald gewahr / daß wir unrecht berichtet worden / als das Schiff S. Paul zum Vorschein kam. Denn so bald das Schiff Vautour, oder der Geyer und S. Franciscus folgten / auf welchen Monsr. Caron sich befande / welcher auff dem Wege nach Bantam begriffen war / daselbst nahe bey Batavia eine Handlung oder Factorey anzurichten. Als
er

er sich nun unsers Zustandes zu Tilcery erkundiget / verfolgte er seinen Weg weiter.

Der Fürst / der Stadthalter / hatte seine Anfunfft erfahren / und wolte ihm eine Visite geben / er war aber schon unter Seegel / weil sich ein guter Wind erhoben. Monfr. Caron schickte ihm ein Præsent, und liesse sich entschuldigen ; und dieser that dergleichen gegen ihm / und schickte ihm eine Chaloupe nach.

Man hatte schon lange Zeit davon geredet / daß man zu Sirinpatan, so insgemein Padenate genennet wird / einen Handels-Ort anrichten wolte. Monfr. Caron liesse also dem Monfr. Flacour Ordre zurücke / sich unverzüglich deswegen hinzubegeben. Dieser lase mich unter andern mit aus / daß ich ihm Gesellschaft leisten solte / und liesse sich dem Regen / so daselbst ohne eini-

einiges Aufhören in Malabar ganker sechs Wochen fällt/und schon das ganze Land unter Wasser gesetzt/und daß wir fünf und zwanzig Meilen zu reisen hatten / nicht abhalten / und ob ich ihn gleich überreden wolte / daß er doch noch etwas warten möchte / so blieb er doch auf den Gedancken/ daß wir viel bessern Weg antreffen würden / als wir meineten.

Das 43. Capitel.

Die Abreise von Tilcery.

Wir traten den 16. Junii 1672. in Begleitung unserer Wegweiser und Nahern unsere Reise an; unsere Reise = Kleider bestunden in Hemdern/ Schlaf = Hosen / und einer gewissen Artz von Pantoffeln / und waren mit einer Regen = Decke von Palm = Blättern versehen. Den ersten Tag fardten wir das Wasser so hoch/daß es uns
biß

bis an Gürtel gieng / und war nicht
möglich / den Tag weiter als zwö Mee-
len zu kommen. Man hatte Mühe
unterzukommen uns in einen Bazar
zu schaffen / da wir uns leicht wieder ab-
truckneten / weil unsere Kleider nur
von Leinwand waren. Nachdem wir
nun eine sehr schlimme Nacht gehabt /
machten wir uns wieder auff den
Weg / und hatten inzwischen ein Bis-
gen gut Wetter / so aber nicht lange
dauerte ; Und weil wir stets im Wasser
waten mussten / so hiengen sich die Blut-
Egeln an unsere Beine / also / daß wir
nicht länger / als bis Mittags / austau-
ren kunten. Kehreten also bey einigen
Möhren ein / und nach der Mittags-
Mahlzeit ließ Mons. Flacour einem
Naher die Visite geben / von welchem /
ob er gleich ein Unterthan des Königes
zu Cananor war / wir dennoch Ver-
günstigung haben / und solche durch ein
Ge-

Geschencke erlangen musten / daß wir weiter reisen durfften. Des Tages darauf war der Weg nicht so beschwerlich / aber weil unsere Wegweiser den Weg nicht recht wußten / befunden wir uns nach einer vierstündigen Reise an eben dem Ort / wo wir ausgegangen waren; Hier war nun nicht Zeit böse zu seyn / sondern mußten uns / in Ermangelung anderer Hülffe / ihnen nothwendig weiter vertrauen. Der Regen wurde wieder sehr hefftig / und traffen nichts als steinigte Dertter und breite Gräben voll Wassers an / über welche wegen des strengen Stromes auff Brettern und Säumen gefährlich überzukommen war. Endlich erreichten wir einen Mahometanischen Marckt-Flecken oder Bazar, welcher an dem Fluß / der Cognali vorbeyläufft / liegt. Daselbst nahme man uns ganz hößlich auff / und weil das

M

Wet-

Wetter so gar schlimm / wurden wir
einen Tag daselbst zu bleiben genöthi-
get. Alles / was uns bisher begegnet /
war nichts gegen dem / so wir noch aus-
zustehen hatten / zu rechnen. Und weil
es uns so gar übel beschrieben wurde /
nahm ich Ursache / den Herrn Fla-
cour anzugehen / und zu bitten / daß er
nicht weiter gehen möchte; Die an-
dern alle / so bey uns waren / bestätig-
ten es / daß noch viel Gefahr zu besor-
gen / er aber wolte von nichts hören /
sondern die Reise vor des Herrn Ca-
rons Rückkunfft vollführen. Ich / da
ich eben darzu nicht bestellet / und sonst
nicht verbunden war / die Reise zu thun /
entschloß mich / weil mir mein Leben
lieb war / den Herrn Flacour, dem ich
ohne dem nichts nütze war / zu verlas-
sen / indem ich Gelegenheit funde / auff
einem gewissen Flusse an das Meer zu
kommen. Setzte mich also in einen
Rahn /

Rahn/und wolte kein Gewehr zu mir nehmen/ weil ich solches nicht nöthig zu haben vermeynet/ ob ich gleich nicht mehr als den Rohren/ dem der Rahn gehöret/und einen kleinen Jungen bey mir hatte/ und ich selben Abend in Bagara, bey Couteas Marcol, einem reichen Mahometanischen Kauffmann und beruffenen Caper, bey welchem ich unterschiedliches zu verrichten hatte/ zu schlaffen vermeynte. Ich fuhr also den Bazar oder Marckstücken Cotta oder Cognali, so den Nahmen von den forchtbarsten Meer-Räubern auff diesem Meer hat/ welcher auch Herr darüber ist/ vorbei. Ich vermeynte auch schon zu Bagara zu seyn/ als die See-Räuber mich erblickten/ und geschwinde ein Schiff nach mir abschickten. Weil ich nun wuste/ daß alles/ was diese Leute auff dem Wasser nehmen/ ihre ist/ liesse ich

geschwind nach dem Fluß zu rudern. Ich war aber da kaum angekommen/ als der Mann/ dem der Kahn zugehörte/ und der/ so meine Sachen truge/ von mir weg lieffen/ und mich also diesen Räubern in Händen lieffen/ welche den Kahn nicht achteten/ und mir nachsetzten. Alsdenn merckte ich / was ich vor einen Fehler begangen / daß ich kein Feuer-Rohr zu mir genommen/ mit welchem ich mich wider zwey Kerl/ die nur Langen hatten/ leicht wehren können / welche izund alle beyde zugleich auff mich zustieffen / und weil ich alleine in ihrer Gewalt war / mich zwingen in ihr Schiff zu treten.

Sie fuhreten mich also nach Cognali allwo man mich als den ersten Französischen Slaven betrachtete/ und also vor ihren Herrn gebracht wurde/ der von mir eine grosse Summa Geldes zu erlangen verhoffte; Als
er

er aber nichts fand/ fragte er mich/warumb ich Monf. Flacour verlassen/ und ob er auch wohl durch seines Marek-Flecken zurück kehren würde/ darauff ich antwortete/das ich es nicht wüßte. Und endlich brachte man Eisen und Bande/legte sie neben mir/und wartete ich also/was über mich vor ein Urtheil würde gefället werden. Das Glück aber wolte / daß er unser mit dem Samorin, dessen Unterthan er war/ gemachtes Verbündniß/und das Geseze/ daß auff dem Lande oder dem Flusse nichts geraubet werden dürffte/ in Betrachtung nahm. Man trug die Bande wieder weg / und wurde er durch unverbhoffte Veränderung ganz höflich/ und bothe mir ein Lager in seinem Hause an. Weil ich aber nichts als die Freyheit wüntsichete / bate ich / daß man mich immer nach Bargara lassen solte/dahin ich diesen Abend/we-

M 3

gen

gen wichtiger Geschäfte/ gerne kommen wolte; womit er auch zufrieden war / und liesse mir inzwischen / da ein Schiff zurecht gemacht wurde/ unterschiedene eingemachte Sachen auftragen/ davon ich Wohlstandes halber etwas nahm/ aber nicht davon ab/ weil ich mich vor Gifte fürchtete / wiewohl er bey den Malabaren nicht sowohl / als bey andern Nationen, bekannt ist. Nachdem ich nun von diesem Corsaire Abschied genommen/ sagte ich mich in ein Schiff/ so sie eine Almadie nennen / das mich nach Bargara bringen sollte. Allda traff ich den Kahn/ der mich verlassen hatte/ mit meinen Sachen an / dessen Herr vorgab / wie er auf mich gewartet hätte. Ein Fischer aber meldete / daß ein Franke zu Bargara ankommen wäre; So bald suchte ich ihn/ und sahe/ daß es Mons. de la Serine der ältere war / so von Ca-

Calicut zurücke kam. Diese glückliche Begegnung machte/das ich alle Verdrußligkeit/ so mir bisher zugestossen/ vergaße. Ich erzehlete ihm alles/wie es mir ergangen/ und weil er mit dem Corfairen zu Bargara schon gesprochen/ reiseten wir des andern Tages mit einander nach Tilcery, welches nur drey Meilen davon lag/ und kamen Vormittags wieder an. Meine Zurückkunfft wurde von iederman bewundert/ und war wohl niemand/ der mir nicht recht gab/ das ich mich nicht/ ohne Noth/der Mühseligkeit einer solchen über die maßen gefährlichen Reise unterworfen.



Beschreibung
 Von einer Reise nach Ost-
 Indien /

Der andere Theil.

Das 1. Capitel.

Die Reise nach Tanor.

Der Herr de la Serine hatte zu Calicut und Tanor eine Quantität Pfeffer erhandelt / welche er / damit selbigen die Schiffe bey ihrer Ankunfft in Bereitschafft finden möchten / abwägen und einpacken lassen mußte. Also reiseten wir beyde nach gedachten zweyen Orten / welche Tilcery Süd-werts liegen.

Das erste Dorff / so man auff dem Wege dahin antrifft / heisset Meali, gar nahe dabey ist ein kleiner Marck-Flecken oder Bazar, das Dorff aber wird
 von

von lauter Tiven bewohnet/der Fluß/
der vor diesem Dorff vorbeyleufft/liegt
stets voller Schiffe von mäßiger Grö-
ßel/ und wird nicht leicht eine schönere
Gegend gefunden werden können.

Bargara liegt zwey Meilen von
Mealy, welches einer von den wichtig-
sten Bazars an der ganzen Küste ist/so-
wohl wegen der grossen Handlung / so
daselbst getrieben wird / als wegen des
Reichthums der daselbst wohnenden
Capers.

Es befindet sich allda kein Fluß /
müssen also sowohl die Capers , als
Kauffleute/wenn sie ihre Raub-Schif-
fe und Barqven wollen ausbessern las-
sen/ oder der Sturm sie nöthiget/solche
daselbst stranden lassen.

Bargara liegt an den Grenzen des
Königreichs Cananor, und ist ein Na-
her Herr darüber/oder gleich des Kö-
nigs Colitri Unterthaner / und ihm

Zinsbar ist. Gar nahe bey diesem Ba-
 zar ist ein kleiner Meerbusen / wel-
 chen der Fluß bey Cognialy macht / der
 den Corsairen sehr zu statten kömmet.
 Eine halbe Meile von Bargarra liegt
 der Bazar, welchen die Malabarn Co-
 ta oder Cognialy nennen; Der erste
 Nahme bedeutet die Festung / und der
 andere ist der Nahme des Corsairen/
 der drinne zu befehlen hat. Cota ist
 eine Halb-Insul / dahin ist auch von
 der Land-Seite / wegen des Lemnichten
 Erdreichs oder Triebandes / so die See
 daselbst ausspielet / und darauß liegen
 läset / schwer zu kommen / der Fluß
 trägt Schiffe von 300. Tonnen / aber
 der Eingang ist etwas beschwerlich; An
 dessen Munde liegt eine kleine Insul/
 daselbst die Schiffe und Paros oder
 Raub-Schiffe verdeckt liegen können.
 Der von Cognialy ist ein berühmter
 Caper oder See-Räuber / der stets 10.
 bis

bis 12. Paros oder Raub-Schiffe in der See hält/so mit 6. bis 700. Mann besetzt. Dessen Unterthanen sind nach seinem Beispiel ebenfalls Meer-Räuber/ und alle sehr reich/ und von einem unerträglichen Hochmuth. Einmahl machten sie wider ihren König/ den Samorin, einen Aufstand/ der sich benöthiget befunde/ die Portugiesen umb Hülffe anzusuchen/ seine auffrührische Unterthanen zu bahren zu bringen.

Der Samorin belägete sie / und ängstete sie / an der Land-Seiten/ da in zwischen die anderen sie zu Wasser angriffen; Aber die eine Flotte kam in der See zu Schaden / wie nicht weniger die andere Armee zu Lande/ ohne daß die Meer-Räuber gedemüthiget wurden.

Das folgende Jahr aber war ihnen nicht so glücklich/ denn die Portugiesen

M 6 lan-

landeten/ und bekamen das Haupt der
Rebellen gefangen / welchen sie in
Banden nach Goa föhreten / daselbst
er von den Kindern mit Steinen zu
Tode geworffen / und das Ubel // so
er denen ausländischen Nationen
angethan / an ihm gerochen wurde.

Einer von seinen Vetteren succedirte
ihm sowohl in dergleichen Meer-
Räuberereyen / als in seiner föhrenden
Gewalt / nachdem er sich dem König
unterwürfig gemachet. Dieser hat
nun fortgefahren / die Wasser zu durch-
streichen / und ganz Orient in Schre-
cken gesetzt.

Die Festung / davon dieser Bazar
den Nahmen föhret / liegt nicht weit
davon / und daselbst fängt sich des Sa-
morins Königreich an; Von dar rech-
net man sieben Meilen biß nach Cali-
cut , und sind in dieser Gegend drey
oder vier kleine Dörffer anzutreffen /
wela

welche aber nicht der Mühe verlohnen/
daß man sich dabey auffhalte.

Das 2. Capitel.
Von Calicut.

CALICUT, welches man in der Lan-
des-Sprache Coi-cota nennet/
hat seinen Nahmen von denen 2. Wör-
tern/ deren eines einen Hahn/ und das
andere eine Bestung bedeutet: weil/
der Malabaren Vorgeben nach/ das
Königreich des Samorin sich nicht
weiter erstrecket/ als so weit man einen
Hahn hat krehen hören können; und
ob zwar seine Länder sich sehr vermeh-
ret/ so hat doch dieser Ort/ als der wich-
tigste/ den Nahmen Calicut noch im-
mer behalten. Er liegt unter dem
11. Grad der Nordlichen Breite/ und
eilff Meilen von Tilcery. Es ist
sonst daselbst die beste Handlung in
ganz Indien gewesen: Und ob es zwar

von seinem ersten Glantz viel verlohren/ so befinden sich doch noch gar viel reiche Kauff-Leute daselbsten. Und ist dieses das Land/ da die Portugiesen/ als sie Ost-Indien entdecket/ das erste-mahl angeländet/ und weil der König seine Residenz damahls daselbst gehabt/ ist die Stadt in trefflich Aufnehmen gerathen. Der damahlige Fürst hat sie gar wohl empfangen/ und sie daselbst feste setzen zu lassen ihnen versprochen; Aber sie haben sich des Fürsten Gnade nicht lange zu gebrauchen gewußt/ so gar/ daß sie sich auch nicht entblödet/ ihn selbst an seiner Person schimpflich anzugreifen/ un mit seinen Unterthanen übel umzugehen. Welche Undanckbarkeit er so ungnädig empfunden/ daß er sie aus dem Reiche gesaget/ und nachdem niemahls wieder darinne leiden wollen. Das Land von Calicut liegt sehr niedrig/ und wird
gar

gar oft von den See-Fluthen überschwemmet/ auch wird kein Jahr ver-
gehen/das nicht ein Theil davon unter
Wasser gesezet wird / und ist die Bes-
tung/welche die Portugiesen tieff ge-
nug ins Land/ und weit vom Strande
erbauet/ anigo 2. Meilen in der See/
un halb in Wasser versunken/also/das
die Barqven zwischen ihr un dem Lan-
de un schwer durchsegeln können. Sol-
che Spring-Fluthen entstehen / wenn
der Wind Sud-westl. wehet/welcher
auf dieser Küste vom Monat Majo an/
bis auf den September währet/ und
ich habe/ weil ich daselbst gewesen/ mit
meinen Augen gesehen / wie der En-
gelländer Wohnung/welche doch nicht
von so langer Zeit gebauet war/ einge-
suncken. Diese Verwüstungen ha-
ben die Handlung von Calicut abge-
zogen / und durch diesen Verlust ist
Goa reich worden / weil sich die mei-
sten

sten Kauffleute dahin gewendet. Dieses ist die vornehmste Stadt unter allen/die die Portugiesen in Ost-Indien haben/ und weil der unmäßige Reichthum / den die Handlung von allen Orten her dorthin gebracht / sie so stolz gemacht/ daß sie gar viel Kaufleuten übel begegnet/ haben sie sich endlich nach Suratte begeben / wo aniso die trefflichste Handlung von ganz Ost-Indien ist.

Es ist zwar noch ein grosser Bazar in Calicut, der aus 4. oder 5. grossen sehr gleichen Gassen bestehet; Ein Dorff / darinnen Mocovas oder Fischer wohnen/ und die vielen Häuser/ darinnen sich Tiven auffhalten / diß alles macht endlich noch eine grosse Stadt zusammen.

Seither der Samorin nicht mehr darinne residiret/ hat sich ein Stadthalter daselbst aufgehalten/den sie Rajador

jador nennen/welcher in dem Königl-
lichen Pallast wohnet / und ist in des-
sen Hofe noch eine grosse Glocke/ und
etliche metallene Stücke / welche aus
der Portugiesischen Bestung genom-
men worden/ daselbst zu sehen. Der
Sand am Ufer ist mit Gold-Körnern
vermenget / welches überaus köstlich
ist/ und einem jeden zu suchen frey ste-
het. Das grösste / so ich gesehen/war
15. Sols, und sonst in gemein 4. bis
5. Sols schwer. Indessen leben ihrer
viel davon/ und wenn es der Rajador
vergönnet/ kan man den Sand zu sich
heim nehmen/und mit seiner Gelegen-
heit heraus suchen/ zumahl wenn man
von 100. Barren was gewisses giebt.

Die Engelländer haben sich schon
vor langer Zeit zu Calicut gesetzt/
da aber ihre Wohnung verschwem-
met wurde/ waren sie genöthiget/ eine
andere auff einen höhern und sicherern
Ort

Ort zu bauen. Weil in solchen entle-
 genen Ländern alle Europäer sich un-
 ter einander höflich begegnen/ und es
 vor einen Schimpff ausgeleget wird/
 wo ein und ander/ ohne sich bey ihm
 aufzuhalten/ vorüber gehen solte / so
 sprachen wir auch denen Engellän-
 dern zu/ welche uns über die Massen
 herrlich bewirtheten/ und wir hielten
 uns auch länger auf/ als wir gemeinet/
 weil ein Paro oder Raub-Schiff auf
 uns/ bis wir aus dem Hafen wären/
 alsdenn uns anzugreifen/passete. Da
 sie nun so feste auf der Rheede liegen
 blieben/ fasseten wir auch den Ent-
 schluß / uns fortzumachen/ und lieffen
 also bey hellen Tage / wiewohl ganz
 nahe am Ufer/ fortrudern/ damit/ wenn
 wir angetastet würden/ bald aussteigen
 könnten. Weil aber diese Räuber nicht
 gerne andere / als solche anzugreifen
 pflegen/ welche schwächer/ als sie/ oder
 nicht

nicht viel Herze haben / so mochte sie unser Unternehmen / daß sie beydes bey uns finden möchten / Vermuthen machen ; Liessen uns also in Frieden fahren. Wiewohl dieses nicht die einzige Gefahr / so uns bevor stund / und waren wir jenen noch nicht zwey Stunden entgangen / als eine nahe am Lande ankernde Barque uns in neues Schrecken setete. Weil nun weder auf der einen noch der andern Seite Häuser waren / und unsere Nahers und Schiff-Leute versicherten / daß es See-Räuber / berathschlagten wir uns lange / was anzufangen wäre ; und hielten wir vorse sicherste / ans Land zu steigen / und zu erwarten / daß der Caper fortsegeln möchte / da denn wir zu Fuße nach Tanor gehen wollten / das Schiff aber bey Nacht durchzukommen versuchen sollte. Es wurde aber dieser Vorschlag nicht zu Werke

et gerichtet / sondern wir fasseten den
 vorigen Entschluß / und fuhren / mit
 dem Gewehr in der Hand / zwischen
 dem Caper und dem Lande hinweg /
 und langeten gegen Abend zu Tanor
 an.

Das 3. Capitel.

Von Tanor.

TANOR ist der vornehmste Ort eines
 Königreichs dieses Namens / es
 liegt fünff Meilen von Calicut Sud-
 werts ; Es ist auch kein Fluß allda /
 sondern die Schiffe / so dahin kommen /
 anekern auff der Rhede / wiewohl sie da
 nicht / als den Sommer über / sicher lie-
 gen können. Des Bazars Einwohner
 sind reiche Mahometaner, und an
 dem Strande sind zwey grosse Fischer-
 Dörffer / deren eines von Christen / das
 andere von Heyden bewohnet werden.
 Nahe bey dem ersten Dorff ist eine
 Flei-

kleine Kirche zu sehen / davor ein ziemlicher Platz / auf welchem ein hohes Kreuz aufgerichtet.

Der König wohnet weit vom Meer / eine Meile davon / und hat einen Stadthalter daselbst / die Berechtigkeits über die Mohren zu handhaben / der über die Christen keine Gewalt hat / sondern der Director über die Kirche hat die Macht / wenn sie etwas verbrechen / selbige zu straffen. Die Jesuiten sind lange hier in Besitz gewesen / welche sich angelegen seyn lassen / allezeit solche Leute dahin zu schicken / welche geschickt sind / stets neue Christen zu machen. Der dieses Amt damahls / als ich daselbst war / versah / hiesse Mattheus Fernandes, der schon 7. bis 8. Jahr daselbst gewesen / und die Landes-Sprache vollkommen wohl redete. Ob wol das Königreich Tanor über 10. Meilen nicht ins gevierdte in sich begreift / so ist doch der

König

König / gegen einen andern in Mala-
 bar, weder geringer noch Zinsbar. Er
 hat mit den Portugiesen / sieder sich die-
 selbe da befunden / eine genaue Freunds-
 schafft unterhalten / und diese haben sei-
 ne Freundschaft sorgfältig beobachtet.
 Weil der Mißverstand zwischen denen
 Holländern und uns fast zum gängli-
 chen Bruch zu kommen schiene / und
 dieser Fürst zu allen Zeiten ihr Todt-
 Feind gewesen / haben wir seine
 Freundschaft zu suchen nicht unterlas-
 sen / sondern ihn von wegen der Com-
 pagnie mit einigen Geschencken be-
 ehret.

Das Land Tanor ist fruchtbar / die
 Luft gesund / auch gut jagen und fischen
 daselbst / die Inwohner nähren sich ins-
 gemein von Fischen / und werden nur
 verleckerte Wäuler von Flügel-
 Werk und Reh-
 Wildpreth essen / denn das
 Rind-

Kind-Fleisch hier / wie in gang Indi-
en verboten ist.

Nachdem wir nun dasjenige / wes-
wegen wir nach Tanor gereiset / aus-
gerichtet / nahmen wir unsern Weg
wieder zu Lande nach Calicut, wohin
wir unsere Almadie oder Schiff schon
zurück geschicket.

Das 4. Capitel.

Die Abreise von Tanor.

Weil wir sehr späte zu Tanor
auffbrachen / kunten wir nicht
weiter / als nach Chali, zwey Meilen
von dannen / kommen / da wir über
Nacht blieben. Dieser Ort gehöret
dem Samorin, und bestehet aus einem
Basar, und unterschiedlichen Woh-
nungen/darinnen Tiven wohnen/und
hat daselbst einen Fluß / so Barqven
von 100. Tonnen trägt / aber mehr
zum Auffenthalt der Caper, als
zur

zur Sicherheit der Kauff-Leute / die-
net.

Wir kehreten bey einem Tiven ein/
daselbst wir die seltsamen Ceremoni-
en, die bey den Heyden in acht genom-
men werden / wenn sie ihrer Anver-
wandten Gesundheit erhalten wolten/
mit ansahen. Ein Vetter von un-
sern Wirthe/den er gar lieb hatte/war
von einem hefftigen tägliche Fieber gar
darnieder geworffen worden/ und sein
Vetter hatte es auch zu seiner Wieder-
Genesung an nichts fehlen lassen ;
Weil aber diese Kranckheit von keiner
Arzney zu gewinnen war/ suchte er bey
den abergläubischen Mitteln / wie sie
in seiner Religion gegründet / seine
Hülffe / und ließ aus der nächsten Pa-
gode einen Bramanen holen / daß er
dem Krancken zusprechen solte. Es kam
einer/welcher den Anfang damit mach-
te / daß er alle Anwesende stille schwei-
gen

gen/und sich ein groß hölzern Gefäß / mit Laub bedecket/bringen hieß/darein that er frische und trockene Cocos, Bananen, Jagre, oder Cocos-Zucker / gekochten und rohen Reiß / gebratene Fisch / und eine Schaale voll Brantewein. Der Bramane legte / indem er etliche Worte murmelte/und darbey allerley närrische Stellungen machte/alles zu rechte : Um das Becken steckte er viel angezündete Wachs-Lichter / und zwischen jedes ein Stäbgen von eben der Dicke / mit Blumen umbwunden.

Da der Bramane nun sein Gebeth verrichtet / ließe er einen von den Zuschauern zu sich kommen / dem er ein angezündet Wachs-Licht gab / das er in Mund nehmen mußte. Er hatte dieses kaum gethan/so stellte er sich/als wenn er vom bösen Geist besessen wäre/und alsdenn glaubt man/das er geschickt

¶

schickt

schickt sey / wahrzusagen / ob der Kran-
ck^e sterben oder genesen werde. Aber
das war kein kluger Geist / den wir da-
mahls sahen / denn er versprach dem
Krancken / daß er gesund werden solte /
welcher aber wenig Tage darauff sei-
nen Geist aufgab. Folgenden Tages
reiseten wir nach Chaly, und kamen
des andern Tages nach Calicut, wo
wir die Engelländer antraffen / wie sie
beschäftiget waren / wegen der Über-
schwemmung der See / ihre Sachen
an einen andern Orth vollends zu brin-
gen. Eben diesen Tag reiseten wir
wieder weg / unser Nacht-Lager eine
Meile von dar zu halten / den Tag
drauff aber geschah solches zu Barga-
ra, und des folgenden wieder
zu Calicut.

Das

Das 5. Capitel.

Di Reise nach Baliepatan.

Als die Schiffe/ welche die Englische Compagnie alle Jahr/ um Pfeffer zu laden/ an die Malabarische Küste versendet/ auf der Rhede zu Baliepatan angelanget waren/ machte ich mich mit einem guten Freunde dahin/ um etwas neues aus Europa und von Suratte zu hören. Wir kamen an den Mund des Flusses vor Mittage/ und in die Englische Wohnung/ gleich um die Zeit/ als sie sich zu Tische setzen wolten. Ihre Factorey zu Baliepatan ist mehr als eine halbe Meile von der See/ auf einer Höhe am Ufer des Flusses/ in welchen aber die Schiffe nicht einlauffen können/ gelegen. Die Rauffleute und Capitains empfangen uns mit grosser Höflichkeit/ und brachten wir den ganzen Tag in gu-

ter Lustigkeit zu ; Weil wir aber uns des vielen Trinckens besorgeten/ reiseten wir die folgende Nacht/ nachdem wir unsere Schiff-Leute etliche Stunden ruhen lassen/ wieder ab/ und kamen gegen Morgen nach Tilcery, da uns die Engelländer wenig Tage hernach wieder zusprachen. Weil dergleichen Lust bey uns sehr seltsam/ und darzu eben nichts sonderliches anzustellen war/ so gestehe ich gerne/ daß es mir allmählich anfieng/ in diesem Lande sehr verdrüßlich zu werden. Und ich hatte auch schon gar offte bey denen Directoribus schriftlich Ansuchung gethan/ mir zu vergönnen/ daß ich wieder von Tilcery möchte weggehlet werden; hatte auch schon den Entschluß gefasset / wenn man mir solches zu verwilligen noch länger anstehen würde/ ohne Order mich wegzumachen. Wir reiseten noch einmahl nach

Ta-

Tanor, und daselbst erfuhren wir /
 daß der junge Tive, dem man die Er-
 langung seiner Gesundheit propheze-
 et hatte/ gestorben wäre. Wir verhar-
 reten wenige Tage / und so bald wir
 unsere Sachen ausgerichtet/ nahmen
 wir unsern Weg wieder zu Wasser
 nach Tilcery.

Weil man nun nicht gerne / aus
 Furcht vor den Capern, längst der
 Küste hinfähret/ begaben wir uns außs
 hohe Meer / und wichen also von dem
 Gestade / wo sich solche gerne auffhal-
 ten. Wir waren aber kaum eine Meile
 geseegelt / als wir von einer grossen
 Menge Fische/ von der Größe der
 Maackerelen/ überfallen wurden/wel-
 che in unsere Almadie sprungen/also/
 daß/da wir uns erst über diese Bege-
 benheit sehr belustiget hatten/hernach-
 mahls darüber zu sincken vermeyne-
 ten. Wir wendeten allen Fleiß an/ih-

ver einen Theil in die See zu werffen/
 Da inzwischen unsere Schiff-Leute sich
 auff's äusserste bemüheten/ wieder ans
 Land zu kommen. Als nun dieser
 Sturm vorbei/verliessen wir das Ge-
 stade zum andern mahl/ und weil wir
 uns allzu lange auffgehalten/ kamen
 wir erst nach Mitternacht nach Cali-
 cut.

Die Engelländer/ssamt ihren Leu-
 ten/und wir / aßen des folgenden Ta-
 ges von denen Fischen / so in unser
 Schiff gesprungen/und unsere Schiff-
 Leute verkaufften noch unterschiedliche
 Körbe voll. Wir blieben daselbst nicht
 länger als zwey Tage / und reiseten/
 nachdem wir unsere Almodie oder
 Fahrzeug heimgeschicket/zuland-
 de nach Tilcery.

Das

Das 6. Capitel.

Des Herrn de Flacour Wie-
derkunft.

ZU Ende des Novembris kam der Herr de Flacour wieder von Sirinpatan, der uns nicht genug sagen kunte/ was er auf dieser Reise/darauff er/ ob es nur gleich 30. Meilweges/ 35 Tage zugebracht/ ausgestanden/ und tausendmahl vermeynet/ in den erschrecklichen Wasser-Brüchen zu erfauffen/ darinnen er auch viel von seinen Leuten eingebüset. Aber weil seine Verrichtung so wohl abgelauffen/ so achtete er alle diese Mühe und Verdrüßlichkeit nichts.

Die Baaren/so man von Sirinpatan haben könnte/ bestehen in schöner Leinwand und Sandel-Holze/ welcher also häufig in diesem Lande wächst/ daß der König und seine Großen

auch Gemächer von solchem Holze gebauet haben. So fände sich auch trefflich schöner natürlicher Salpeter / der nur ein wenig purificiret werden dürfte / und zwar alles in ziemlichen guten Preise. Der Herr de Flacour brachte von solcher Leinwand Muster mit / welche umb die Helffte / nach dem Preis / als wie man sie zu Suratte hat / besser war. Die übrige Jahres-Zeit kauffte man vor die Schiffe / so erwartet wurden / Pfoffer ein / und zu Anfang des Januarii 1672. kam das Schiff Provence von Suratte, solchen abzuholen. Der Herr Petit commandirte solches / und hatte nur 7. Frangosen bey sich / das andere Volck waren alle Mahometaner. Durch ihn erfuhren wir die Ankunfft des Herrn Blot, eines Directoris von der Compagnie, welcher an den Herrn la Serine Ordre überschicket /

voll

von Malabar weg und nach Suratte zu kommen. Ich hätte verzweifeln mögen / daß man von mir nichts meldete. Well aber die Herren meine gute Freunde waren / so brachte ich es dahin / daß sie es vor gut befunden / mit zu Schiffe zu gehen / maßen es mir nicht in Kopff wolte / meine jungen Jahre und Curiosität bloß in diesen Winkel von Indien einzuschliessen. Der Herr Flacour wolte zwar einige Schwü- rigkeit machen / mich wegzulassen / weil er nicht gerne alleine hior bleiben wolte ; allein / ich brachte es doch zu wege / und machte mich reifefertig / so bald / als der Herr Petit von Tanor und Calicut, dahin er die Waaren / so wir er- handelt / einzunehmen gereiset war / zu- ruck käme / mitzufahren. In dessen Abwesenheit kam ein Schiff / le grand Breton genannt / mit 60. Canonen montirt / darauf der Herr Clos Ca-

pitain war / auf unserer Rhede an.
Zwo kleine Fluyten, so mit ihm von
Francreich abgereiset / hatten ihn vor
etlichen Tagen verlassen / und sich mit
dem Herrn de la Haye conjungi-
ren wollen / welcher ein Jahr von ih-
nen abgeseegelt / und die Bezahlung
vor die Völcker bey sich gehabt hatten.
Sie waren wegen des widrigen Win-
des von einander abkommen / und der
Herr Clos war ungewiß / ob sie vor
oder hinter ihm wären. Als er die
weiße Flagge sahe / so wir auffsteckten /
wurde er bewogen / daß er uns sich nä-
herte / aber er hielt sich nur einen eini-
gen Tag bey uns auf / Erfrischungen
einzunehmen. Und dieses Schiff war
faum 4. Stunden weg / als der Herr
Petit ankam / und machten wir so bald
Anstalt / die folgende Nacht unter See-
gel zu gehen.

Eben diesen Tag wurden wir ein
Klein

lein Schiff gewahr / welches / als es unsere Flagge gewahr worden / dem Lande näher kamen / und sein Chaloupe außsetete / welche aber erst bey Nacht dem Schiff Provence an Bord kam; Selbige hatte den Lieutenant von einem der Fluyten von des Herren Breton Gesellschaft auff: Und weil dieser Officier erfuhr / daß wir folgende Nacht fort wolten / so begab er sich nicht an das Land / und wurden also eins / daß der Herr Barbot und sein Capitain die Ancker / so bald als wir es thun würden / auch lichten solten / darzu wir ihm denn ein Zeichen mit einem Stück-Schuß geben wolten.

Das 7. Capitel.

Der Auffbruch von Tilcery.

DEN 20. Januarii, ohngefehr zwey Stunden nach Mitternacht / gaben wir das Zeichen / so bald
N 6 lich-

lichtete der Capitain auff der Fluncke
 seine Ancker / wie auch wir thaten. Da
 uns denn ein Land-Wind bald auff die
 hohe See triebe / und vermittelst des-
 sen erreichten wir die Sand-Banck
 vor Baliepatan, umb daselbst den
 Sandel / so der Herr Flacour dahin
 gesendet / einzunehmen. Wir mussten
 biß auff den 22. daselbst verharren / und
 ehe wir uns noch Seegel-fertig ma-
 chen kunten / entdeckten wir eine Bar-
 que, von welcher unsere Morische
 Schifflente versicherten / daß es ein
 Raub-Schiff sey. Wir machten uns
 bald fertig / ihm nachzuseegeln ; Die
 Fluncke gieng auff der einen Seite / und
 wir auff der andern / umb selbiges zwi-
 schen uns zu bekommen / aber nachdem
 wir solchen lange nachgesezet hatten /
 und etliche Canonen-Schüsse nach
 ihm gethan / entkamen sie uns / und
 verlohren sich auch in wenig Stunden

aus unsern Gesichte. Wir waren zu denen Officirern von der Fluyte übergegangen/welche sehr froh waren/das wir ihnen Zeitungen von dem Grand Breton zu sagen wußten/ und hatten ein grosses Verlangen/ bald zu ihm zu gelangen.

Ob wir gleich bey Tage das hohe Meer hielten / so mußten wir doch des Nachts uns wieder ans Land machen. Welches denn alle Schiffe / welche längst der Küste hersegeln/in acht nehmen müssen/um sich des Land-Windes zu bedienen/ welcher sonst nicht/als nach Mitternacht/wehet. Den 24. nach Mittags kamen wir zu Mangalor an/ da wir uns mit dem Barbot und seinen Officirern lustig zu machen vorgenommen hatten. Es gieng nicht ohne grosse Beschwerlichkeit zu / als wir Abends um 8. Uhr auf diese Rhede gelangen kunte; die Fluyte konte ihre Anker

cker nicht eher/ als des andern Tages/
sincken lassen. Sie waren aber auch
nicht in solcher Gefahr zu scheitern/ als
wir/ gewesen/ massen/ indem wir uns
darauf verliessen/ daß etliche von uns
schon in dem Hafen gewesen/ uns der
Sand-Banck/ welche überaus ge-
fährlich ist/ allzunah wagten. Und
als wir uns bey Nacht in einen Cha-
louppe, damit desto besser ans Land
zu kommen/ gesetzt/ verfehlten wir
im Finstern den Ort/ wo man sicher
in Stroh gelangen kan. Wir ver-
meinten vielmahls/ durch die an die
Klippen anschlagende Wellen/welche
unser Schiff sehr mit Wasser anfülle-
ten/ in Grund geschlagen zu werden;
iedoch kamen wir endlich glücklich
ans Land. Die Fluyte wurff ihre
Ancker des Morgens nahe bey unse-
rem Schiff/ und als die Officirer an
das Land gestiegen/ brachten wir diesen
und

und folgenden Tag in guter Lustigkeit zu Weil aber Monfr. Barbot ein hefftiges Verlangen hatte/ mit seiner Flotte zu dem Herrn de la Haye zu kommen/ nahm er Abschied/ und segelte des andern Tages fort.

Mangalor ist eine von den wichtigsten Plätzen in im Königreich Canara, liegt 18. Meilen von Baliepatan, sie hat eine gute Rhede / und so lange der Regen anhält/ können die Schiffe auff dem Strohm liegen/welcher breit und tieff ist/weil aber viel Sand-Bäncke darinnen / so ist die Einfarth gefährlich/ muß man also die Zeit/ wenn grosse Ebbe und Fluch ist / abwarten. Auf einer ziemlichen Höhe ist ein Flecken zu sehen/welcher von Heydnischen und Mahometanischen Kauff-Leuten bewohnet ist/ und auf eben der Küste ist der Portugiesen ihr Stapel/so sie Feituria nennen. Alle die Bestungen/
so

so in dem Hafen des Königreichs Canara gelegen/ haben vormahls denen Portugiesen zugestanden. Weil aber die Canarien selbige/ wie die andern Indianer/ überdrüssig wurden/ haben sie solche in dem letzten Krieg/ so sie mit den Holländern geführet / ausgetrieben. Die Portugiesen haben/ seither sie wieder Friede gehabt / alles angewendet/ die Plätze / so man ihuen genommen/ wieder zu erlangen; und weil ihre See-Armaden sich stets auff dieser Küste sehen ließen / wurde der Handel zu Canara dergestalt unterbrochen/ daß der König das Elend seiner Unterthanen nicht länger ansehen kunte/ sondern den Portugiesen Friedens-Vorschläge that/ und dem Vice-Roy, Lovis de Mendonza, die Bestund Mangalor und Barcalor wieder in seine Hände zu liefern anbote; Weil aber die Portugiesen darinnen

feiz

keine gnugsame Besatzung unterhalten künnten/ vergnügten sie sich damit/ daß sie in der beyden Hafen Factoreyen anrichteten/ in solchen die Helffte der Zölle von allen in- und ausgeführten Waaren zu erheben/ und also bis auf eine gelegene Zeit verschöben/ diese Orter in Besitz zunehmen.

Der König zu Canara, und der größte Theil seiner Unterthanen/ sind Heyden/ die übrigen aber Mahometaner. Bey ihnen nimmt man weder den Unterscheid der Geschlechter / noch der Malabaren Gewohnheit in acht/ und/ unbetrachtet sie Nachbarn / so führen sie doch einen stets-währenden Krieg mit einander / darinnen die Canarien gemeiniglich den Kürzern ziehen/ ihr Thun und Wesen kommt mit denen / so bey den Unterthanen des großen Mogols üblich/ bey dem der König zu Canara auch Zinsbar ist. Sie haben

ben eine schwarz-braune Haut / mit mittelmäßige Statur / lange Haare / und ihre Kleidung ist wie der Heyden zu Suratte; Sie sind alle Soldaten / und wohl abgerichtet / und verstehen sich trefflich auff das Miniren / und halten auch bessere Ordnung im Fechten / als die Malabaren / aber sie sind nicht so beherzt. Die sich auff die Handlung legen / werden von freyen Stücken sich aus ihrem Lande begeben / und das Ihrige bey Frembden verhandeln.

Das Fantastische Wesen / womit sie bey ihren vornehmsten Festen sich aufführen / ist kaum zu beschreiben. Sie führen ihre Bögen auf einem mit Blumen gezierten Wagen herum / an dem vier grosse Räder sind / an diese hefftet man / zwischen der Felge und der Nabe / grosse eiserne Hacken / auff welchen die / so ihren Eyfer am meisten sehen lassen wollen / sich mit ganzen Leibe legen

gen

gen und also mit herum drehen lassen.

Anderere legen sich gar an die Erde / damit sie von dem schweren Wagen zerquetschet werden mögen. Auf welche Art / aus eitler Einbildung / daß sie / indem sie also / ihren Göttern zu Ehren das Leben lassen / zur Unsterblichkeit gelangen / so wohl diese als jene umbs Leben kommen.

Wie die Ubelthäter in Canara gestrafft werden / ist wohl würdig / daß man es anmercke: Man legt solche nackt / mit gebundenen Händen und Füßen auff den Sand / wenn die Sonne am heissesten scheint / damit sie nach und nach durch die Sonne und die Rücken zu tode gemartert werden mögen. Und damit sie ja nicht etwa einige Ruhe empfinden / wenn sie an einem Orth bleiben / und die Erde fühle werden möchte / so fehret man sie von
einer

einer Seite zur andern fleißig umb/biß sie die Seele ausblasen.

Durch gang Canara ist gar reine Luft/ auch das Land lustig und fruchtbar/ und ob es gleich ein sehr klein Königreich / so wächst doch daselbst so viel Reiß / daß damit das ganze Europa versorget / und über dieses dessen noch gar viel nach Bantam, Achem, Socotora, Mocqva, Mascare, Balsora, Monsambiqve, Bombase, und viel andere Derter mehr verführet wird.

Das 8. Capitel.

Die Abreise von Mangalor.

Die Fluyte / darauff der Herr Barbot war / reiset den 26. und wir den 24. weg. Des andern Tages führen wir Barcalor vorbei/ allwo wir uns aber nicht auffhielten/ weil wir selbigen Tages noch nach der Rhe-

Rhede vor Mirseou wolten. So bald wir die Ancker fallen lieffen/begaben wir uns zu dem Gouverneur, Cojabdella, unsere Schuldigkeit abzulegen / von dem ich schon vor dieser Meldung gethan; welchem inzwischen es sehr übel gegangen war. Man hatte ihn beschuldiget / daß er die Unterthanen sehr gepresset / und als er sich vor seinen König gestellet/hätte man ihn in einem harten Gefängniß eine lange Zeit gehalten / und noch andern Schimpff mehr bewiesen. Er wurde aber mit der Zeit unschuldig befunden/ und seine Redligkeit an Tag gelegt/ da man ihn denn in alle seine Ehren-Aembter/so man ihm genommen/wieder eingefezet. Man kunte ihm den Verdruß / den er ausgestanden/ noch anmercken/ als wir bey ihm waren/welches aber nicht verhinderte/das er uns nicht aufs höflichste begegnet
hät-

hätte. Er war sehr Unmuths/ als er sahe/ daß die Compagnie sich von diesem Orte wegbegeben wolte/ und that sehr bekümmert/ als er alle unsere Waaren einladen sahe. Er gab sich aber auch/ auf die Versicherung/ daß wir bald wieder kommen/ und uns beständiger daselbst niederlassen wolten/ ein wenig zufrieden/ und schrieb deswegen an die Directores zu Suratte. Den 29. reiseten wir von Mirseou ab/ und den 30. früh entdeckten wir die Königliche Schiff-Flotte / so in 13. Seegeln bestunde/ und durch Mfr. la Hays commandiret wurde. Der Admiral nahete sich so bald/ nebenst einem andern Schiffe/ uns zu recognosciren/ da wir denn erfuhren/ daß der Herr Caron in einem von diesen Schiffen wäre. Der Herr Petit fuhr so bald nach ihm; und als er wieder kam/ verfolgten wir unsere Reise.
Man



Habitans de Goa .











Man sagte uns/ daß die Flotte gegen Süden gehen/ und auff der Insul Ceylon eine Colonie anrichten solte.

Des Abends bekamen wir die Bestung/ so an dem Strohm vor Goa lieget/ ins Gesicht/ weil es aber zu gefährlich ist/ des Nachts solcher Rhede zu nähern/ so wurffen wir erst den andern Morgen/ welches der letzte Januarii war/ daselbst Anker.

Das 9. Capitel.

Die Ankunfft zu Goa.

GOa ist eine Stadt/ so untern funffzehenden Grad des Aqvatoris Nord-werts lieget; der König von Visapour war sonst Herr darüber/ aber iezund führen die Portugiesen die Herrschafft darinnen. Der Fluß/ darauf man dahin gelangen kan/ ist einer von den Schönsten/ und können auch die grössersten Schiffe darauf fort-

kom-

Kommen. Er ist durch eine Insel abgetheilet / welche den Nahmen Goa führet / davon auch die Stadt den Nahmen hat / weil sie darauf gebauet. Diese Insel ist Oval-rund / und hat ungefehr 7. Meilen in Umkreis; die eine Spitze reicht bis an das Meer / und fast an die beyden Vorgebürge vom festen Lande / also / daß sie fast zween unterschiedliche Häfen machet / davon einer so gut vor die Schiffe / als der andere.

Die südliche Spitze vom festen Lande wird Cabo de Rama genennet / auf welcher man die Bestung Mourmougon gebauet / welcher auf dieser Seite den Eingang bestreicht; Es wird stets darinnen eine gute Garnison und viel Canonen unterhalten. Auf der Spitze / welche die beyden Einfahrten abtheilet / ist noch eine andere Schanze / welche den Nahmen von

von einem Convent der Recolleten hat / deren Kirche der H. Mutter Gottes gewiedmet / und Nossa Senhora Docabo genennet wird; und an der Westlichen Spitze des festen Landes ist die Bestung d' Agvada, welche daher also beniemet wird / weil daselbst trefflich gut Wasser / daher sich alle Schiffe daselbst mit solchem zu versehen pflegen.

Die Bestung d' Agvada ist die wichtigste unter allen / weil daselbst der bequemste Orth / da die Schiffe anckern können / und da sie nothwendig auf einen Canon-Schuß weit vorbey müssen / wenn sie nach Goa wollen. Der Vice-Roy begiebt sich oft dahin / allwo ein Haus ist / so in Europa vor einen großen Palast angesehen werden dürffte. Drey Meilen von der Stadt sind noch andere Schanzen / welche man aber nicht besetzt hält /

D

und

und an beyden Seiten des Strohms
 viel schöne Häuser / welche denen Ein-
 wohnern zu Goa gehören / nebst gros-
 sen Dörffern / so die Portugiesen Al-
 dea nennen. Die Gärten allda ste-
 hen voll Bäume / darauff man durchs
 ganze Jahr Blätter / Blüthen und
 Früchte zugleich finden wird. Wie-
 wohl Pangim, eine Meile von der
 Stadt / ein so groß Dorff oder Aldea
 ist / das es auch viel Städte übertref-
 fen wird; Und an diesem Orthe sind
 alle die vornehmsten Palläste / dahin
 sich die Vornehmsten bey der grossen
 Hitze begeben / deren Gärten eben so /
 und alles von wunderbahrer Schön-
 heit ist. Auf dem halben Wege nach
 Pangim trifft man die Kirche de
 nossa Senhora de Ribaudar an /
 von der die Portugiesen vorgeben / das
 eines ihrer Schiffe / von Lisabon kom-
 mend / auf der Höhe des Vorgebürges
 der

der guten Hoffnung von einem grausamen Sturm hin und wieder geworffen worden/ und nachdem es lange Zeit zu Grunde und zu scheitern zu gehen sich besorget/ und der Wind sich geleget/ sich vor Goa an dem Orth/ worauff man nachmahls eine Kirche/ zum Andencken dieses Wunderwercks/ gebauet/ vor Ancker befunden. Zum Gedächtniß ist dieses Schiff an die Thüre gemahlet/ und an dem Ufer des Stroms sind zweene Steine gesetzt/ welche die Länge dieses Schiffes/ das in einer Nacht 200. Meilweges soll gefahren seyn/ andeuten sollen.

Das Pulver-Haus/ oder la Casa de Polvera, liegt gegen der Stadt zu/ dahinein pflegt man die Missethäter/ daß sie die in den Urtheln ihnen zuerkannte Jahre abarbeiten/ wie auch die Malabaren, die sie auff der See ertappet/ zu legen. Die Schiffe/ so zwö-

D 2

schen

schen dem 20. Maji. und letzten Aug. zu Goa anlangen / sind genöthiget / an der Seite der Festung de Mourmon-
gon einzulauffen / weil an der Seite d' Agvada umb selbe Zeit die Sand-
Bancß feste liegen bleibet / und selbige nur die übrige Jahres-Zeit davon be-
freyet ist. Alle und iede Schiffe / so bey guter Jahrs-Zeit anlangen / kön-
nen biß an die Stadt kommen / und die Ancker unter des Vice-Roy Fenstern
fallen lassen.

Das 10. Capitel.

Von Goa.

GOa ist eine von denen herrlichsten
Städten in Indien gewesen / welche
aber in wärenden letzten Kriege zwi-
schen den Portugiesen und Holländern
viel von ihrer vorigen Herrlichkeit ver-
lohren. Indessen ist es doch der be-
rühmteste Orth / welchen die Christen
in

in Orient haben / und wird daselbst
das höchste Gericht gehalten. Die Helf-
te der Stadt ist an einem Hang / gegen
den Strohm zu gebauet / und die ande-
re Helffte in einen Thali / allwo die
Hize übermäßig groß / also / daß die
Zuwöhner gezwungen sind / sich / wenn
die Sonnen-Hize zu hefftig wird / nach
Pauginy zu begeben. Die Märckte
und Gassen sind in Goa schön / sie ist
mit einer schwachen Mauer umbe-
hen / weil die Zugänge ohne dem wohl
verwähret sind: Das Gerichte wird
in dem Pallast des Vice-Roy gehal-
ten / und nennen die Portugiesen diesen
Hoff Relaçam, dahin kan man von
allen Unter-Gerichten in Goa, auch
von allen Orten / so unter der Portu-
gisischen Boethmäßigkeit liegen / appel-
liren. Es sind lauter schöne Häuser in
Goa, aber sie sind etwas dunckel / weil
die Fenster von dünn-gespalteneu Au-

ster-Schalen gemacht. Die Haupt-Kirche/ der heiligen Catharina gewidmet/ ist ein groß Gebäude / aber ohne einigen Zierath. Nahe darbey ist des Erzbischoffs Pallast / und die Behausung des Bischoffs oder Obristen Vicarii, welcher mit jenem in gleicher Würde/ und Pispo d' Anelt genennet wird.

Ferner ist daselbst das Aljouvar, wo man die Gefangenen in Kirchen-Sachen hinein setzt.

Vor der Haupt-Kirche ist auff einem grossen Platz das jenige entsetzliche Haus / davor man erschrecken muß/ wenn man es nur nennen höret/ nemlich die strenge Inquisition, welche die Portugiesen Santa Casa oder Casa d' o santo officio nennen.

Es ist in der Stadt ein Nonnen-Closter/ deren strenge Lebens-Art derjenigen Freyheit/ wie sie in Portugal bey

ben dergleichen im Schwange gehet/
schnur-stracks zusider ist. Man hält
ihr tugendhaftes Leben in grossen Eh-
ren/ und heget von der Heiligkeit der
Inquisition so ein zuversichtliches
Vertrauen/ also/ daß die Portugiesen
alles das gute Glück/ so ihnen begeg-
net/ ihnen zuschreiben. Es sind auch in
solcher Stadt unterschiedliche Pfarr-
Kirchen und Clöster/ von allerhand
Ordens-Leuten. Die Jesuiten besit-
zen drey schöne Kirchen/ in welcher ei-
ner der Leichnam des heiligen Fran-
cisci Xaverii begraben lieget/ in glei-
chen 3. Häuser/ darinnen Könige resi-
diren könten/ nebenst vielen umb dis
Stadt liegenden Ländereyen/ von wel-
chen sie grosses Einkommen erheben.
Alle Kirchen sind überaus schön/ und
absonderlich das Hospital. Und ob
gleich der Theatiner Kirche eben
nicht die prächtigste/ so ist sie doch unter
denen/

denen / die in Goa sind / eine von den
 Schönsten / dabey auch die Bau-Kunst
 am besten in acht genommen worden /
 und Nossa Senhora da divina Pro-
 videntia geweyhet. Das Gebäu-
 de von der Kirche der Barmherzig-
 keit / hat eben vor andern nichts sonder-
 liches / aber die Gesellschaft / so solche
 unterhält / und ihr den Rahmen giebt /
 verdienet schon / daß man etwas von
 ihr melde. Sie wird auff Portugie-
 sisch Irmandad da Misericordia,
 und die / so sich darinnen befinden / Ir-
 mavus di Misericordia tituliret.
 Die frömmsten Bürger in der Stadt /
 auch die vornehmsten / ja der Vice-
 Roy selber nicht davon ausgeschlossen /
 schägen sichs vor eine Ehre / in solcher
 Bruderschaft zu seyn. Sie begeben
 zwey Feste im Jahre / nemlich den
 grünen Donnerstag / als an welchem
 unser Heyland sich am meisten ernie-
 dri-

driget / indem er seinen Aposteln die Füße gewaschen / und sie mit seinem Fleische gespeiset / und das Fest der Heimsuchung Maria. Dieses Fest ist das feyerlichste bey ihnen / weil sie unter der Protection derer jenigen sind / welche von der allgemeinen Kirche / als Mutter der Barmherzigkeit verehret wird. Wenn sie in Procession gehen / tragen sie einen schwarzen Über-Rock / und den Tag nach diesem Feste halten sie eine Versammlung / dabey sie die Beampten ihrer Gesellschaft erwählen. Sie machen so dann einen Prior, den sie Prouvedor nennen; Und konten vor diesen nur Edelleute eingenommen werden / aber der Rauff-Leute Reichthum hat ihnen diese Würde ebenfalls zu wege gebracht. Da ist nun kein anders Absehen / als daß dem Armuth einige Hülffe geschehen möge / und legt ein Prouvedor

selbst/wenn er seinem Amte wohl vor-
stehen will/ mehr als zwanzig tausend
Pfund von dem Seinigen darzu.

Über diesen Prouedor haben sie
auch einen Schatz-Meister/ und noch
einen Prouedor oder Verwalter
über die Gefangenen/ und bestehen
allezeit aus den Vornehmsten der Ge-
sellschaft. Diese beyden leisten thei-
len Almosen aus / und beobachten die
Nothdurfft der armen Gefangenen/sie
mögen in peinlichen oder Bürgerlichen
Sachen sitzen / und erhalten nicht sel-
ten Gnade vor sie/wenn sie gleich schon
verurtheilet sind. Der Prouedor
bey der Gesellschaft nimmt sich aller
Sachen an/ und leistet unter der Hand
denen Wittben / Waisen und allen
elenden Leuten hülfliche Handrei-
chung.

Alle und jede von dieser Brüder-
schaft sind verbunden / die armen
press-

preßhafften und gefangenen Personen zu besuchen / die Gestorbenen zu begraben / und sie zu Grabe zu tragen / auch die armen Sünder zur Pein = Stadt zu begleiten / und ihnen biß an ihr Ende zuzusprechen / auch das Volck zu vermahnen / daß man vor sie beten möge. Alle diese Aembter wahren nur ein Jahr / damit ein jeder darzu gelangen könne ; und ob es gleich etwas kostet / so ist doch niemand / der sich nicht darzu trünge. Es ist eine aufrichtige gute Brüderschafft / bey welcher die Christliche Liebe über alles am meisten in acht genommen wird.

Diese Brüderschafft in allen Städten und Flecken der Portugiesischen Herrschafft auffgerichtet / da denn jede ihre eigene Kirche dieses Nahmens / darinne eben diese Ordnung beyhalten wird / und jedes sein eigen Vermögen /

gen/ iedoch keine mit der andern etwas zu thun hat.

Das 11. Capitel.

Von denen Einwohnern zu
Goa.

Man pflegt die Einwohner zu Goa abzuthailen / in rechte Portugiesen/welche Reinols genennet werden/ in Mesticen, welche von Portugiesischen Männern und Indianischen Weibern gezeuget/und in die Schwarzen. Dieser Anzahl ist grösser/ als derer andern; es sind auch wahrhafftige Indianer da / welche aber zum Christlichen Glauben bekehret. Die Sclaven sind Caffern oder Indianer. So sind auch in Goa Banianen anzutreffen/ mit welchen die Portugiesen gar gütig umgehen/ weil sie solche in der Handlung wohl brauchen können. Es ist ihnen auch alles vergönnet / als die
Reli-

Religion nicht / und sie können eben so wohl in die Inquisition kommen / weñ sie überführet werden / etwas wider die Gesetze verbrochen zu haben / als die Christen / welche die Religion verleugnen.

Die Vornehmsten in Goa lassen sich durch ihre Slaven in Tragsesseln tragen / und werden niemahls reuten / sie leisteten denn dem Vice-Roy Gesellschaft / wenn er über Feld reutet / oder wenn sie nach dem Ring rennen / oder ein Stier-Gefechte halten.

Weil sie wissen / daß die Slaven hier gar gute Gelegenheit haben durchzugehen / und in Länder zu kommen / da man sie nicht wieder habhaft werden kan / werden sie genöthiget / ganz gelinde mit ihnen umzugehen / und die Gütigkeit / so man nothwendig gegen sie hegen muß / macht selbige so tropig / daß es bald nicht zu erleiden ste-

het. Es sind ihrer genug/ die stehlen/
 und ob sie gleich auß schärffste gestrafft
 werden/ so achten sie es doch nicht groß/
 daß sie es deswegen lieffen. Sie ha-
 ben sonst kein Gewehre/ als dicke Rohr-
 stäbe/ damit sie die jenigen/ so sie besteh-
 len wollen/ niederschlagen. Einer von
 Adel kam von seinem Lust-Hause / das
 er bey Goa hatte/ und war mit seinem
 Kappire und Dolch bewehret; Dieser
 wurde von einem von denen Schwar-
 zen angetastet/ welcher ihm mit seinem
 Rohr den Kopff in Stücken zu schlagen
 dräuetete / wenn er ihm nicht alle sein
 Geld gäbe; weil er sich aber/ ohne Ge-
 fahr zu Boden geschlagen zu werden/
 nicht zur Wehre stellen durffte/ so that
 er/ was der Caffre haben wolte; Er
 liesse aber mit Fleiß etwas Geld fal-
 len; als sich nun der Slave/ solches
 aufzulesen/ angelegen seyn liesse/ brach-
 te er ihm unterschiedliche Stiche an/
 daß

daß er todt auff dem Platz liegen bliebe.

Der Portugiesen Sitten und Gebräuche sind in Franckreich so bekant/ daß es unnöthig/ sich dabey auffzuhalten; Jederman weiß/ daß sie in ihrer Andacht so weit gehen/ daß sie gar in Aberglauben dadurch gerathen/ingleich so verliebt/ daß sie auch den Verstand darüber verlieren/ und in ihrer Eysersucht sich vollends nicht zu mäßigen wissen. Das Frauenzimmer in Goa hat die schönen Manns-Personen eben so lieb/ als wie die zu Lissabon, und mag man sie noch so genau verwahren/ so wissen sie doch Mittel auszufinnen/ ihnen Vergnügung zu schaffen/ und wo es ihnen fehl schläget/ werden sie es gegen die/so schuld daran sind/ scharff genug ahnden.

Ein junger Engelländer/ der sich zu Goa in Geschäfte seiner Compagnie

gnie befunde/ wurde von einer Portu-
 giesischen Dame / als er durch ihre
 Gasse gieng/allzugenu betrachtet/sel-
 bige hatte ein Herz/so bald Feuer fieng-
 ge; und als die Annehmlichkeit dieses
 Fremdlinges solches so hefftig einge-
 nommen hatte/ schickte sie eine von
 ihren Slavinnen / die in dem Hand-
 werck kein Neuling war / zu ihm / umb
 diesen Engelländer zu bitten/ daß er zu
 ihr kommen möchte. Dieser junge
 Kerl nahm dieses Compliment ganz
 kaltsinnig an/ob ihm schon die Slavinn
 sagte/ wie der Ehemann dieser Dame
 nicht zu Hause wäre/und daß ihm das
 Glücke keine angenehmere Gelegen-
 heit gönnen könne. Auf dieser unge-
 stümes Anhalten gab er sich / und ver-
 sprach zu kommen; und diese kam also
 mit Freuden zurücke / ihrer Frau zu
 sagen / daß der Engelländer Willens
 wäre/zu erscheinen. Diese liesse / aus
 ver-

verliebter Ungeduld/die Sclavin noch
2. Stunden vor der angestellten Zu-
sammenkunft achtung geben. Aber
dieser Cavalier hielte sein Wort nicht/
und die unglückliche Sclavin kam zu-
rück/ nachdem sie ein gut Theil der
Nacht umsonst aufgewartet: und be-
kam also ihrer Frauen Zorn gnugsam
zu fühlen/ welche/als sie sahe/das sie in
ihrer Hoffnung betrogen/ihr wohl tau-
send Schläge mit dem Prügel gab/
und sie verfluchte / das sie selbige so be-
trogen hätte; liesse auch nicht eher
nach/als bis sie zusagte / wie sie hinge-
hen/und dem Engelländer / wegen so
schlecht gehaltenem Versprechen/ ei-
nen Verweis geben wolte. Diese be-
kümmerete Rohrin traff ihn zu allem
Glück wieder an / und eröffnete ihm/
wie es ihr so übel gegangen; bathe / er
möchte doch Erbarmniß mit ihr haben/
und sich gefallen lassen / ihre Frau zu
be-

besuchen / welche ihr wegen ihrer hefftigen Liebe so einen Gedenck-Zettel auf den Puckel gehencket / er versprach es / und hätte vi. Meicht nachmahls besser Wort gehalten / iedoch zog er wenige Zeit darnach weg.

Die Portugiesen und Mestizen tragen sich in Indien wie in Portugall / ausser daß sie keine Strümpffe haben / und ihre Hosen ihnen bis auff die Knöchel herunter gehen / umb ihre Schenckel vor der Sonnen-Hitze zu beschirmen.

Das Frauenzimmer aber hält sich in der Kleidung ganz anders / als die zu Lissabon, sie haben Hemdden von einer trefflichen klaren und feinen Leinwand / nicht sowohl sich zu decken / als sich vor den Wücten / so ihnen sonst Ungelegenheit machen / zuverwahren : Sie gehen kaum bis an Gürtel / die Ermel aber bis auff die Hand hervor /
ih-

re Röcke sind von weisser Leinwand / so
bis halb an die Deine gehen / daran un-
ten / nach Gelegenheit ihres Standes /
ein hunder Zeug zweymahl herum an-
genehet / welcher weit über die Knöchel
reicht. Sie haben eben / wie das
Manns-Volk / keine Strümpffe an /
und tragen nichts als Pantoffeln / in der
Kirche kan man sie nicht sehen ; wo-
hin sie sich in ihren Polanqvinen / wel-
che mit einem Tuch überdeckt / tragen
lassen / und werden sie auch ihre nech-
ste Freunde sich gar selten / da / wo sie
seyn / einfinden.

Es sind zu Goa mehr Priester / so
schwarz sind / als rechte Portugiesen ; sie
tragen lange Kleider / und halten sich /
dem äuserlichen Ansehen nach / noch
ziemlich in Schrancken. Es haben
die Geistlichen gewisse Häuser in der
Stadt / darinnen sie die Slaven be-
herbergen / weil aber die Hitze in Goa

un-

unertäglich / so habe ich ihrer gesehen/
welche sich nach der Farbe ihres Dr-
dens in Taffend gekleidet hatten.

Das 12. Capitel.

Von unsern Auffenthalt zu
Goa.

Auff dem Strohm bey Goa sind viel
kleine fruchtbare Inseln anzu-
treffen; So ist auch an einem Orth
auff dem festen Lande/so unter des Se-
vagi Nothmäßigkeit ist / ein schöner
Brunn mit Bäumen besetzt / dahin
die Dames auff vergöldeten Cha-
louppen, welche von den Portugiesen
Balons genennet werden / spazieren
fahren.

Als wir daselbst angelanget / war es
unsere erste Sorge / dem P. Cornelio
de S. Cyprien eine Visite zu geben /
welcher / als ein Frankose / uns mit al-
ler möglichsten Höflichkeit empfieng:

Und

Und des andern Tages besuchten wir
Monfr. Martin, einen reichen Kauff-
mann / der uns drey Tage bey sich be-
hielte / und uns zu erwehnten Brun-
nen / welche das Frauenzimmer zu ih-
rer Lust sich so wohl zu gebrauchen weiß /
führte ; Als wir dahin kamen / waren
Frauenzimmer daselbst / und mußten
wir also so lange / biß sie wieder weg wa-
ren / damit wir weder wider die Ge-
wohnheit / noch der dem Frauen-Zim-
mer gebührenden Respects , etwas
begiengen / verziehen. Man
liesse zum wenigsten zwanzig Tänze-
rin holen / welche sich bey angezündet-
en Lichtern nach dem Thon unter-
schiedlicher Instrumente tapffer se-
hen ließen / und uns grosse Lust mach-
ten. Es waren etliche vollkommen
schön / daher unterschiedliche von den
Unsrigen sich ganz nahe zu ihnen
machten. Und geschah dieses Tra-
sta-

Etament allein auff Unkosten des
Herrn Martins.

Das 13. Capitel.

Von unserer Abreise aus
Goa.

DES wir zwischen Sandbocken her-
vor schiffen / war uns der Wind
sehr zuwider / und fuhren mit grosser
Ungelegenheit im Gesichte von Ben-
goula, so zu denen Ländern des Seva-
gy gehörig / und ohngefehr 8. Meilen
von Goa Nordwärts lieget / vorbei;
Wir wolten zwar nach Rajapour,
aber die Zeit liesse es nicht zu / und mu-
ssen zu Achara, so auch unter des Se-
vagi Nothmässigkeit lieget / landen /
umb uns von neuen zu proviantiren.
Wir waren nur noch eine Meile vom
Lande / als wir sechs grosse Barqven
entdeckten / die wir davor hielten / daß
sie dem Herrn zu Achara zuständig
wäre

wären. Als nun die Herren de Petit, de Serine, und ich mit 7. Morischen Schiff-Knechten und einem Dolmetscher in eine Chaloupe gestiegen / wurden wir gewahr / daß diese Barqven Paros oder Raub-Schiffe wären / welche mehr als 1500. Mann auff hätten. Ob nun zwar unsere Bots-Knechte / weil sie Mahometaner waren / nicht so viel zu fürchten hatten / als wir / so erschrocken sie nichts desto weniger so sehr / daß sie in die See springen und an das Land schwimmen wolten; Welche wir aber wider ihren Willen zu bleiben / und Land-werts einzurudern nöthigten / weil wir kein ander Mittel sahen / der Gefahr / worein uns unsere Unvorsichtigkeit gestürzet / zu entgehen. Unsere Resolution verdoppelte ihre Kräfte / daß wir in weniger Zeit den Malabarett außser Canon-Schuß kamen / wie-wohl

wohl sie auch nicht einmahl einige Lust/
Feuer auff uns zugeben / bezeugeten.

Man gab uns / als wir zu Lande ge-
kommen / Nachricht / daß diese Corsai-
ren vor weniger Zeit einen Boot / das
ein Schiff nur mit einem Mast ist / so
der Compagnie zugehörig / und mit sei-
ner Ladung 25000. Pfund werth ge-
wesen / genommen / und solches dem
Gouverneur zu Achara verhan-
delt hätten / wie wir denn auch solches
Boot in dem Strohm liegend sahen.
Weil nun auff unsern Schiffe nicht
mehr als 3. Franzosen waren / so waren
wir / ob schon der Sevagi auff unserer
Seite war / nicht ohne Bekümmer-
niß.

Monfr. Petit war deswegen am
meisten in Aengsten / indem er anigo
sich begriffe / was er vor einen Fehler
begangen / daß er sein Schiff verlas-
sen / und sich an einen Orth begeben /

DA

da die Compagnie nichts zu thun hatte:
Und damit ja die Verdrüßlichkeiten de-
sto grösser würde/so mußte uns auch der
Wind zuwider werden. Und diese Noth
brachte den Herrn Petit dahin/dasß er
sich auff einen kleinen Fischer-Kahn/
nebenst zwey Personen / so ruderten/
setzte/ und uns auff dem Lande zurücke
liesse. Dieses Wagniß lieff noch glück-
lich ab / er erlangte sein Schiff ohne
Hinderniß / und wir lieffen den Ca-
pern sagen/dasß wir aniso kämen/und
das genommene Boot lösen wolten
und das unser Schiff / so mit 20. Ca-
nonen und 150. Mann besetzt wäre/
auff sie zusegette / sie in Grund zu
schiessen. Solchen unsern Dräuun-
gen glaubten sie nun / als sie unser
Schiff auff sie ankommen sahen / und
giengen vor Furcht mit einer unglaub-
lichen Geschwindigkeit gegen Süden.
Als sie uns den Hafen frey gelassen!

P

ver-

verrichteten wir unsere Geschäfte / und reifeten von Achara mit gutem Winde abe / also / daß wir noch selbigen Abend auff dem Strohm von Rajapour anlangeten. Von welchem ich igo nichts melden will / weil ich zuvor solches schon gethan.

Des andern Tages reifeten wir wieder fort / und waren kaum eine Meile in die See kommen / als wir ein Schiff an der Nordseite entdecketen / welches eine weisse Flagge führete ; Dieses war der Geuer / so der Compagnie zustunde / und auff der Rück-Reise nach Franckreich begrieffen war / und auff Bantam zugieng / daselbst er den Herrn Bischoff von Heliopolis aussetzen solte / welcher nach Siam wolte ; aber wider seinen Willen bey den Philippinischen Insulen von den Spaniern auffgehalten / in America / und hernachmahls in Spanien / von dar aber in
Itali

Italien und Frankreich geführet worden / wie aus denen Relationen, so die Herren Missionarii drucken lassen / zu ersehen. Wir machten dem Herrn Bischoff alle mit einander unsere Re-
verenz, und höreten ihn auff seinen Schiff am Tage Matthias Messe halten. Die übrige Reise wurden wir durch die Winde überaus sehr auffge-
halten / denn ob gleich von Rajapour bis nach Suratte nicht mehr als 80. Meilweges / so kunte wir doch nicht eher als den 20. Martii daselbst ankomen.

Das 4. Capitel.

Die Ankunfft des Schiffes Saint
Esprit, oder des heiligen Gei-
stes.

Nachdem wir einen Tag auff der
Rhede zu Suratte gelegen / bekamē
wir Ordre, in dem Hafen von Dovaly

einzulauffen / und weil ich mich eben auff dem Schiffe nicht auffzuhalten hatte / gieng ich zu Lande / beydenen Herren Directoribus Blot und Baron meine Auffwartung abzulegen.

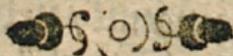
Das Schiff de Saint Esprit, oder der heilige Geist / von 600. Tonnen / darauff Mons. le Rond Capitain war / und den Herrn Gueton, General-Directorem, mit seinem Sohn mitbrachte / kam aus Franckreich auff der grossen Rhede an / nachdem es Acht und einen halben Monat auff der See / und in Gefahr gewesen / zwischen die Maldioischen Insuln / da selten eines ohne Schaden davon kömmt / verschlagen zu werden. Das ganze Schiff-Volk war mit dem Scorbut behaftet / und hatte kaum so viel Volcks über behalten / die Seegel zu regieren.

So

Sobald es ankommen / schickte man ihm Piloten zu / die solches nach Sovaly bringen solten / und mir wurde die Sorge vor die Krancken auffgetragen / da denn durch die gesunde Land-Lufft und gebrauchte Arzney-Mittel / diejenigen / zu denen man am wenigsten Hoffnung hatte / bald wieder zu vollkommener Gesundheit gebracht wurden. Dieses Schiff rüstete man alsobalden / nebenst einem andern kleineren / die Perle genannt / so mit Seife und Getreide beladen / aus. Und dieses letztere gieng zum Anfang des May-Monats unter Segel / und S. Franciscus war zu Ende des Aprilis nach Persien gesegelt. Ich bekam Ordre, mich auff das Schiff / der heilige Geist genannt / zu begeben / erwartete nur den letzten Befehl. Als das Schiff / ob es gleich neu war / überall leet wurde / mußte also ausgeladen

werden/weil man es nicht vor thunlich
 hielt/sich mit solchem/ weil man gar
 grosse Fehler und Gebrechen daran
 fande/auff das Meer zu wagen. Man
 nahm auch die Stücken daraus/ daß
 man es auffn Stroh legen konte/ a-
 ber es stieß an eine Sand-Banck /und
 scheiterte innerhalb 24. Stunden vol-
 lendt gar.

Der Verlust dieses Schiffs gieng
 jederman sehr nahe/ man versuchte
 noch eines und das andere zu retten/a-
 ber es kostete den Werck-Leuten das
 Leben/ als welche in den Fluß stelen/
 und durch den Stroh mit fort-
 gerissen wurden.



Das

Das 15. Capitel.

Des Herrn Blot Absterben.

Die Zeit über/ da es regnete/ blieb
ich zu Suratte, und ob gleich un-
ter den Directoribus einige Zwi-
stigkeiten entstunden / so blieb es doch
nicht nach/ daß man sich ein und andere
Ergöglichkeit geschaffet hätte. Wir
wurden aber damahls durch das Ab-
sterben des Herrn Blot, eines von den
Vornehmsten allhier/ welcher innerhalb
9. Tagen durch ein hefftig Fieber hin-
gerissen wurde/ in ein Trauren gesetzt.

Nach Gewohnheit der Europäer/
liesse man die Vornehmsten der Engel-
und Holländer dem Leichen-Begäng-
nisse bezuwohnen/ ersuchen/ un̄ sie er-
schienen auch mit allen ihren Leute/ wie
nicht weniger viel Armenianische
und Mahometanische Kauff-Leute.

Die Franzosen waren alle in Trau-

er gekleidet / einige zu Pferde / einige in ihren Trag-Sesseln / und wurde des Verstorbenen Leichnam auff einem schwarz-überzogenen Wagen nach unsern Kirchhoff / der etwa eine Viertel-Meile von der Stadt war / gebracht.

Weil nun der Regen diesen Winter über ganz ungemein anhielte / so ergossen sich die Wasser erschrecklich / und der Fluß wurde so groß / daß die besten Ancker-Seile der reißenden Fluth nicht mehr widerstehen konnten / so gar / daß etliche Schiffe strandeten / etliche scheiterten / und ein dem Mogol zuständiges wurde in die See / mit einigen Mann / so darauß war / getrieben / von dem man hernachmahls weiter nichts gehöret hat ; Ein anders von 800. Tonnen / so eben diesem Herrn gehörete / wurde so tieff ins Land gesetzt / daß / als die Wasser wie-

der

der fielen/ es eine Meile weit auff dem Lande sich befunde.

Es war fast umb diese Zeit/ als wir erfuhren / daß der Herr de la Haye hier vorbey nach Ceylon gereiset war/ allda eine Handlung vor uns anzurichten. Als aber dieses Vorhaben Krebsgänglich worden/ und er nach S. Thoma in das Königreich Golconda gereiset/ allda Lebens-Mittel zu kauffen/ wären die/so ans Land getreten / über empfangen worden / da er denn selbst gelandet / und die Stadt mit Sturm erobert/welche er aniso wieder die ganze Nacht des Königes im Lande mit grosser Herrschafftigkeit vertheidigte. Diese Zeitung war wohl sehr wichtig/ aber sie wurde mit vielen Brieffen bekräftiget.

Man rüstete sodann im Anfang des Monats Oct. br. das Schiff S. Jacob aus/welches der Herr Ferm. nel

P 5

com-

commandirte. Ich hatte Ordre, mich dahinein zubegeben / und wir seegelten also ab / ohne daß wir wußten wohin / weil unsre Ordre versiegelt ware / und wir solche eher nicht / als zwanzig Meilen von Suratte , öffnen solten / wir geriethen auff die Gedancken / wie die Directores unter der Hand mochten Nachricht erhalten haben / daß der Krieg zwischen uns und Holland beschlossen / und weil wir ihnen an Macht vorigo in Indien gar ungleich wären / so hätten sie / aus Besorge / daß sie das Schiff / den heiligen Franciscum , nicht verliehren möchten / unser Schiff abgehen lassen / solches bey seiner Rückkehr zu begleiten. Man hatte auch dabey Befehl gethan / alle die jenigen Schiffe / so schwächer als wir wären / zu visitiren / und denen Holländern abzunehmen / was wir könnten.

Ob uns nun wohl der Wind nicht so
gar

gar günstig war / so lieffe doch unsere
Reise noch glücklich gnug ab. Wir
entdeckten das Cap de Resalgate,
welches an der Einfarth des
Persischen Meerbusens gegen Süden
liegt / und nachdem wir solches vorbe-
geseegelt / fuhren wir an Arabien hin /
im Angesicht der vortreflichen Stadt
Mascate vorbei / allwo die Portugie-
sen ehemahls eine unüberwindliche Fe-
stung gebauet / vermittlest welcher sie
den ganzen Persischen Meerbusen in
ihrer Gewalt hatten ; Sie ver-
lohren sie aber durch die Geldsucht ei-
nes Gouverneurs, welcher denen A-
rabern umb einen überaus hohen
Preis alles Proviant verkauffet / weil
er in kurzen neues zu bekommen hoff-
te. Aber ehe dieses geschehen / von dem
Könige dieses Landes belägert worden /
welcher sich dieses Orts bemächtigte /
und sie zwang / sich auf Gnade und Un-

gnade zu ergeben. Sie haben zwar nach der Zeit den Krieg immer fortgeführt / und doch dasjenige / so sie verlohren / nicht wieder erobern können. Nachmahls blieben wir immer an der Küste / bis an das Vorgebürge de Mosandon, da der Golfo so enge ist / daß man das Land von beyden Seiten erkennen kan. Als wir ein wenig solches Vorgebürge vorbei / entdeckten wir ein Schiff / an welches wir / vermöge unserer Ordre , zu kommen trachteten ; Weil es aber uns zu entgehen trachtete / thaten wir / als wir unsere Flagge auffgesteckt / einen scharffen Schuß nach ihm / und der Capitain kam drauff zu uns / und meldete / daß dieses Schiff denen Kauff-Leuten zu Surat zuständig wäre / und einen Paß von der Compagnie bey sich hätte.

Nach diesem bekamen wir die Insal Arca oder Larec, welche wir erstlich /

lich/ wie es neblicht war / vor die Inſul
Ormus hielten / wurden aber unſern
Trebumb bald gewahr / und weil wir
durch die Inſulen Areca und Qvi-
quemiche durch wolten/ ſo wurfften
wir vor der legten/ weil der Wind ſehr
hefftig wurde / Ancker. Damahls
hatten wir eine grausame Nacht / und
hatten Urſache zu befürchten / daß die
Ancker reißen / und wir an den Klippen
ſcheitern würden.

Mit anbrechendem Tage lichteten
wir die Ancker / und lieſſen ſie wieder in
den Hafen vor Bander Abaſſi oder
Gameron, nahe bey dem Schiffe S.
Franciſcus fallen / welches vor wenig
Tagen da ſelbſt angelanget war. Es
war von Baſſora dahin kommen / wel-
ches eine Arabiſche an dem Euphrat ge-
legene Stadt / die Anno 1669. die Tür-
cken eingenommen hatten.

Das 16. Capitel.

Von Gameron und Ormus.

RAnder Abassy ist eine Stadt im Königreich Persien / welche ihren Nahmen daher hat / weil sie der König Schach Abas wieder anrichten lassen. Sie heisset sonst Gameron, und liegt unter dem 27. Grad der Linie Nordwärts; Sie ist weitläufftig / und von vielen Persischen und andern Handels-Leuten starck bewohret. Alle Schiffe aus Indien landen da / und über diesem Orth werden alle Waren in Persien verführet.

Die Häuser haben nur zwey Stockwerke / und sind oben wie ein Altan gebauet / darauff Cabinete stehen / der Hitze zu entgehen / und der frischen Luft zu geniessen. Die Gassen sind enge / die Plätze haben wenig Raum / und die Vornehmsten begeben sich vom
April

April bis auf den September ins Gebürge/ und bleiben wärend der Zeit nur die Handels-Leute in der Stadt. Das Lager dieses Orts thut viel darbey/ daß es von der grossen Hitze so viel leiden muß. Nahe an den Stadt-Mauern gegen Osten ist ein Gebürge/ darauf viel von den Rosen wachsen/die den Nahmen von Jericho haben/welche sich öffnen/wenn sie ins Wasser gesetzt werden/ und wenn man sie heraus nimmt/ sich wieder zuschliessen. Die Arabischen Gebürge sind auf der andern Seite des Golfo nur 8. Meilen breit/ und die Sonnen-Strahlen fallen also zurück auf die Stadt und den Hafen/ allwo die Schiffleute überaus viel auszustehen haben/ indem noch darzu die Hitze durch die Mittagischen Winde sehr vermehret wird/ welche einem auf solche massen die Luft benehmen/ daß gar viel Personen

nen des jehlingen Todes gestorben. In dieser Stadt ist kein einziger Brunnen-Quell / ja das Wasser im Zieh-Brunnen ist gesalzen / und wenn man alda gut Wasser trincken will / muß solches eine Meileweges davon geholet werden. Jedoch kan man es bey der größten Hitze kühle erhalten / wenn man es in Gefässe / von einer gewissen Erde gemacht / gießet / worinnen / wenn man solche an den Wind sezet / es heiß-
kalt wird.

Die Erde um Bander Abassy ist dürr / und wächset wenig darauff / aber etliche Meilen davon ist es gang anders. Man hat alda den trefflichen Schwasser-Wein / wie auch einen andern / der auff der Insul Quiqvemische wächst / und haben die Weinbeere allda keine Kernen.

Die Europäer haben ihre Factoreyen / und stehet iederman frey / da-
selbst

selbst zu handeln und zu wandeln. Alle Perser sind Mahometaner, wie ihr König; Es sind aber auch Heyden all da seßhaft/ denen man ihre Pagoden und öffentliche Bäder vergönnet. Und daselbst habe ich dergleichen Bäume gesehen/ von denen ich ehemahls gemeldet / daß ihre Aeste auff die Erde reichen/ und Wurzeln fassen / worunter so dann 6000. Menschen bedeckt stehen können. Es ist mir auch daselbst ein Heyde vorkommen / dessen Haar 15. Schuch lang/ und von denenjenigen war/ so sie Faqvirs nennen.

Ich habe mich in Gameron nicht so lange aufgehaltē / daß ich eine gänzliche Kundschafft von ihren Sitten haben können. Die Mannes-Personen sind noch ziemlich höflich/ die Weibes-Personen sind verliebt und schön/ und wird bey ihnen vor kein Laster gehalten/ mit den Fremden sich in eine ge-
 NAUS

naue Bekandschafft einzulassen / wie denn die Vornehmsten hierunter eine grosse Ehre suchen.

Vor der Stadt Gameron liegen drey Inseln/deren größte Nordwärts/ und drey Meilen vom festen Lande lieget/und sich längst an der Küste bis nach Congo, einen Ort/ so 15. Meilen von Gameron lieget/ erstrecket/ allwo die Portugiesen die Helffte von denen Zöllen erheben/und diese/als die erste/nennet man Qvippe-miche. Arecque oder Larec, liegt gegen Süden/liegt tieff / ist unbewohnet/ und hat nur 3. Meilen in Umfang.

Wir waren bald in der Durchfarth nach Bander Abassy zwischen solchen verunglücket.

Die Insel lieget nur eine Viertel-Meile von Arecque oder Larec, Süd-werts / und hat nicht viel mehr Umfang. Es sind anff selbiger viel Salz.

Salz-Berge / deren weissen Glanz man von weiten sehen kan.

Das Erdreich ist röthlich / trucken und folglich unfruchtbar. Man hat daselbst kein ander Wasser / als in Eiskernen / und muß man sich dessen von festen Lande erholen. Die Portugiesen haben sich ein Gedächtniß in Erbauung einer Festung gestiftet / so allda noch mit der gangen Artillerie zu sehen ist. Der König in Persien jagte / mit Hülffe der Engelländer / sie daraus / und der König überliesse solchen zu Erkantlichkeit der ihnen gethanen Dienste / die Helffte von dem Zoll-Einkünften zu Bander Abassy. Er ist vergnügt gewesen / daß er die Portugiesen aus deren Besitz gesezet / denn er ihnen die Freyheit gegeben / in seine Meer-Häfen zu kommen / und sich daselbst so lange / als sie wollen / aufzuhalten.

Vormahls fischte man zwischen die-
fer

ser Insul und dem festen Lande sehr schöne Perlen/ aber die man iso findet/ sind klein / und noch darzu gar selten.

Das 17. Capitel.

Der Aufbruch von Gameron.

Weil man uns aus keiner andern Ursache in Persien geschicket / als daß wir das Schiff S. Franciscus nach Suratte begleiten solten / hielten wir uns auch daselbst nicht länger auff / als biß unsere Officirer ihren auffgetragenen Verrichtungen ein Genügen gethan. Den 10. Decembris brachen wir von dieser Rhede auff / und geschah mit grosser Mühe und Beschwerlichkeit / daß wir unsere Schiffe aus dem Persischen Meerbusen heraus brachten/ weil die Winde fast alle Augenblicke umbliessen. Einige Tage hernach entdeckten wir 4. Seeegel / so
uns

uns stugig machten / denn wir sie vor
Holländer hielten / mit denen wir hät-
ten schlagen müssen / nahmen wir also
ein klein Rauffardey-Schiff / so mit uns
gefahren / hinter uns.

Wir hätten aber diese Vorsorge
nicht bedurfft / denn es waren Fran-
zösische Schiffe / so von denen Herren
le Rond, Toilland und de Jonche-
re commandiret wurden ; Der
vierdte / so von Suratte kam / war ein
Holländischer Capitain , so sonst der
Compagnie vor ein Pilotner gedie-
net ; Und hatte dieser groß Glück /
daß wir ihn davon kommen liessen / ob er
gleich seinen Paß und Abschied von de-
nen Herren Directoribus auffzu-
weisen hatte. Diese Herren wustent/
was an dem Schiff S. Franciscus ge-
legen war / hatten also diese 3. Schiffe
abgesendet / daß sie sich mit uns con-
jungiren solten / und ihm Ordre gege-
ben /

ben/uns nach Bonbaje zu bringen/um
der Holländischen Flotte zu entgehen/
von welcher man Zeitung haben wolte/
daß sie von Ceylon nach Suratte aus-
geseegelt wären.

Zwischen denen Capitainen auff
dem Schiff S. Franciscus und S.
Paul, gab es einige Ungelegenheit /
weil dieser auff dem letzten Schiffe die
Flagge auf dem grossen Mast führete/
mit Ordre an den andern Capitain,
daß er die seinige / so bald als es ihm
würde angedeutet/ abnehmen sollte/ ob
er sie gleich die ganze Reise also auffge-
habt; Aber diese Zänckerey hatte nichts
auff sich / nur daß ein und anderer Un-
willen deraus entstande / der nicht viel
zu bedeuten hatte / und mußte endlich
doch dem Commando Folge geleistet
werden.

Ob uns schon der Wind nachdem
zurwider war / so seegelten wir doch den

6. Ja-

6. Januarii 1672. im Angesichte Dira
vorbey / allwo die Portugiesen eine
Stadt haben / welche vor etlichen Jah-
ren von den Arabern geplündert wur-
de. Es kame uns damahls ein Nord-
Ost-Wind zu statten / und bekamen wir
das Land vor Bassaim den 10. ins Ge-
sichte. Man schickte nach Piloten, die
uns in den Hafen vor Bonbage brin-
gen solten / als welche eine Klippe / die
eine Viertel-Meile in der See hervor-
raget / überaus gefährlich machet.

Endlich brachten uns unsere Ge-
leits-Leute den 12. dieses Monats
glücklich dahin. Es ist ein Wunder-
schöner Orth / allwo man sich sonst vor
den Klippen nichts zu fürchten hat /
es wäre denn / daß man der Landschafft
gar nicht kundig wäre. Die Portu-
giesen hatten sie sonst; bey der Ver-
mählung der Infantin von Portugal
mit dem Könige in Engelland aber /
wur-

wurde sie denen Engelländern überlassen / welche legten daselbst eine treffliche Schanze angeleget / da derjenige / so ihr Präsidet in Indien ist / ordentlicher Weise seinen Aufenthalt hat. Man hat angefangen / eine Stadt daraus zu machen / und weil die Engelländer die Handlung daselbst gerne in Schwang bringen wollen / so nehmen sie alle und iede / so sich da setzen wollen / ohne Unterschied der Religion / oder aus was sie vor einem Lande seyn mögen / an / und geben ihnen zehnjährige Befreyung von allen Abgaben. Man that uns alles zu Gefallen / was nur möglich war / und zweiffle ich nicht / daß die vorhabende Alliance zwischen Frankreich und Engelland mit Ursache daran war / daß man uns so höflich begegnete. Wir sahen in dem Hafen ein groß Holländisch Schiff liegen / welches die Engelländer / als sie
aus

aus Persien zurücke kommen/genom-
men hatten. So bald als wir zu Bon-
baie ankommen waren/gaben wir de-
nen Directoribus zu Suratte Nach-
richt/welche uns sodann Ordre zusen-
deten/unverzüglich dahin zu kommen.
Reiseten also den 30. Januarii ab/und
langeten den 2. Februarii auff der
Rhede von Suratte an. Daselbst be-
funde sich das Schiff S. Johannis von
Bayonne, mit der Fluyt des Herrn
Guillo, alle beyde von der Flotte des
Herrn de la Haye. Sie seegelten
nach S. Thomæ, den Herrn Dire-
ctorem Baron dahin zu bringen/
welcher den 8. dito, vergesellschaftet
mit dem Schiffe S. Jacob, den Herrn
de la Haye, der von der Armee des
Königs von Golconda in der erober-
ten Stadt belagert war/ zum Suc-
curs dahin gieng.

Ben meiner Rückkunfft aus Persi-

2

en

en erhielt ich Brieffe von meinem
 Vater / welche Mr. Carè, ein Prie-
 ster / mir mitgebracht / und dem Herrn
 Petit überlassen hatte / daß er mir sie
 überbringen solte / weil er selbst / ohne
 einzigen Aufhalt / nach S. Thomæ
 gemust / umb an den Herrn de la
 Haye einige Ordren zu überbringen /
 dahero er über Land angekömnen war.
 So bald der Herr Baron fort war /
 machte sich der Herr Gueton zu der
 Reise nach Persien fertig / dahin er als
 Ambassadeur gehen solte / und da
 seine Equipage zu Stande / so gieng
 er zu Schiffe / ungeachtet / daß ein Ge-
 schrey entstanden / als ob die Höländi-
 sche Flotte längst an der Küste kreuzte.
 Als nun die Zeit / darinnen ich
 der Compagnie Dienste thun solten /
 verfloffen / so stellte ich ihm vor seiner
 Abreise solches vor / und erhielt me-
 nen Abschied / daß ich hingehen moch-
 te / wo ich hinwolte. Er

Er reifete den 20. Februarii von Sovaly ab / und ich machte mich mit Freuden Reise-fertig / meiner Curiosität ferneres Vergnügen zu schaffen.

Das 18. Capitel.

Die Abreise von Suratte.

Als ich von Suratte ausbrach / war mein Vorhaben / alle die Städte / so längst an der Küste bis nach Goa liegen / zu besehen / und nachmahls in das Königreich Bengala zu reisen / und weil es niemand schaden kan / wenn man von berühmten Leuten an einen und andern recommendiret wird; So ersuchte ich deswegen den ehrwürdigen Pater Ambrosium de Previlly, einen Capuciner / der mir einen Brieff an den Pater Johann de Fonseca, Rectorem des Jesuiter-Collegii in der Stadt Daman, mit gab / dahin ich zuerst mußte / und bat ihn / mir

an die andern Orte/ welche ich etwa zu besuchen Lust haben möchte/ mit Recommendation-Schreiben behülflich zu seyn.

Also nahm ich von allen meinen Freunden Abschied/ reifete den 3. Martii in einem kleinen von 2. Dehnen gezogenen Wagen ab/ und hatte niemand als meinen Fuhrmann bey mir. Wir lagerten uns bey einem Hause/ allwo mein Führer das benöthigste vor sich fande. Den andern Tag kamen wir nach Gandivi, und/ ungeachtet ich einen Paß bey mir hatte/ so machte doch die Wache einige Schwierigkeit/ wegen meiner Sachen. Der Gouverneur aber war viel billiger/ lieffe mir solche wiedergeben/ und ich reifete noch vor Tage weg/ damit ich bey Zeiten an das Ufer des Flusses bey Daman kommen möchte/ allwo ich meine Fuhrre zurücke schickte. Ich lieffe mich also über

ber

ber den Fluß sehin/ und weil ich die Portugiesische Sprache verstunde/ kam ich leicht zurechte/ und führete man mich zu einem Indianer/ der ein Christe war/ und reisende Leute beherbergte. Sein Haus war von Stroh/ und der Orth/ da ich liegen mußte/ überall offen/ um die kühle Luft desto besser zu genießen. Dieses Manns Handhierung war das Brandwein-Brennen aus dem Tary, und sein Haus war allernechst an der Stadt-Mauer/ von der ich erstlich/ ehe ich vor mir etwas erzehle/ Meldung thun muß: Sie ist durch die Portugiesen erbauet/ welche sich auch darinne bis diese Stunde erhalten; sie liegt zwanzig Meilen von Suratts, und ohngefehr 80. von Goa. Sie ist klein/ aber wohl befestiget / und schön ; Die Gassen sind ganz gerade / aber nicht gepflastert / damit man

im Regen-Wetter desto besser fort-
kommen könne. Es sind darinnen
wohlgebaute Häuser / und überaus
schöne ausgeputzte Kirchen / absonder-
lich die Pfarr-Kirche und Capelle de
la Misericorde, deren sind noch viere /
als der Jesuiten, Jacobiner, Augu-
stiner und Capuciner. Die Ein-
wohner zu Daman sind die tapffersten
Leute in gang Indien / indem sie ein-
mahl 40000. Mann / so der große Mo-
gul sie zu belägern abgeschickt / sich er-
wehret. Es ist ein wichtiges Gou-
vernement, und hieß damahls / als
ich da war / der solches Amt bekleidete /
Manuel Fortado de Mendonca,
ein leiblicher aber unehlicher Vetter
des Vice-Roy. Der Fluß fließet
an der Mauer weg / und sind die Schif-
fe / wenn sie einmahl darinne sind / sicher-
gnug / und solte ja eines und das ande-
re verunglücket seyn / so ist es nur bey
groß

grossen Gewässer geschehen ; Das sie/ wenn man sie nicht feste eingeanckert/ durch den reisenden Strohm ins Meer geführet worden. Die Stadt liegt nur einen Canon-Schuß von dem Meer und auf der andern Seite des Flusses die Schanze S. Hieronymi, welche zu Beschüzung der Stadt Damman viel beyträgt. Und halten die Portugiesen auf solche mehr/ als auf alle die andern/ so sie in Indien haben. Es befinden sich nun weisse Soldaten darinnen/ weil weder die Länge der Zeit/ noch das gute Tractament die Schwarzen / sich dahin zu begeben / hat bringen können/ deren Anzahl beläufft sich allezeit auff 400. müssen alle Nacht in der Festung schlaffen/ und wo es / ohne Erlaubnuß des Commendanten / so sie doch selten erlangen / nachbliebe; werden sie nimb eines Tages Sold zum ersten mahl gestraffet / und das andere

2. 4 mahl/

mahl/ohne daß sie wieder hinein dürff-
ten/davon gejaget; Der Commen-
dante stehet nicht unter denen in der
Stadt / und bleibt 10. Jahr darinnen/
wie in allen Gouvernements, so die
Portugiesen haben.

Die Luft zu Daman ist überaus
angenehm / und die Vornehmsten der
Stadt haben ihre Aldea, darinnen sie
sich die Ernde-Zeit über auffhalten.

Das 19. Capitel.

Von meinem Auffenthalt zu Damon.

Urs vor meiner Ankunfft zu Da-
man, hatte Herr Sainct Jacques,
eines Françösischen Medici Sohn /
und noch ein junger Mensch von unse-
rer Nation, sich verheyrathet / uñ zwar
dieser lebte eine unächte Schwester ei-
ner vornehmen Frau / Namens Donna
Petronilla de Certa, welche zum an-
dern

dem mahl einem Vornehmen von Adel vermählet war. Monf S. Jacques, hatte eine Tochter einer Dame, so Dona Rosa de Mello hiesse/genommen/welcher Nahme mit ihrer Jugend und Schönheit gar wohl überein kam.

Weil ich nun zu Suratte mir schon von ihnen sagen lassen/ so hielte ich es vor eine Schuldigkeit/selbige zu besuchen. Die Jesuiten, an welche ich recommendiret war/nahmen mich überaus höflich an/ und ich wartete hernach dem Commendanten auff/welcher nach vieler erzeugten Höflichkeit mir anmuthete / daß ich zu Damman bleiben möchte / wo man nur heydnische Medicos hatte/ deren ganze Kunst in etlichen Recepten bestünde / so sie ohne Unterschied bey allen Kranckheiten bräuchten. Ich bate mir einige Bedenck-Zeit aus / indem

Q 5

mir

mir die Lust zu reisen stets im Sinne lag. Der Rector des Jesuiter-Collegii riethe mir/den Vorschlag/ den mir der Commendante gethan/ anzunehmen/mit Versprechen/das er zu meinem Aufnehmen alles nach Möglichkeit beytragen wolte.

Des andern Tages legte ich bey denen vorerwehnten Franzosen meine Besuchung ab/welche über meine Ankunfft überaus grosse Freude bezeugeten; Ich blieb etliche Stunden bey ihnen/während der Zeit sie mir eine Collation vorsezeten/ so in Franckreich vor ein groß Gast-Gebot wäre gehalten worden. Der Herr Sainct Jacques hatte mir unwissend bey seiner Frau Schwieger-Mutter sich die Erlaubnis ausgebeten/ das er mich bey sich behalten dürffte/ und indem ich fortgehen wolte/ wurde ich gewahr/ das man mir meine Sachen schon geholet

holet hatte/ und musste ich also dem in-
ständigen Bitten dieser beyden Fran-
zosen statt geben.

Weil man bey denen Portugiesern
so viel das Frauenzimmer betrifft/ sehr
vorsichtig seyn musste/ erwehnte ich sol-
cher mit keinem Worte; Des andern
Tages aber trugen sie mir selber an/
daß ich ihnen auffwarten möchte. Ich
that / als wenn ich was schwer daran-
gieng/ hielt mich auch den ganzen Tag
bey Patienten auf / damit es nur das
Ansehen hatte / als ob ich es mir sehr
angelegen seyn liesse; Endlich kunte
ich sie in ihren Zimmer nach aller
Französischen Freyheit besuchen/ wel-
ches ihnen auch gar wohl anstund. Sie
legten mir viel Fragen zu beantwor-
ten vor / und liesse sich die Donna Pe-
tronilla am meisten angelegen seyn/
mich mit Gesprächen zu unterhalten /
brachten ein gut Theil der Nacht mit

einander zu; wie ich sie denn hernach-
 mahls alle Tage zu sehen bekommen/
 und erwiese sich die Petronilla über-
 aus güctig gegen mir / welche / ob sie
 schon 39. Jahr alt / dennoch von gar
 annehmlicher Gestalt war: sie war
 wohl gewachsen / die Liniamenten
 im Gesichte ganz vollkommen und an-
 nehmlich / von muntern Augen / einem
 fittsamen doch scharffsinnigen Geiste /
 und einem willfährigen Gemüthe.
 Wir brachten gemeiniglich die Abend-
 Zeit mit einander zu / und habe ich
 kaum jemahls / als diese 3. Wochen
 her / vergnügter gelebet.

Das 20. Capitel.

Von Trapor.

Donna Petronilla wohnete sonst
 insgemein zu Trapor, und hielt
 sich nur zu gewissen Zeiten zu Daman
 auf. Ihr Eheherr war ihrer noch vor
 stern

stern wieder gewärtig/ un̄ sie bate mich/ daß ich diese kleine Kerse auf 10. Meilen mit thun möchte. Ich nahm es mit Freuden an; Und als ich von dem Commendanten Erlaubniß erhalten/reisete ich mit ihrer Familie fort. Den Montag in der Marter-Woche hielten wir zu Danou Nacht-Lager/ so der Donna Petronilla ersten Sohne zuständig war. Daselbst ist der hohe Berg/ den sie Pic de Danou nennen/ weil er hoch/ und in Gestalt eines Zucker-Huts ist; Und weil zwischen Damman und Bassam keine andere Höhe ist/ und dienet er darzu/ daß die jeninge/ so an diese Dexter kommen/wisfen können/ in welcher Gegend sie sich befinden. Es ist auch ein Fluß darbey/ der aber nur Barqven trägt.

Wir trafen also der Donna Petronilla Ehemann zu Danou an/ der mich mit aller Höflichkeit annahm/ und

die Mittwochhe kamen wir nach Tra-
por oder Tarapour, welches eine
kleine an dem Ufer des Meeres/ auff
halben Wege zwischen Daman und
Bassam gelegene/den Portugiesen ge-
hörige Stadt ist/hat einen Commen-
danten, welcher aber unter des zu
Daman Commando stehet: Die
Einwohner darinne sind reich; der
Fluß trägt nur kleine Schiffe/ und
mäßige Barqven, welche man mit
grosser Mühe darauff bringen kan.
Es hat da eine Pfarr-Kirche/ eine Ca-
pelle de la Misericorde, und eine
den Jacobinern zustehende Kirche. Den
Char-Freytag nach Mittags hörten
wir einen Sermon, zwischen welchem
zu unterschiedenen mahlen stille gehal-
ten wurde/ damit man dem Volcke
dieses heilige Geheimniß desto besser
beybringen möchte.

Das Weibs-Volck ist vor den
Manns-

Manns-Personen durch ein Begitter/vor welches ein Vorhang gezogen/ abgetheilet / und ob wir sie gleich nicht sahen / so kunte wir doch die lauten Seuffzer und die Schläge/ die sie sich gaben / so offte der Prediger etwas vorbrachte / so ein Mitleiden erwecket/ gar wohl vernehmen.

Indessen mißbrauchen die meisten die Heiligkeit dieser Tage durch dergleichen gezwungen Mitleiden zu solchen Dingen/ so eben so klug nicht heraus kommen.

Nach gehaltenen Predigt gieng die Proceßion vor sich/und kamen zu erst unterschiedliche Büßende/mit verdecktem Angesicht und blossen Rücken / welche sich dergestalt geißelten/das/wo sie hiutraten/das Blut von ihnen flosse. Von der Bürgerschaft hatte jeder ein brennend Licht in der Hand / und nach
der

der Heilichkeit wurde das Bildnis
des HErrn Jesu Christi/in Gestalt/
wie er vom Creuze genommen wor-
den / getragen; Umb welchen her wohl
zwanzig Mohrische verkleidete und be-
wehrte Knaben giengen / welche ein
Hauptmann mit Trompeten und
Paucken auff-führete. Nachdem sie
nun umb die Stadt herum gezogen/
legten sie den gecrenigten in ein zube-
reitetes Grab.

Über dergleichen Ceremonien, so
bey uns eine Andacht erwecket / weil es
etwas ordentlicher dabey zugehet / muß
man bey den Portugiesen lachen / und
ich gestehe / daß es grosse Mühe be-
durffte / mich dessen zu enthalten. Den
Sonnabend wohnete ich der Messe
bey / dabey nichts sonderliches vor-
gieng.

Aber den ersten Oster = Feiertag /
nachdem ich das heilige Sacrament
von

von der Jacobiner-biſſ in die Pfarr-
Kirche begleiten helfen/ bekam ich eine
Predigt zu hören/ ſo mir ſehr wunder-
lich vorkam/ und ich mich davon etwas
zu melden nicht entbrechen kan. Der
Prediger kam auff die Cangel/ machte
das Zeichen des heiligen Creuſes/ und
fieng an: Es iſt bekannt/meine Herren/
daß die Oſter-Predigt umb dreyerley
Urfachen willen gehalten wird. Die
erſte iſt / denen Zuhörern gute Feyer-
Tage zu wünſchen; Zum andern/die
Oſter-Eyer einzufordern; Drittens/
etwas lächerliches vorzubringen. Da-
mit ich nun dem erſten Punct eine
Gnüge thue / ſo wünſche ich allen mit
einander einen guten Tag; Vorſ an-
dere / werdet ihr mir Eyer ſchicken / ſo
wiſſ ich ſie zu Danck annehmen; Vorſ
lezte habe ich zu melden/ daß ich geſtern
den dicken Gregor antraff/welchen ich
fragte: Höre du Dieb / wiſſt du denn
alle

allezeit des Pilati Person in der Passi-
on vorstellen? Jedermann sieng als-
denn über laut an zu lachen / und der
treffliche Prediger stieg von der Cangel/
und liesse jeden seinen Weg gehen / oh-
ne daß er den Segen gesprochen hät-
te. Ich brachte also das Fest zu Tra-
por zu / und / ohngeachtet man mir sehr
heftig anlage / noch länger zu Trapor
zu bleiben / machte ich mich doch wieder
auff den Rückweg nach Daman , wie
ich dem Commendanten verspro-
chen hatte.

Das 21. Capitel.

Von meiner Rückkunfft nach Da- man.

Die Donna Petronilla hatte
mir / ehe wir nach Trapor gien-
gen / die Bekandschafft mit P. Micha-
eli, Superiori der Jacobiner, zu we-
ge gebracht / und gab mir auch einen
Brieff

Brieff mit/ um ihn zu vermögen/ daß
er mir in ein und andern beförderlich
seyn möchte. Wie ich nun meine
Sachen in seinem Closter gelassen/ al-
so gieng ich bald nach meiner Ankunfft
dahin. Dieser Pater wolte mich so
lange bey sich behalten/ bis ich entwe-
der selbst mein Unterkommen haben/
oder/ wenn ich nicht länger zu bleiben
mich entschliessen könnte/ so lange/ bis
ich mich in dieser Stadt nach Gnüge
umgesehen. Blieb also 14. Tage bey
ihm/ inzwischen der Commend. nt
allen möglichen Fleiß anwendete/ mich
in Daman zubehalten. Die Einwoh-
ner thaten das Ihrige auch darbey/ und
geschahen mir solche Anerbietun-
gen/ die ich mit Ehren und zwar solchen
Leuten/ die mich bey sich zu haben sichs
so angelegen seyn ließen/ nicht abschla-
gen kunte. Also verließ ich das Closter/
und bezog vor mich ein Haus/ suchte
mir

mir auch hier und da gute Freunde zu machen/ mit denen mich zu vergnügen ich Zeit genug hatte/ indem die Stadt nicht groß/ und ich also meine Patientie zu besuchen nicht viel Zeit brauchte.

Die ersten Tage drauf/ als ich mich eingerichtet / wurde ich zu einer vornehmen Dame, Namens Senhora Francisca Pereira geholet / wegen ihrer kleinen Tochter / so sie überaus lieb hatte / und sehr gefährlich frantz war. Ich hatte das Glück/ daß meine Cur wohl anschlug / und von der Zeit an erwiese mir diese treffliche Frau so viel Erkänntlichkeit und guten Willen/ daß ich versichern kan/ wie sie mehr/ als die andern alle / mir Gelegenheit gegeben/ daß ich mich so lange zu Damam aufgehalten. Nichts desto weniger so mochten die Einwohner dieser Stadt mich in Ehren halten wie sie wolten/ so war doch mein Sinn auf

Rei.

das Reisen/und alle Tage in neue Besandschafften zu gerathen / auch alle Tage etwas neues zu sehen gerichtet/ daß ich mich festiglich entschlosse / aus Daman wieder fort zugehen.

Dieses nun ins Werck zu setzen/bedienete ich mich der Flotte/ so die Portugiesen alle Jahr nach Campaja senden. Selbige reifete zu Ende des Decembris Daman vorbey nach Goa, und wurde von Joseph de Mello commandiret / und war gleich dem letzten Tag im Jahre Seegel-fertig.

Das 22. Capitel.

Die Abreise von Daman.

Nachdem alle meine guten Freunde de sich lange Zeit her vergebens bemühet / mich länger in Daman zu behalten / nahm ich endlich Abschied von ihnen / und begab mich den letzten
De-

Debembriß 1673. auff eine Galiot
bey der Flotte / und gieng also mit sol-
cher den 1. Januarii nach Bassaim
unter Segel / allwo wir die übrigen
Galioten / so von Cambaje noch
nicht zurück kommen waren / erwarten
wolten.

Des andern Tages nach Mittage
kamen wir nach Bassaim. Ich gieng
in die Stadt / da traff ich den Herrn De-
gvineau, einen Französichen Medi-
cum an / der auff eben dem Schiffe /
darauff ich nach Suratte gefahren / von
Madagascar dahin kommen war. Er
hatte sich nach der Zeit daselbst verhey-
rathet / und erwiese mir alle ersinnliche
Ehre.

Die Stadt Bassaim liegt 20. Mei-
len von Damam Sud-werts / und ist
viernahl grösser / als jene. Es sind
dareiche und prächtige Kirchen / treff-
lich schöne Häuser / grosse Märckte /
und

und gerade und schöne Gassen : Die
Mauern sind eben so starck nicht/ aber
der Fluß/ so darneben weg fleust/ und
zu allen Jahres-Zeiten auch die schwer-
sten Schiffe trägt/ ziehet die Handlung
zu dieser Stadt / und macht solche sehr
berühmt.

Man trifft daselbst mehr Edelleu-
te/ als in Goa an/ daher denn das Por-
tugiesische Sprichwort: Fidalgos de
Bagaím, das ist/ Edelleute von Baga-
ím, entstanden. Das Erdreich her-
rumb ist fruchtbar/ und trägt viel Reiß.
Aufferhalb nahe bey dem Thore ist die
berühmte Kirche de Nossa senhora
de remedio, welche/ nachdem sie lan-
ge denen falschen Gottheiten gewey-
het gewesen / endlich eine eine Kirche /
darinne der rechte Gott angebetet
wird/ worden ist. Man erzehlet/ daß
einmahl ein Dieb die kostbare Krone/ so
die Mutter Gottes auff dem Haupte
hat!

hat / habe stehlen wollen / sich auch zu dem Ende in der Kirche verstecket; Da nun die Thüren verschlossen / wäre er / sein verruchtes Vornehmen auszuführen / auff den Altar gestiegen / da denn so wohl die Crone / als der Kirchen-Krauber / also unbeweglich und erstarrt blieben / auch in dieser Pokitur, als die Kirche wieder auffgemachet / angetroffen worden. Es ist an dem Wilde / an der Stirne / wo dieser Schelm seinen Daumen angesetzt / ein glänzender Fleck zu spüren / welchen man vor einen schimmernden Stern ansehen sollte: Den man aber / wenn man nahe darzu kommt / nicht so wohl erkennen / auch wenn man es anrühret / eben nichts sonderliches daran fühlen kan.

Die Heyden und Mohren thun eben so wohl / als die Christen / ihre Gebeth an diesem heiligen Orthe / um Glück und Segen in ihrem Vornehmen

men zu erbitten. Und weil stets dahin
Opffer-Gaben eingebracht werden/
ist daselbst ein unsäglicher Reichthum.
Wir blieben in Bassaim nicht länger/
als bis auf den 7den dieses / und nah-
men / als wir die Ancker gelichtet / un-
sern Strich nach Goa, dahin wir auch
den 14. gelangeten. Des andern Ta-
ges begab ich mich ans Land; und als
ich in dieser grossen Stadt: / von der ich
bereits Meldung gethan / vortrefliche
Gelegenheit vor mich antraff / hielt
ich mich bis in das 1676. Jahr darin-
nen auff. Sodann stiessen mir eine
und andere wunderliche Begebenhei-
ten zu Handen / die nicht zulassen wol-
ten / länger in Indien zu verharren:
Musste ich also meine Reise-Begier-
den abbrechen / und mich fortmachen /
umb wieder in Europa zu kommen.
Dahero ich die Gelegenheit / so ich auff
einer Portugiesischen Galionie fan-

R

de/

de/annahm/ und nach erhaltener Erlaubniß vom Vice-Roy und Capitain, mich darauß begab.

Das 23. Capitel.

Meine Abreise aus Goa.

DEn 27. Januarii 1676. seegelte das Schiff / San Petro de Ratel genannt / von mehr als 1500. Tonnen / darauß der Herr Simon de Sousa Capitain war / von der Rhede von Goa nach Lisabon.

So bald wir unter Seegel waren / ließe mich der Capitain zu sich kommen / und ersuchte mich / vor sein Schiffvolck während der Reise Sorge zu tragen / und versicherte mich / daß er keinen Chirurgen von seiner Nation, den man ihm zuzugeben gedacht / annehmen / und keinen andern / als einen Barbier / ihn zu puzen und Ader zu lassen / haben wollen / wie er denn das

Verz

Vertrauen hätte / daß ich mich nicht
entschlagen würde / diese Mühe wegen
der Kranken über mich zu nehmen.
Dieser Vortrag war viel zu vortrüg-
lich vor mich / daß ich ihn hätte aus-
schlagen sollen / nahm es also mit gros-
sen Dank an / und wurde von nun an als
bestallter Medicus vor den General
und das Schiff-Volck respectiret.
Der Wind war uns sehr günstig biß
unter die Linie / daselbst wir etliche Ta-
ge durch Windstille aufgehalten wur-
den ; aber da der Wind wieder günstig
wehete / setzten wir unsern Strich biß
untern 13. Grad Sud-werts fort.
Alledenn wurde der Wind unbestän-
dig ; weil er aber eben nicht zu hefftig
war / so geschah es doch / daß wir im-
mer fortsegeln kunten. Wir fuhren
Ost-werts gar weit von der Insul
Dauphine vorbey / und zu Ende des
Martii gelangeten wir in das Vorge-

bürge der guten Hoffnung/ allwo un-
 sere Piloten anfahren wolten/ sich des
 Landes zu erkundigen / damit sie ins
 künfftige daselbst sich desto genauer
 nach selbigen richten möchten. Der
 Wind / welcher Ostlich/ und folglich
 recht in den Seegeln war / wurde in
 der Marter-Woche/ und absonderlich
 an der Ascher-Mittwoche so starck/das
 wir auch aus der Messe gehen / und
 die Seegel unverzüglich einnehmen
 mussten/ und kunten wegen des hefftigen
 Windes keine andere Seegel / als
 das Mittel-Seegel/brauchen. Das
 Schiff wurde zwar sehr hin und wie-
 der geworffen / iedoch kamen wir im-
 mer weiter / und weil wir weit genug
 vom Lande/hatten wir nichts zu fürch-
 ten ; aber Frentags lieff der Wind der-
 gestalt und mit solcher Hefftigkeit auß
 Westen umb / das wir fast zweiffeln
 wolten / ob es unser Schiff ausstehen
 wür-

würde; mußten also einen andern Strich nehmen / und dem Winde nachgehen; Und ob wir wohl ein gutes Schiff hatten / so wurde es doch leck / und trat so viel Wasser hinein / daß kaum zween Pumpen gnug waren / solches auszuschöpfen. Die Geschicktesten und Beherztesten waren darüber sehr erschrocken. Als aber diese Furcht 24. Stunden gewähret / wendete sich der Wind ganz gemächlich wieder aus Osten / und wir wendeten unser Schiff wieder nach dem Lande / welches wir den heiligen Abend vor Ostern früh um 9. Uhr / und zwar nahe an den Cap. des eqvilles ins Gesicht bekamen. Es wolten unsere Officierer daselbst nicht anlanden / weil wir nichts nöthig hatten. Inzwischen mußten wir doch bis den Tag nach den Feiertagen daselbst stille liegen bleiben / da durch einen Nord = Ost = Wind

K 3

wir

wir das Vorgebürge der guten Hoffnung/ohne solches zu sehen/vorbey segelten / weil wir uns auff das hohe Meer/umb die Wind. Stillen zu vermeiden / begeben hatten. Umb diese Gegend traffen wir die Trümmer von einem / allem Ansehen nach bey vorigem Sturm gescheiterten Schiffe an/ und gegen die Nacht wurden wir ein Schiff / so seinen Strich gerade dem unsrigen entgegen hielte / gewahr. Weil es nun zur See gefährlich/ etwas auffer Acht zu lassen / so liessen unsere Officirer das Gewehr zurechte machen; aber es war bey anbrechendem Tage so weit von uns / daß unsere Vorsorge vergebens war.

Von dem Monat Aprilis an steng der Scorbut an unser Schiff = Volck anzufallen / und so sehr / als man sichs liesse angelegen seyn / selbigem / daß er nicht weiter einreisen sollte / vorzukommen/

men/so gienge doch selten ein Tag vor-
bey/das man nicht ein und andere Lei-
che in die See warff. Zu dieser Unge-
legenheit kam nun auch die Windstil-
le/welche/als wir sie überstanden/uns
ein günstiger Wind gegen Brasilien
zutrieb / und entdeckten wir den 19.
Maji früh Morgens dieses Land umb
die Gegend den Baye de todos los
Sanctos. Die Fischer / als sie uns ge-
wahr wurden / kamen Vormittags an
den Port / und wir fasten den Ent-
schluß/ noch selbigen Tag / durch An-
führung dieser Leute / uns in den Ha-
fen zu begeben. Wir hätten aber bald
an einer Sandbanck Unglück gehabt/
auf welcher wir aber zu gutem Glücke
nur ein wenig zu sitzen kamen. Einis-
ge Jahre zuvor hatte an eben diesem
Orthe so ein groß Schiff/als das Unse-
rige / Schiffbruch gelitten / und war
von tausend Personen / so darauß wa-

ren/ nur wenige mit dem Leben davon kommen. Weil es heller Tag / gut Wetter / und wir fleißig arbeiteten / und vor allen Dingen die Göttliche Güte so groß war / wurde es vor dieses mahl verhindert / daß wir nicht zu Grunde giengen. Wir entferneten uns also wieder von der Sandbank / und nachdem wir die Nacht über vor Anker geblieben / fuhren wir den 20. Maji in Hafen ein / und wurffen vor der Stadt / die den Nahmen von dieser Baye führet / die Anker ein / nachdem wir von Goa biß hieher 25. Personen eingebüßet / und waren derer noch biß die 300. so hefftig darnieder lagen / daß / wenn wir noch ein wenig länger auff der See bleiben müssen / sie unfehlbar auch hingestorben wären.

Das

Das 24. Capitel.

Meine Ankunfft in Brasilien/ und
dessen Beschreibung.

Während der Zeit/ als ich mich in Bra-
silien aufgehalten/ machte ich mit
einem Kauffmann/ der zwar ein Spa-
nier/ aber sich lange Zeit in dieser Ge-
gend aufgehalten/ gute Freundschaft/
der mir auch gute Bekandschaft zuwe-
ge brachte / und im übrigen treffliche
Dienste that. Ob schon ihrer gar viel
von Brasilien geschrieben / so will ich
doch nicht unterlassen / dasjenige / so
ich angemercket/ kürzlich zu melden.
Brasilien ist die Westliche Seite von
America, allwo die Portugiesen / so
selbige gänzlich entdecket / unterschied-
liche Städte erbauet/ welche sie anigo/
nachdem sie sich lange Zeit wider die
Holländer tapffer gewehret / in Frie-
den besitzen. Es ist ein sehr lustig Land/

R 5

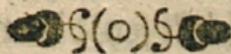
hat

hat gute und temperirte Luft/ weil der öfftere Regen die Sonnen-Hitze daselbst ziemlich mäßiget. Es giebt daselbst viel Früchte/welche auf dem Lande ungebauet auffwachsen/ nehmlich Citronen, Limonen, Pomeranzen/ Ananas, Bananas, Goujaves; vide Francisci Ost-und West-Indischen Lust-Garten / p. m. 667. Und mehr andere. Man findet auch Weintrauben daselbst/ aber nicht so viel / als in Europa.

Das Zucker-Rohr wächst daselbst in solcher Menge / daß die Einwohner sich einen grossen Vortheil mit machen solten/ wenn sie nur solchen zu vertreiben wüßten. Und daher hat man auch den vortreflichen Tabac, welcher der Beste von allen ist/ er mag hergebracht werden / wo er will / und sind auch die Wasser-Melonen oder Poteqvas in Brasilien überaus gut: Zwiebeln und Knob-

Knoblauch will da nicht wachsen / und ist vergebens / solche zu säen; Wer dergleichen haben will / muß sich aus Portugall bringen lassen.

Es giebt in Brasilien viel Cocos-Nüsse / so aber nicht so groß / als in Ost-Indien / daraus man Büchsen und Tabac-Dosen machen kan / weil sie sehr dicke / und sind deren etliche so klein / daß man aus jeder Knöpfle zu den Paternostern davon machen kan. Von denen Cocos-Bäumen nimmt man kein Tary, umb Zucker oder Brandewein daraus zu machen / wie in Ost-Indien / weil das eine von dem Zucker-Rohr gnugsam zu haben / und man den besten Brandewein von Lisabon dahin bringet.



R 6

Das

Das 25. Capitel.

Mehrere Nachricht von Brasili-
lien.

Uber dasjenige Holz / so den Nahmen von dieser Landschaft führet / sind noch andere ungemeyne Bäume daselbst zu sehen / unter welchen auch diese / aus welchen der Balsam tringet / so man Balsamum de Peru nennet. Man machet daraus Schmuck-Kästgen vor das Frauen-Zimmer / davon alles / was man hinein leget / einen guten Geruch an sich nimmet. In dem Südlichen Theil dieser Küste kan man zwar Getreide einernden / aber an der Baye de todos los Santos, wie auch an andern Orten mehr / ist Mangel daran. Man giebt davon zweyerley Ursachen vor / die eine / daß das Land darzu nicht geschickt sey / die andere / welche besser zu seyn scheint / weil es da so eine grosse Menge Dornen giebt / welche die

die gesäeten Körner wegfressen / ehe sie
auffgehen. Ob man auch gleich überall
Reiß und Hirsen säet / so ist doch Man-
dioc oder das Meel davon die gemei-
neste Speise bey den Brasilianern.
Die Franzosen heissen es Cassare, und
die Portugiesen heissen es Farina de
Pao.

Die Wurzel von der Mandioca
wird fortgebauet / wie die Batatas, in-
dem man sie in Stücken schneidet /
und solche in die Erde gräbt / da sie denn
sehr in die Dicke wächst ; an der Farbe
ist sie weiß / wenn man sie geneust / ehe
sie zubereitet wird / kan sie einen in Le-
bens-Gefahr bringen ; Man benüht
ihr aber ihre schädliche Eigenschafft /
wenn man sie ins Wasser legt / und so
lange drinne liegen lässet / biß sie gang
weich wird / sie wieder heraus nimmt /
und wieder trucknet / nochmahls ein-
weichet / und sie wieder auftrucknet / die-
ses so oft / biß das Böse alles davon ist /

wiederholet. Und wenn es also zugerichtet/ stößet man es zu Mehl/ so grob als Schieß-Pulver. Es ist aber stets schwer und ungeschmack/ und machet die/ so es nicht gewohnet/ hartleibig. Es werden aus selbigem kleine Kuchen/ so man Bejous nennet/ gebacken/ sie sind was bessern Geschmacks/ aber sie sind nicht von besserer Eigenschafft. Weil man auf diese Küste viel Getreyde von Rio de Saneiro, und mehr aus Portugall dahin bringet/ ist am Brode daselbst kein Mangel/ nur daß es etwas theuer ist. Man hat daselbst Oele/ Wein/ Leinwand/ Zeuge und andere zum Lebens-Unterhalt nöthige Dinge in grossen Überfluß. Fleisch/ Wildpreth und Fische/ sind gar gemeine/ und kan man Früchte und eingemachte Sachen gar in einem geringen Preisse haben.

Inzwischen findet sich in dieser Land²

Landschafft auch ein und andere Ungelegenheit. Es giebt daseibst gewisse kleine Würme/ von welchen ich in der Beschreibung der Krankheiten/ so auff diese Relation folget/ Meldung thun will. Ingleichen mancherley Arth Dmeisen/ die/ so roth/ und von mittelmäßiger Grösse / sind überall ausgebreitet/ und liegen auf den Feldern solche Hauffen/ daß man sie von weiten vor kleine Dörffer ansehen solte. So sind auch die Städte davon nicht befreyet/ wie denn diese Thiere den Ratten und Schlangen grossen Dampff anthun/ welche/ ob sie gleich grösser/ dennoch vor der grossen Menge unterliegen müssen.

Das 26. Capitel.

Von denen Einwohnern in Brasilien.

DAmitt ich keine verdrießliche Weitläufftigkeit mache/ will ich
mit

mit wenig Worten melden / daß die eingebornen Brasilianer annoch Gözen-Diener / und viel Zauberer / oder doch solche unter ihnen sind / welche davor angesehen werden. Sie sind abergläubisch / haben keine Kirche noch besondere Fest-Tage / und beten den Teuffel an. Sie tragen lange Haare / ihre Haut ist bräunlich / gehen nackicht / sind kühn / hurtig / und dererjenigen / so ihnen etwas zuwider gethan / unversöhnliche Feinde. Ihre Waffen sind Pfeile / welche anstatt des Eisen vergiftete Häckgen haben / und da ja eine und andere sich des Eisens bedienen / so ist es doch nur geschehen / seith dem sie mit denen Europäern zu thun gehabt. Sie wissen mit dem Ackerbau wohl umzugehen / und heftzen ihre meiste Berrichtungen in Jaggen und Fischen. Sie essen allerley Fleisch-Werck / können grossen Hun-
ger

ger ausstehen/und halten nicht viel auf Vorrath. Sie sind kriegerischer Art/wie sie denn stets Kriege mit einander führen. Wenn sie Gefangene von ihren Feinden bekommen/so müssen sie solche/schlagen solche öffentlich darnieder/ und fressen sie mit unerhörter Grausamkeit auf. Ihre Tode begraben sie nicht/ sondern haben eine Gewohnheit/ daß sie solche verzehren/ auch noch ehe sie die Seele ausgeblasen. Die Krancken schlagen sie todt/ ehe sie mager werden/ und damit ja nichts umkomme/so trucken sie die Gebeine auf/ und kochen ein Brey daraus/ und essen solchen. Als wir sagten/ wie sie so grausam seyn könnten/gaben sie uns zur Antwort/ wie wir gottlose Leute wären/ daß wir unsere Freunde durch die Würme in der Erde verzehren liessen/ da wir ihnen unsern Leib zur Begräbniß geben könnten.

Die

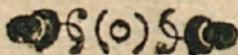
Die Portugiesen in Brasilien leben wie an andern Orten/da sie sich nie dergelassen; Sie haben Schanzen und Bestungen angelegt/ bekriegen die / so ihnen nicht unterthänig seyn wollen / und haben sich dergestalt feste gesetzt / daß sie sich weder vor denen Brasilianern noch Europæern , so sie beunruhigen möchten / viel zu fürchten haben. Gleichwie die wilden Brasilianer die Portugiesen/ wenn sie ihnen durchs Kriegs-Glück in die Hände kommen / oder sonst er- tappet werden / wenig zu schonen pflegen / so verfahren diese ebenfalls gar scharff wider sie / wenn sie solche in ihre Hände bekommen / und lassen sie an statt eines Todes wohl einen tausendfachen Tod in der Slaverey leiden. Welchen sie aber / entweder wenn sie sich den Überwindern freywillig unterwerffen / oder wenn sie / im Fall sie zu schwach / in ein ander Land fliehen/ ent-

entgehen können. Die Portugiesen/
als welche sich angelegen seyn lassen/
immer mehr und mehr Land sich un-
terwürffig zu machen / pflegen stets
Völcker wider diese Barbaren auszu-
schicken / und befestigen die Derter / de-
ren sie sich bemächtiget / mit allem
Fleiß. Als ich daselbst war / wurde ge-
saget / daß sie schon in die achtzig Meil-
weges weit vom Meer an / ins Land
kommen wären. Sie tragen grosse
Sorge / die Brasilianer, so unter ih-
nen leben / sie mögen frey oder Scla-
ven seyn / in dem Christenthum zu un-
terweisen. Ja etliche haben gar Wei-
ber von diesem Barbarischen Geblüte
genommen / welche / ob sie gleich gar
weiß von Farben / und von guter Ge-
stalt sind / dennoch immer was wildes
an sich spühren lassen / daß man sie vor
den andern erkennen kan. Die gros-
se Menge Slaven so die Portugiesen
in

in diesem Lande haben/ und die grausame Art/damit sie selbigen begegnen/ indem sie ihnen die Nothdurfft nicht reichen/ und sie um einen geringen Fehler auf das härteste züchtigen/ ist Ursache/ daß es manchemahl so wohl in Städten als auff dem Lande wunderliche Handel setzet. Der meiste Theil dieser Gefangenen sind die Schwarzen/ welche man von Angola und von Guinea, umb in den Zucker und Tobac zu arbeiten/dahin bringet. Man verkaufft sie auff dem Markte/ wie das unvernünfftige Vieh/ und die so grosse Ländereyen haben/ kauffen ihrer viel hundert/ welche durch gewisse Vorsteher regieret werden/ die viel schärffer als die Herren selber sind/ und andere/ die keine Güter zu bestellen haben/ lassen ihre Slaven frey/ zu arbeiten wo sie wollen/ doch müssen sie alle Monat/oder auch alle Wochen/ ein gewisses Geld geben. Das

Das üble Tractament, damit ihnen eines Theils begegnet/und die Taxe andern Theils auffgeleget wird / und sie nicht allezeit auffzubringen vermögen / zwinget sie nicht selten/das Land zu durchstreichen/ auch zu rauben und zu stehlen / was ihnen vorkommt/ umb sich wegen der gethanen Plage zu rächen.

Ist es nun auff dem Lande unsicher/ so ist es nicht weniger in der Stadt/zur Nacht-Zeit auszugehen/und so sehr/als man sich angelegen seyn lässt / diejenigen/ so man ertappet/ auff das härteste zu bestraffen / so unterlassen die andern doch nicht/in ihrem Rauben und Stehlen fortzufahren.



Das

Das 27. Capitel.

Von der Stadt und dem Hafen
an der Baye de todos los San-
ctos.

Die Bay de todos los Sanctos, liegt unter dem 15. Grad der Linie. Der Hafen / welcher der Stadt den Nahmen giebt/ ist einer der grösten und beqvemsten auff dem gansen Ocean, an der einen Seite hat es wohl bey der Einfarth einige Sandbäncke / aber man kan sie/ wenn man bey Annnäherung Piloten aus dem Lande nimmt/ umbfahren. Die Einfarth und Tiefe desselben sind fast Ost- und Westlich/ und darf man sich nur ein wenig Nordlich wenden/ wenn man vor der Stadt den Ancker werffen will ; und wenn man einmahl vor die beyden Spizen vorbehey / so hat man keine Gefahr mehr.

Man

Man kan überall die Ancker sinken lassen / und die Baye oder der Meerbusen ist so groß/das viel tausend Schiffe darinnen Raum haben können. Das Land herum ist überall erhöhet / und lauffen gar viel kleine Flüsse hinein. Vom Junio bis auf den September ist man in dieser Baye sehr mit dem Wallfisch-Fang beschäftiget. Es wird wenigen unbekannt seyn / wie man diesen grossen Fisch mit einem kleinen Wurff-Pfeil oder Harpun / so an eine starcke Leine fest gemachet / fänget; Die Fischer fahren auff ihren Schiffen herum / und nehmen in acht / wo sich einer blicken lässet. Wenn er nun verwundet ist / so gehet er durch. So lange nun als er lebet / lässet man die Leine nach / wenn er sich aber verblutet / so stirbt er / alsdenn macht man sich an ihn / und ziehet ihn bey hoher Fluth ans Land / um ihn zu zerstückten. Der Thran / so von die-

diesem Fisch genommen / wird in gang
Brasilien gebrennet / die Schwarzen
und armen Leute essen von seinem Flei-
sche / doch werden wohlhabende Leute
selten davon speissen.

Wenn man zwey Meilen in diesem
Hafen weiter hinein gelanget / kommt
man in die Stadt / so eben diesen Nah-
men führet. Die Stadt lieget bey
Einfahren zur rechten Hand. Ist auff
einem hohen Gebürge erbauet / und
nimmt so wohl dessen Höhe / als den
untersten Theil ein / daher die meisten
Gassen abhängig. Sie ist unter den
Städten / so die Portugiesen in Bra-
silien haben / die grössste / und residiret
der Gouverneur von dieser Küste da-
rinnen.

Ob gleich dieser über die andern kei-
ne Nothmässigkeit hat / so gehet er doch
den andern allen vor / und man wolte /
als ich mich daselbst aufhielte / gar da-
von

von sagen / wie man einen Vice-Roy dahin senden würde. Man war auch eines Bischoffs gewärtig / der den Stuhl / der so lange leer gestanden / bekleiden sollte; Und hielt auch davor / daß / da die Stadthalterschaft in eine Vice Royschaft sollte verwandelt werden / auch die Kirche zu einer Cathedral-Kirche werden dürfte. Es ist alda ein Parlament, dessen Gerichtsbarkeit sich über die ganze Küste erstrecket / jedoch ist derer Gewalt nicht gar unbeschräncket / sondern die Peinlichen Sachen / wie nicht weniger die / so über 1000. Pfund kommen / sind alle dem zu Lissabon vorbehalten. Diese Stadt ist groß und Volkreich / die Kirchen prächtig / des Gouverneurs Pallast / so auf dem höchsten Orte stehet / ist herrlich / daselbst versamlet sich auch das Parlament. Es sind daselbst wohlgebaute Häuser / und die Handel-

S

schafft

schafft ziehet viel Nationes dahin/
auch sind da allerhand Wahren anzu-
treffen.

Das 28 Capitel.

Von den Landes Sitten.

Die Kuchlosigkeit durch ganz
Brasilien so groß / als sie um die
Gegend der Baye de todos los san-
tos sey / ist mir unbekant. Denn da-
selbst auch die Weiber / die man auff ei-
nige Weise vor tugendhafft halten
möchte / sich kein Gewissen machen / ih-
re Selaven auszuputzen / damit sie ihre
schändliche Lust mit desto grösserer
Kostbarkeit / mit ihnen Büssen möch-
ten. Und kan man von dieser Arth
sagen / daß die Laster allda die Ober-
Hand im höchsten Grad haben.

Alle Frembden sind da überaus an-
genehm / und absonderlich die Fran-
zosen / doch macht sie die Eysersucht /
dazu

darzu sie nicht selten Anlaß geben / gar
offte verhaßt / und stürzt sie in erschreck-
liche Ungelegenheiten / wie aus folgen-
dem Exempel abzunehmen: Ein jun-
ger Franzose / welcher in Brasilien
seine Medicin abwartete / wurde zu
einer Dame beruffen / ihre krancke
Tochter zu curiren; Weil diese nun-
jung / schön und reich war / liese der
Medicus es an seinem Fleisse nicht
fehlen / sie bald zu voriger Gesundheit
zu bringen; Er war so glücklich / daß
er seiner Patientin und ihrer Mutter
wohl anstunde / also / daß man bey wie-
der-erlangter Gesundheit ihm diesel-
be zur Heyrath antruge / welche also oh-
ne viel Wesens vollzogen wurde. Die-
ses jungen Menschen Glück nun
machte ihm viel Feinde / wel-
che einen Edelmann / der dessen
Frauen älteste Schwester zur Ehe hat-
te / aufbegehren / daß er ihn sollte lassen

niedermachen/ indem sie ihm vorstell-
 ten/ wie es eine Schande wäre/ einem
 jungen Barbier / der sich vor einen
 Medicum ausgäbe/ und wohl ein Kä-
 zler seyn könnte/ in seiner Familie zu
 dulden. Dieser Mann/ der vielleicht
 mehr Geld als Verstand habē mochte /
 gab dieser Meinung Beyfall/ beklag-
 te sich erstlich über den Schimpff / so
 ihm durch eine solche verächtliche Hey-
 sath zugezogen worden/ und unterließ
 se nicht/ dergleichen Meinung auch de-
 nen andern Anverwandten bezubrin-
 gen. Als er sie aber hierunter viel ge-
 mäßigter fande/ kam er mit vielen sei-
 nen guten Freunden in die Stadt/
 überfiel bey Nacht seiner Schwäge-
 rin Hauß/ und stieß daselbst einen jun-
 gen Menschen üben Haußen/ den sie/
 der Leibes- Gestalt nach/ vor den/ so sie
 suchten/ hielten / der sich aber bey
 dem ersten Tumult versteckt hatte.

Sieng

Gieng also nach so schöner vollbrachter
 That wieder seines Weges. Auf der
 Weiber ihr Geschrey lieff das Volck
 zu/ und kam dieses vor den Criminal-
 Richter/ welcher dem Franzosen eine
 Wache zuschickte/ damit er nicht noch
 einmahl angesprenget werden möchte/
 welches denn/ weil der Edelmann er-
 fahren/ daß der Entleibte nicht sein
 Schwager wäre/ indem wieder gesche-
 hen sollte. Solchen verdrießlichli-
 chen Händeln nun zu entgehen/ so war
 dieser Franzose genöthiget/ sich aus
 Brasilien wegzugeben. Also mach-
 te er sich nach Lissabon, nachdem man
 ihn/ bis daß er zu Schiffe gegangen/
 sorgfältig in acht nehmen und verwah-
 ren müssen. Als ich nach diesem nach
 Lissabon kömten war/ ist mir gesaget
 worden/ wie er bey dem König um ei-
 nen Befehl angehalten/ daß er seine
 Frau und Vermögen/ so er in Brasi-

lien gehabt/ heraus kommen lassen möchte.

Das 29. Capitel.

Die Abreise aus Brasilien.

Sie grosse Flotte/ so alle Jahr von Lissabon in alle Städte Brasiliens geschickt wird / langete im Monat Junio an. Der General begab sich nach Rio de Janeiro, umb die Schiffe/ so dahin gesendet waren / zu begleiten / und inzwischen machten wir uns fertig / so bald er wieder zurück käme/ mit fortzureisen / welches aber nicht ehe als im Monat Augusto geschah. Da wir nun befrachtet und seegelfertig waren/ lichteteten wir/ so bald als die legt angekommenen Schiffe ihre Erfrischung eingenommen/ die Ancker/ und giengen früh den 3. Sept. an der Zahl dreyßig Seegel aus der Baye des todos los Santos ; Davon zwey und zwanz-

zwanzig Schiffe nach Lissabon und
8. vor die Stadt Porto gehörten.
Stracks am ersten Tage waren uns die
Winde niedrig/und dieses währete fast
einen ganzen Monat/also/das wir vor
dem Vorgebürge S. Augustin nicht
eher vorbehen kuntten / als zu Ende des
Septembris. Die Schiffe/so nach
Porto destiniret/sonderten sich / weil
sie besser besegelt/von uns ab / in der
Hoffnung/eher nach Portugall zu kom-
men/ aber diese Absonderung kam sie
theuer an zu stehen: Denn die Corlai-
ren von Aligier nahmen ihre Zween
davon / wie wir bey unserer Ankunft
zu Lissabon erfuhren: Auf der Hö-
he des Vorgebürges de S. Augustin
lieff der Wind umb / und wurde uns
günstig/ bis an das Capo Verde, wel-
ches gleich da geschah/da wir im Vor-
bey-Seegeln die Insel Fernand de
Norogno genant/sehen kuntten/sonst

hätten die/ so Mangel an Wasser litten / daselbst gelandet / umb sich damit zu versehen. Es haben aber etliche reisende Hunde darauß gelassen/ welche sich dergestalt vermehret / daß vor sie niemand mehr auf diese Insul kommen darff. Ungefehr vom 10. Grad der Linie/ änderte sich der Wind abermahls/ und war uns die ganze Reise über zuwider / weil er aber nicht allzustarck/ kamen wir doch alle Tage etwas weiter/ biß unter den 36. Grad, da uns ein grausamer Sturm gewaltig zusetzte / in welchem unterschiedene von unsern Schiffen Mast/Seegel-Stange und Seegel einbüßeten.

Endlich / nachdem wir viel ausgestanden/entdeckten wir die denen Portugiesen zuständige Insul Tercera, allwo ihr König eine lange Zeit verwahrlich gehalten worden / und man ihn noch nicht würde heraus genöhen haben

Haben/ wenn man sich nicht befürchtet /
daß ihn jemand daraus entführen
möchte. Es war der 21. Novem-
bris, als uns dieses Land zu Gesichte
kam/und wenn das Wetter nicht so gar
stürmisch gewesen / hätten wir daselbst
einige Erfrischungen eingenommen/
weil es aber daselbst keinen Hafen/auch
keine sichere Rhede hat / giengen wir
weiter/ und bekamen die Insel S. Mi-
chael ins Gesichte / dieß seegelten wir
gang langsam und gemächlich vor-
bey.

Des andern Tages schickten alle
Schiffe ihre Chalouppen an das
Land/einige Erfrischungen zu holen /
ohne daß wir die Ancker sincken ließen/
damit wir desto seegelfertiger seyn
möchten / wenn sich etwa ein Sturm
erhöbe / welcher in dieser Jahres-Zeit
nichts ungewöhnliches.

Die Insel S. Michael Tercera,

Es

und

und anliegende/gehören denen Portu-
giesen/ und wird viel Getreyde darauf
gebauet/davon der meiste Theil nach
Portugall gebracht wird.

Als nun den 24. gegen Abend un-
sere Chalouppen wieder ankamen /
verfolgten wir unsere Reise mit einem
Nordwest-Wind/ der aber nicht lange
dauerte/ sondern geschwind / erstlich
Südllich / und hernach Westlich umb-
lieff / und zwar mit solcher Hefftigkeit/
daß ich mein Lebe-Zag keinen solchen
erschrecklichen Sturm gesehen/er wäh-
rete ganzer 10. Tage mit einer unbe-
greiflichen Hefftigkeit. Unser Schiff
gieng von einander/und wurde überall
leck/ und schiene/ als wenn uns alles zu
unsern Untergang befördern wol-
te.

Und so sehr als wir uns angelegen
seyn ließen / bey Tage mit Schiessen/
und des Nachts mit Feuer unsere Noth

zu verstehen zu geben / so blieb es doch einmahl wie das andere finster/und der Sturm zerstreute alle Schiffe von uns/das wir ganz alleine blieben.

Nachdem wir alle unsere Seegel biß auff das Mittel-Seegel verlohren. Alles Schiff-Volck that der heiligen Mutter Gottes Gelübde / deren Schutz wir auch bey dieser Gelegenheit Augenscheinlich spüreten. Des Tages über schiene uns alles noch in etwas erträglich zu seyn/aber des Nachts wurde unsere Angst verdoppelt / und wir mußten alle Augenblick eines grausamen Todes gewärtig seyn.

Ein neuer Zufall benahm uns vollends alle Hoffnung/ und machte auch die allerbeherztesten furchtsam. Wir hatten einige Mast und Seegelstangen in Vorrath/ solche/ im Fall wir ihrer nöthig hätten/ zu gebrauchen / mitten auf den Überloff feste angebunden/
 S 6 wel-

welche/so lange wir zur See gewesen/
 weder gewancket noch gewichen wa-
 ren. Unsere zween Chalouppen
 hatten wir drauff/ eine in die andere
 gesetzt/ und die kleine voller Perckel
 gethan/ welche wir aus Brasilien mit
 genommen/ um solche in Portugall/
 weil sie von einer ungemeynen Grösse/
 zu verschencken. Weil aber die Be-
 wegung des Schiffes gar hefftig/ und
 darzu viel Tage gewähret/ rissen end-
 lich die Stricke/ womit sie angebunden/
 und da schlug alles hin und her / nach-
 dem das Schiff auf diese oder jene Sei-
 te geworffen wurde/ also/ daß auff den
 ersten Stoß/den diese Mast-Stangen
 und Schiff-Gefässe an die Schiff-
 Wand thaten/wir meinten/das Schiff
 gienge in Stücken. Alsdenn schickt
 ein ieder sein Gebeth gen Himmel/ und
 weil es auf unserm Schiff Leute von
 allerhand Nationen gab/und ein ieder
 des

des Himmels Beystand in seiner Sprache anrieffe/ war ein wunderlich Geschrey untereinander/ welches also unsere Angst und Schrecken umb ein grosses vermehrete. Endlich wurde/ als es tagete/ alles wieder feste gemacht/ welches man bey Nachtzeit sich nicht unterfangen wollen/ aus Furcht/ todt geqvetschet zu werden/ wie es denen Jerckeln geschehen war, Zulezt klärete sich durch die Gnade Gottes das Wetter auf/ die Sonne kam hervor/ die Winde legten sich, und die Gefahr hatte ein Ende.

Das 30. Capitel.

Fortsetzung unserer Reise/ und die Anfunfft zu Lissabon.

Nachdem wir die durch den Sturm veruhrsachete Unordnung wieder zurecht gebracht/ so nahmen wir unterschiedliche Striche vor uns/ umb unse-

re andere Schiffe aufzusuchen. Es war alle Mühe vergebens/ und wendeten also unser Schiff nach dem Lande/ in den Hafen vor Lissabon einzulauffen.

Denn 2. Decembr. Abends wurde unsere Schildwache ein groß Schiff gewahr / welches auff uns zusegelte. Wir besorgten/ daß es ein Algierischer See-Räuber wäre/ daher unsere Officirer zur Gegenwehr / wenn man uns etwan angreifen wolte / alle Anstalt machten.

Die einbrechende Nacht war Ursache / daß wir nicht erkennen kunten/ was es vor ein Schiff seyn möchte ; und weil es die ganze Nacht licht in der Laterne hatte/thaten wir dergleichen/ um sehen zu lassen/daß wir uns nicht fürchteten/ behielten es also im Gesichte/bis den andern Tag/ und weil ein ieder an seinem Orte sich bemühet/ an den andern

bern zu kommen/ wurden wir bald inne/ daß es eines von unsern Schiffen wäre. Seegelten also den ganzen Tag vollends mit einander in Gesellschaft fort. Des andern Tages/ als den 13. dieses Monats / bekamen wir das Land Portugal ins Gesicht / und gegen Abend kamen wir auff die Rheten vor Lissabon / kunte aber wegen niedrigen Windes nicht einlauffen/ kreuzeten also davor/ und wurffen keine Ancker. Der Rest von der Flotte kam den 14. dieses/ ausser zween Schiffen so etliche Tage hernach, anlangeten/ auch zu uns/ und den 15. frühe lieffen wir glücklich in den Hafen ein/ darüber denn unsere Freude mehr zu bedencken als auszusprechen war.

Wir lieffen unsere Ancker vor des Regenten Pallast sincken / da inzwischen der ganze Strand mit Volck angefüllet war/ welches unsere Ankunfft mit

mit einem Freuden-Geschrey bewill-
kommete.

Das 31. Capitel.

Von dem Hafen zu Lissabon.

Ich hielte mich ganger 6. Monat in
Lissabon auf / damit ich die Vor-
trefflichkeit dieser Stadt recht betrach-
ten möchte. Ich hatte die Ehre / Mr. Fa-
bre, der Königin vornehmste Leib-Me-
dicum, zu sprechen / der bey der Prin-
cessin und allen Grossen im Reiche in
guten Ansehen. Er war so gütig / daß
er mir seyn Haus anbote / und ich ha-
be Zeit-während meines Dableibens
so viel Ehre und Gutthat bey ihm ge-
nossen / daß ich meine Dancbarkeit mit
nichts bessers an Tag legen kan / als
wenn ich sage / daß ich darzu gang un-
vermögend sey. Ungeachtet alle Za-
ge Franzosen nach Lissabon reisen /
und die / so dahin nicht kommen / desto
von

von einem und andern genaue Nachricht aus unzehlich viel Büchern haben können. So wird man mir es doch nicht vor übel halten / daß ich auch hier etwas / weil es die Gelegenheit giebt / mit anführe.

Der Tagus, den die Portugiesen Tejo nennen / ist wegen seiner Grösse / und des Goldes / so in dessen Sande gefunden wird / sehr berühmt / er durchströmt viele schöne Länder / gehet bey der Stadt Lissabon vorbey / und macht daselbst den schönsten und besten Hafen von der Welt.

Er liegt zwischen dem 39. und 40. Grad Nord-werts / man wird solchen bey weitem an einem Gebürge / welches laRoqva geneñet wird / gewahr. Wenn man die vorliegende Gebürge vorbey geseegelt / hat man sich vor die Sand-Bäncke in acht zu nehmen / welche Sud-werts liegen. Ehe man zur
Stadt

Stadt gelanget / trifft man die Be-
 festung Cascais oder Cascalis an. Die-
 ser Orth lieget 5. Meilen von Lissa-
 bon, ist wohl besetzt / und hat einen
 schönen Hafen / darinnen grosse Schif-
 fe einlauffen / aber wenn Wind aus
 Westen oder Sud-westen kommt / da-
 rinne nicht gar zu sicher seyn können.
 Cascais ist ein Marcggraffthum / da-
 von einer der Vornehmsten im Reiche
 den Titul führet. Gleich vor diesem
 Orthe liegen die Klippen / vor welche
 gefährlich vorbeu zu seegeln ist / und ge-
 schicht gar offte / daß Schiffe daselbst
 verunglücken / wenn sie keine Piloten
 dieser Orte nehmen.

Ein wenig weiter als 2. Meilen
 von Cascais liegen wieder zwey Fe-
 stungen / deren eine auff Pfälen mit-
 ten in Fluß gebauet / und a torre de
 Bougio genennet wird / die anders ist
 das Fort S. Gian oder Julion.

Die

Diese Plätze werden wohl verwahret/ und scharffe Wache darinnen gehalten/ zwischen welche alle Schiffe/ so nach Lissabon wollen/auff einen Cannon-Schuß vorbei müssen.

Auff halben Wege von dar biß in die Stadt/ lieget der Thurm Belem oder Bethlehem, so in den Fluß / welcher daselbst ganz schmal/ gebauet ist. Auff diesem Ort wird nicht weniger genaue Wacht gehalten/ und sind gewisse Aufseher darinnen / welche alle Schiffe/ so aus dem Hafen gehen, visitiren/ und nachsehen/ ob sie auch richtige Paß und Erlaubniß abzusegeln haben. Nahe bey diesem Thurm ist ein Flecken/ vor welchem die Schiffe die Ancker fallen lassen / und ihre letzte Abfertigung erwarten. Dieser ist sehr Volkreich/ und kann man daselbst allerhand Erfrischungen haben. In diesem Flecken ist ein Bernhardiner-Kloster / welches
ei-

eines von denen raresten Sachen in diesem Königreich. Es ist dem neugebohrnen Jesu gewidmet/und von diesem hat so wohl der Thurm/als der Flecken/seinen Nahmen. Er ist unter der Regierung des Königes Emanu-elis erbauet/zu der Zeit/ als Ost-Indien entdeckt worden. In der Kirche sind viel kostbare Begräbnüsse der vorigen Könige zu sehen.

Auff der andern Seite des Strohm/ Bethlehem gleich gegen über / ist ein grosses Haus / daselbst die Schiffe/ so verdächtig sind/ daß sie von einem Ort/ da eine ansteckende Seuche regieret / herkommen / Quarandaine halten müssen.

Zwischen Bethlehem und der Stadt stehen lauter schöne Häuser / welche die Einfarth in den Strohm sehr lustig und angenehm machen.

Das

Das 32. Capitel.

Von Lissabon.

Lissabon ist die Residenz der Könige von Portugall/ und eine von den schönsten und reichsten Städten in Europa/ darinnen man alle dasjenige antrifft/ was in den auswärtigen Ländern vor kostbar gehalten wird.

In ihren Mauern sind sieben Berge mit begriffen / auff welchen einem das Schloß gebauet ist. Es sind da schöne und mit reichen Einkommen versehene Kirchen. Der Jacobiner Kirche ist wegen der Capelle in grossen Ansehen / da auff deren Altar ein Crucifix von erhabener Arbeit / über welches ein eisernes Gitter / in dessen offenen Wunden in der Seite allezeit das heilige Sacrament ausgeset sethet / und wird man stets sechs weisse Wachskerzen und sieben Lampen darumb

rumb brennen sehen. Die Capelle der Haupt-Kirchen / wo das heilige Sacrament hingesezet wird / ist von über aus herrlichen Pracht. In dem Kloster / so den Nahmen a Matre de Deos hat / ist ein Schweiß-Tuch unsers HERN Jesu Christi / welche kostbare Reliquie, alle Char-Freytage Nachmittages öffentlich gewiesen wird.

Die Gassen in Lissabon sind sehr enge / ausser die / so vor weniger Zeit gebauet worden / auff welchen man mit Wagen und Carossen fortkommen kan; / und sind vielleicht aus der Ursache die Senfften am meisten im Gebrauch. Der Königliche Pallast ist an dem Ufer des Flusses / und ganz nahe darbey der Prinzen Wohnung / welches er noch nicht verlassen / weil er den Pallast nicht eher beziehen darff / er habe denn den Königlichen Titul sich angemasset /
wel-

welchen sein Bruder noch hat / ob er gleich auff dem Schlosse Enithra / 4. oder 5. Meilen von Lissabon, im Gefängnis gehalten wird. Vor dem Pallast ist der Königliche Schloß-Platz / so Tereiro de Paco genennet wird / auff welchem insgemein die Ring-Kennen und Stier-Gefechte gehalten werden.

Es sind in Lissabon noch viel andere grosse Plätze / schöne Häuser / und sehr viel Spring-Brunnen / welche sowohl zur Bierde der Stadt / als Bequemlichkeit der Inwohner / viel beitragen. Die Portugiesen melden so sehr / als sie können / daß sie denen Franzosen in ihrer Kleidung nicht gleich kommen. Ihr Frauenzimmer ist klein und hübsch. Die vornehmen Damen gehen mit unbedeckten Angesicht / die andern aber unter einem Schleyer / welchen sie doch / wenn sie
ih=

ihren Vortheil ersehen / schon aufzu-
decken wissen.

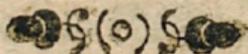
Das letzte Capitel.

Von meiner Abreise aus Lissabon
und Rückkehr in Frankreich.

Nachdem ich alles Merckwürdige
in Lissabon gesehen / begab ich
mich auff ein Schiff von Bayonne, so
nach Frankreich wolte. Wir wurf-
fen also den 22. Julii die Ancker vor
dem Thurn Belem, um unsere Ab-
schied vorzuweisen / und des andern
Tages begaben wir uns auf das hohe
Meer; Aber der Wind wurde uns die
folgende Nacht zu niedrig und zu
starck / so gar / daß unsere mitlere Mast
spalteten / und wir also genöthiget wur-
den / wieder umzukehren. Wir an-
ckerten also wieder in dem kleinen Ha-
fen Cascais. da ich / nebenst dem Herrn
de Casso, von Bayonne bürtig / mit
dem

dem ich gute Freundschaft gemacht/
mich ans Land begab / allwo wir auch
bis den 28. blieben / da wir wieder zu
Schiffe gehē mussten / um auf das hohe
Meer zu kommen. Der Wind war
uns noch immer zuwider / also / daß wir
uns weit von der Küste weg machen
mussten. Wir seegelten also das Ca-
po finis terræ vorbey / und fuhren
immer an Spanien hin / bis auff den
15. da wir das Land von Frankreich/
und zugleich ein Schiff / so auf uns zu-
seegelte / ins Gesicht bekamen. Weil
wir nun nicht mehr als 25. Mann und
6. Stücken Geschütz auf hatten / nah-
men wir einen andern Strich vor uns /
als wir aber vor dem wichen / sahen
wir ein anders: Daher wir den vorigen
vor uns nahmen / und dem Lande zu-
giengen / mit dem Vorsatz / wenn wir
zu sehr verfolget würden / zu stranden.
Wir brachten also die Nacht in steter
Furcht

Furcht zu/ bey anbrechenden Tage aber
 sahen wir nicht mehr als ein Schiff.
 Wir näherten nunmehr dem Vorge-
 bürge von Bayonne, welches sonst sehr
 gefährlich/ iedoch kamen wir glücklich
 auff den Strom. Hatte ich also/nach
 so vielfältiger Gefahr und Mühe/
 welche bey dergleichen langwierigen
 Reisen niemahls aussen bleibet/endlich
 das Glück/ den 6. Junii 1677. mei-
 nen Fuß wieder auff Fran-
 zösischen Boden zu se-
 hen.



Tractat

Von denen in den Orientalischen
Ländern und unter Weges sich er-
eignenden Kranckheiten / und denen
darzu dienlichen Arzney-Mit-
teln.

Das 1. Capitel.

Von dem Erbrechen.

Als Erbrechen ist die erste Un-
gelegenheit / so denen / so sich auf
die See und zu Schiffe bege-
hen / anzukommen pflaget. Selbiges
wird durch die Bewegung des Schiffs /
und die salzigte Luft auff der See / er-
wecket. Ob nun gleich diese Kranck-
heit durchgehends gemein ist / so ist sie
doch nicht allezeit auffer Gefahr / ich
habe manchemahl ein und andere Per-
son vor mir gehabt / welche dadurch so

R 2

ab=

abgemattet worden/ daß auch Lebens-
Gefahr darbey zu besorgen gewesen;
Wie denn auch noch andere/welche auf
einer Reise / so vierthalb Monat ge-
währet / solches nicht los werden kön-
nen/sondern die ganze Zeit des Bettes
hüten müssen.

Solches Erbrechen nun zu verhü-
ten/ ist nicht undienlich / daß / ehe man
zu Schiffe geht/den Leib wohl purgi-
re, absonderlich wenn man etwas un-
ordentlich geleet. Und wenn man
schon auff der See/kan dessen Heftig-
keit schon vermindert werden / wenn
man die ersten Tage auff der Reise sich
stille hält / und zwischen dem Uberloff
bleibt/ ohne daß man sich des gewöhn-
lichen Essens und Trinckens enthalten
dörffe/ wenn man es gleich stracks wie-
der von sich geben muß : Weil es als-
denn bey vollem Magen einem nicht so
sauer

sauer ankommt / als wenn er leer ist /
und sich vergebens zwinget / welches
manchmal eine gefährliche Blutstür-
zung zuwege bringen kan.

Man soll auch in Anfang / wo es
möglich / sich von Speisen / so eine guten
Nahrungs Saft geben / und leicht zu
verdauen sind / nähren / wenig Wein
trinken / den Brandewein aber ganz
bey Seite setzen / welcher bey solcher
Gelegenheit viel Schaden bringet / an-
statt daß er einem zu statten kommen
solte.

Das 2. Capitel.

Von dem Scorbut oder Land- Krankheit.

DEr Scorbut, welchen die See-
Leute die Land-Krankheit heis-
sen / ist eine von den heftigsten Krank-
heiten / damit die Reisende können an-

gegriffen werden / und dem sie zur See ankömmt/wird selten anders/als auff dem Lande/davon befreyet. Die Ursachen dieser Kranckheit sind gemeiniglich die trucken und heisse Luft auff dem Meer/ die gesalzenen Speisen/ als welche einen schlimmen Nahrungs-Safft geben. Der Unmuth und Verdrießlichkeit/welcher auff langen Reisen nicht aussen bleibet / und der Durst / den man gar offte leiden muß / wenn man am meisten trincken soll / und daß die Schiff-Leute so gar wenig auff Reinlichkeit halten.

Die Officirer / und die jenigen Personen / so etwas zu sagen haben/ ind dieser Kranckheit nicht so sehr unterworffen/ als die Gemeinen/ weil jene nicht allein bessere Speisen genießen / sondern auch Mittel haben/ ihr leinen Zeug öftters zu verändern.

Der Scorbüt ist gemeiniglich am Zahn-Fleisch am ersten zu spühren/
welch

welches schwillt/schwarz und übel-riechend wird / also/ daß man nicht allein sehr tieff hinein schneiden/sondern auch selten viel von diesem wässerichten und verderbten Fleische wegnehmen kan/ auch daher die Zähne wackelnd werden / und manchemahl gar ausfallen müssen. Man kan auch diese Kranckheit an den schwärzlichten Flecken/welche an Armen/Beinen und Schuldern/ja an ganzem Leibe ausschlagen erkennen. Worbey noch dieses zu mercken / daß / je mehr sich diese Flecken ausgebreitet / und je näher sie zu dem Herzen gehen / je gefährlicher auch die Kranckheit ist.

Wenn nun dergestalt die Fäulung in dem Zahn-Fleisch und andern Gliedern sich findet/ so haben sie entweder zuvor/oder doch zugleich Eckel vor dem Essen/Müdigkeit in Gliedern/Mattigkeiten/ Ohnmachten/ Schmerzen

Z 4

im

im Kopffe / Armen und Weinen/
 Bauch-Fluß angemeldet / dabey sel-
 ten ein Fieber/und am Pulse ist nichts
 anders/ als nur/ daß er ein wenig ge-
 schwinder gehet/ abzumercken. Denn
 da das Blut aus oben angeführten
 Ursachen schleimicht und dicke gewor-
 den / kan es in dem kleinen Geäßer/
 welche in dem Zahn-Fleisch / in den
 äußerlichen Gliedern und in der
 Haut sind/ nicht circuliren/ und ist
 also nicht zu verwundern / wenn eine
 Fäulung hinein kömmt; Daher denn
 die Geschwulsten oder schwarze Fle-
 cken entstehen/ welche/ wenn die Fäu-
 lung immer mehr und mehr grösser
 und dem Centro (das ist dem Her-
 zen) näher kömmt/ auch die Circula-
 tion in den grossen Adern verhindert
 wird/ so mehren sich auch die Zufälle/
 und entstehen öftters Ohnmachten/
 welche denn insgemein die Vorbe-
 ten

ten eines herannahenden Endes
seynd.

Diesem Ubel aber / welches das
Schiff-Volk trefflich tumm machet/
vorzukommen / mögen die Officirer
bey Ausrüstung eines Schiffes acht
haben/das ihnen tüchtige Victualien/
nicht etwa verschimmelichter Zwieback/
oder verdorben Fleischwerck mitgege-
ben werde / und nicht dabey denen Lie-
feranten ihren Willen lassen / oder
wenn sie es selber einkauffen / etwas
daran erspahren wollen.

So können sie auch / wenn sie auff
der See seyn / Sorge tragen / das das
Schiff alle Tage gekehret / und mit
Saltz oder See-Wasser ausgewa-
schen / alle Wochen 2. bis 3. mahl mit
scharffen Eßig ausgeräuchert / und da-
mit die Luft reine und dünne gema-
chet werde. Ein ieder aber vor sich
kan / wenn er es erschwingen kan / Ci-
tro-

tronen-und Weinbeer-Safft/ Rosfol-
 lis, eingemachte und truckene Früchte/
 und vor allen Dingen getreugte
 Pflaumen anschaffen/sich/so viel mög-
 lichen / vor anbrüchigen Speisen/
 Fleisch und Fischen/und wenn sie nicht
 frisch oder gewässert / hüten / öftters
 Reiß/ Gerstne Graupen / Hafer-
 Grüze/ nebenst Pflaumen und deren
 Brühe/ zu sich nehmen / Wein/mit
 Wasser gemenget/trincken/so möglich/
 nicht lange Durst leiden/sich offte weiß
 anziehen/und den Mund und Leib offt
 waschen/damit der von vielen Schwi-
 ßen entstandene Schmutz abgebe/
 welcher sonst die Transpiration hin-
 dert/ und nicht wenig darzu hilfft/ daß
 der Scorbut desto eher entstehet.
 Wenn man aber damit schon befället/
 und an dem Zahnfleisch schon schwarze
 Flecken zu sehen sind/ hat man nicht zu
 säumen/ denn diese Kranckheit in kur-
 zen

gen sehr überhand nimmt / und wird nicht undienlich seyn / wenn man / zumahl da viel Blut vorhanden / ein paar kleine Schüsselgen voll Blut spritzen / und damit die Circulation befördern lässet: Denn einem die Kräfte / so man alsdenn eben nicht nöthig hat / nicht flugs entgehen. Darauf kan man purgiren / darzwischen aber auch ein paar Tage aussetzen. Die Bäder solten hierbey grosse Hülffe thun / wenn man solches offte thun könnte / welches aber auf dem Schiffe nicht wohl möglich / da man mit dem Wasser viel zu sparsam umgeheth / als daß man es darzu brauchen solte. Nachdem muß man Citronen-Safft und Wein-Eßig / darinnen Salz geworffen / nehmen / und das Maul fleißig mit ausspülen / und das Zahnfleisch so lange mit reiben / bis das dicke Geblüthe / so sich darinnen verhalten / heraus

gehe. Wenn die Kranckheit sich an den Armen/Beinen und Schuldern mit schwarz-gelben Flecken äussert/ soll man solches offte mit warmen See-wasser und so scharff reiben/bis man einige Schmerzē fühlet. Es ist auch dienlich / solche mit Blute von dem Fische Marsoin, wenn man dergleichen fänget/zu waschen; Denn die Erfahrung hat gegeben/das̄ er seine sonderliche Eigenschaft habe/dieser Kranckheit zu wiederstehen. Und so weit ist es/ so lange man auf der See ist/zu bringen. Denn solche aus dem Grunde zu curiren/daselbst unmöglich ist / bis man ans Land kömmt; Da denn alle die jenigen/ die das Glück haben / dahin zu kommen / ihre Gesundheit unfehlbar in kurzer Zeit / und fast ohne einige gebrauchte Arzney-Mittel / wieder erlangen/ wenn sie nur so viel Krafft und Stärke haben/ das̄ sie die Ohnmach-

ten/

ten/ und andere hefftige Zufälle/ welche die Veränderung der Luft verursachet/ ausstehen können. Und da ja/ aller angewendeten Mittel ungeachtet/ die Kranckheit zunähme/ und das Herze durch die bösen Dünste/ so von den andern angesteckten Gliedern dahin tringen/ angegriffen wäre/ muß man allerhand Herpstärkungen brauchen/ mit denen man sich auf solchen Reisen ohne dem wohl zu versehen pfleget. Vor allen Dingen aber muß man/ so bald man einen Anfall vom Scorbut an sich spüret/ sich von allen unvertaulichen Hülsen-Früchten enthalten/ nichts Gesalgenes essen/ und wenn man weder frisches Fleisch noch Fische haben kan/ sich die übrige Reise nur mit Reiß/ Gerstenen Graupen und Hafergrüße behelffen. Da ich denn versichern will/ daß diese Diæt, nebst ein wenig wohlgewässerten guten

ten Wein/ alleine genug seyn kan/dem einreisenden Ubel zu steuren. Und werden sonst alle die Hertzstärkungen nichts ausrichten/wenn man nicht von gesalzenen und unverdaulichen Speisen ablässet. Ist in einer warmen Gegend/ oder zu Sommerzeit/ es denen Patienten gang vorträglich/ ans Land gesetzt zu werden. Wenn aber im Gegentheil das Schiff vor einem Orth/ da es kalt ist/ Anker sincken lässet/ muß man solche wohl verwahren/ und warm halten lassen/ weil der Schweiß bey dieser Cur viel thut/welche ohne dem bloser Dinge in einer guten Diæt, daß man ihm gesunde und verdauliche Speisen vorsezet/ bestehet.

Es ist auch nützlich/ wenn es besser mit ihnen wird/ daß man ihnen zur Ader lasse / sie purgiren / in laulichen Bädern baden/ und Clystiere geben lasse/welche ihnen fast so viel/ als alle das übrige/helffen werden. Das

Das 3. Capitel.

Von der Colica auff der Insul Madagascar.

In Te jenigen unter uns / so gerne Wein trancken / und auf der Insul Dauphine keinen funden / soffen hingegen den Brandewein häufig in sich. Da nun die Hitze dieser Gegend / und die öfftere Reisen / die Galle erhiteten / entstand daraus eine so hefftige Colica, welche sie öftters plagete; Da hingegen die / so mäßig lebeten / gar selten / oder doch nicht so sehr / starcke Ungelegenheit davon hatten.

Diese Colica war eben so beschaffen / als wie die / so den Nahmen von Poyton hat / dabey man den gerne ein Fieber / einen grossen Durst / Blehungen / und offtmals einen beschwerlichen Harn empfindet. Die Hefftigkeit der Schmerzen verursachen gar öftters
Con-

Convulsionen und Lähmung unterschiedlicher Glieder/als vom Schlage/welche/da öftters auch die Colica schon auffgehöret hat / noch lange nach währet.

Diese beschwerliche Kranckheit nun zu curiren / war absonderlich die Aderlasse am Fusse gut / und brauchte man mit eben so gutem Nutzen die Schmerzstillende Clystiere/ Böhungen/laulichte Kräuter-Bäder/pilulas de laudano, welche denn denen Patienten die beste Linderung thaten. Weil aber sich diese böse Feuchtigkeiten in denen Häutlein der Gedärme gar zu feste gesetzt / so thaten die starcken treibenden Urnneyen nichts mehr/ als daß sie übel ärger machten/und man also diese / ja die gelindesten Purgationes ausgezet lassen seyn mußte/indem es die Erfahrung lehrete / daß man sie so lange/
als

als sich einiger Schmerzen spühren
liesse/ nicht sicher gebrauchen durffte.

Die Schwarzen / denen die Hitze
nicht so viel thut / als denen Unsrigen/
und über ihren Reisen nicht so sehr er=
müden/auch keinen Branterwein mehr
trincken/als wir ihnen geben/dieser ih=
nen also seltsamer ist / und darzu so viel
eben nicht bekommen/waren mit dieser
Colica nicht so geplaget / als die Fran=
gosen / und auch leichter zu curi=
ren.

Das 4 Capitel.

Von der Venerischen Kranckheit
in der Insul Dauphine.

Diese Kranckheit/samt ihren Zufäl=
len/war unter den Frangosen so
gemein/ als unter den Schwarzen/in=
dem die einen sowohl/als die anderen/
in gleiche masse solchem liederlichen Le=
ben nachgehangen hatten. Die Un=
fern

fern ließen sich von den Chirurgis bey der Compagnie durch die gewöhnliche Mittel curiren.

Die Schwarzen achten die Vorboten von dieser Krankheit / die ich aus gewissen Ursachen nicht nennen will / nicht sonderlich groß / und werden nicht eher daran gedenccken / daß sie sich curiren ließen / als wenn sie über und über damit angestecket / und nothwendiger Weise die Cur nicht länger aufzuschieben war.

Der Mercurius, das Seqvinantum und das Gnajacum lignum ist bey ihnen gang nicht bekannt / sie brauchen nichts / als daß sie purgiren und schwitzen. Ist aber das Ubel zu sehr eingewurgelt / so nehmen sie ein glühend Eisen / von der Größe / daß sie sich damit auff die Fuß-Sohlen brennen könten / damit ein dicker Grind davon würde / welcher / wenn er abgefallen /
sie

sie vollends 30. bis 40. Tage ausschwa-
ren lassen / halten darbey eine scharffe
Diæt, und vermeinen dadurch alle bö-
se Blatter-treibende Feuchtigkeit zu
evacuiren. Weil aber dieselbiger
sehr unmaßig / kan ich nicht vor ge-
gewiß ausgeben / ob sie durch den Ge-
brauch eines solchen harten Mittels
aus dem Grunde geheilet werden.

Das 5. Capitel.

Von denen Kranckheiten in Indi-
en / und absonderlich denen Fie-
bern.

Sie ansteckenden Fieber sind in
Indien gar rar / aber die einfachen
und täglichen sind viel gemeiner. Un-
ter denen abwechselnden sind die Ter-
tian- und duppelt-Tertian-Fieber
am allergemeinsten; sie sind schwerer
zu curiren / und selten ohne Gefahr.
Die heydnische Medici, die sie Pandi-
ten

ten nennen/ sind Leute/ die nichts studiret/ auch keine Wissenschaft noch Verstand in der Anatomie haben/ und deerer ganze Kunst darinne bestehet/ aus einer ziemlichen Anzahl Recepte, so ihnen ihre Eltern im Erbe hinterlassen/ welcher sie sich/ so oft als ihnen eine Kranckheit unter die Hand kommt/ darzu sie sich halbweg schicken/ bedienen/ ohne daß sie etwas darinne ändern./ oder darinne auff das Alter/ Unterschied des Geschlechtes/ Temperament oder Kräfte des Patienten einige acht haben. Sie sind sehr fürchtssam/ und lassen offte einen und andern dahin sterben/ ehe sie ein Mittel/ so ihnen nur ein wenig bedenklich fället/ gebrauchen; auch/ ungeachtet die Kranckheit ohne dem zum Tode/ und ohne solcher nicht zu helfen ist. Indessen macht doch die lange Erfahrung/ so sie in den Landen erlanget/ daß
es

es ihnen oft besser / als deren Fremb-
den / geglücket ; Ja auch diese müssen
offte ihrer Methode folgen / wenn sie
sich nicht in Augenscheinliche Gefahr
geben wollen / daß es mit ihren
Patienten übel ablauffen möchte.
Man giebt denen Febricitanten we-
der Fleisch noch Eyer / noch fette Sup-
pen / und wer es anders thäte / würde
des Patienten Leben in Gefahr setzen.
Man giebt ihnen auch nur schlechte
Wasser zu trincken / und zur Nahrung
nichts weiter / als Congè, welches auf
folgende Arth zubereitet wird: Man
lässet ein halb Pfund Reiß in 2. bis 3 $\frac{1}{2}$.
Kanne Wasser so lange kochen / bis der
Reiß zergethet / worzu man noch keine
Stunde brauchet ; Solches drucket
man durch ein Tuch / also / daß die gan-
ze Substanz vom Reiß heraus gepres-
set / und es als ein dünner Brey wird.
Von diesem Congè giebt man den
Pa

Patienten 5. bis 6. mahl des Tages/
 allemahl einen kleinen Löffel voll/wel-
 ches allemahl warm gemacht/ und ein
 Körnigen Sals hinein muß gethan
 werden/ damit es einen bessern Ge-
 schmack bekomme. Weiter drunten
 will ich auch melden/ bey was vor Ge-
 legenheit sie auch Pfeffer darunter mi-
 schen. Dieses Congè löset bey de-
 nen Patienten eben auch den Durst/
 giebt ihnen auch Nahrung/ und ver-
 ursachet nicht so viel Corruption, als
 unsere Suppen und Krafft-Brühen.
 Es kommt mir auch vor/ daß diese Di-
 æt mit den Alten besser überein kom-
 me/ als wie sie bey uns gebräuchlich/
 da die Medici mehr geschehen lassen
 müssen/ als da sie hierinnen viel ver-
 ordnen können. Die Wahrheit zu sa-
 gen/so ist es eine wunderliche Sache/
 daß die Leute mehr Nahrung zu sich
 nehmen/ wenn sie krank seyn/ als sie
 nicht

nicht thun würden / wenn sie gesund wären / indem sieben oder acht Krafft-Brühen und frische Eyer / so man denen Patienten auch in den heftigsten Krankheiten giebt / viel mehr / und auch einen viel bessern Safft / als das wenige Brod und Fleisch-Speisen / so sie zu sich nehmen / wenn sie gesund sind / haben. So hat auch die Congè noch diese Güte an sich / daß sie bey denen Patienten keinen Eckel erwecket / als wie unsere Suppen / welche mit Widerwillen und Zwang genossen / unmöglich gar zu viel Nutzen schaffen können.

Ist es ein stets anhaltend Fieber / so lassen sie dem Patienten nichts als dieses Congè zu essen geben ; Ist es aber ein Fieber / das ein und andern Tag aufsen bleibet / lassen sie zu / daß er ein wenig Brodt und eingemachtes genießert darff / aber Eyer und Fleisch durchaus nicht /

nicht / es wäre denn / daß das Fieber
gänglich aussen bliebe / und kein Reci-
div zu besorgen seyn solte.

Das Aderlassen an Füßen ist gar
gemein / und zwar nicht ohne grossen
Nutzen / und ich habe angemercket / daß
nicht allein in Indien / sondern auch in
viel andern Orten / da ich gewesen / ja
in Frankreich selber / es bey wenig
Krankheiten nicht davon besser / als
an den Armen / Vortheil geschaffet.
Wo es aber nicht thunlich / die Ader
springen zu lassen / so brauchen die In-
dianer die Schreyff-Köpffe und Blut-
Egeln. Es sind auch die Elystire sehr
im Gebrauch / und weil man sie von
Senes-Blättern / Cassia und Tama-
rinden / eben wie die Purgationes,
zurichtet / so ist des einen Würckung so
gut / als des andern / da man sonst nichts
sonderliches / als gemeinen Syrupum
Chiconim, Rosen / Limonien und den
Capillaram darzu nimmt. Die

Die Chymischen Arzneyen sind denen Panditen eine unbekante Sache/ welche treffliche grosse Augen machen können/ wenn sie sehen/ daß ein Fremder mit einer Arzney/ so ihm so wenig vorkommt/ so grosses Erbrechen oder viele Stuhl-Gänge zuwege bringen kan.

Wenn die Panditen sehen/ daß ein Febricitante einen weissen Urin vor sich giebt/ sagen sie/ daß die Kranckheit ihren Ursprung von der Kälte hat/ ohne daß sie auff die Phantasie/ und Bewirrung des Haupts / welches doch durch dergleichen Urin gemeiniglich angezeigt wird / ihr Absehen richten solten; da mischen sie denn dem Patienten Pfeffer unter das Congé, und legen ihm dessen gar viel auf das Haupt/ um ihnen das Gehirn/ von welchem sie vorgeben/ daß es erkaltet wäre/ zu erwärmen. Verordnen auch die Ader-

U lasse

lasse nicht eher/ als biß sie sehen/ daß sich der Urin gefärbet; also/ daß ich versichern kan/ daß von denen/ welche zu phantasiren anfangen/ und dergleichen Urin haben/ selten einige davon kommen. Sie wären denn so glücklich/ daß sie einem Europäischen Medico in die Hände geriethen/ welche denn darinnen besser auf den Zweck kommen/ als die Heyden/ davon ich denn ein Exempel anführen will: Ich war schon etliche Monate zu Damon gewesen/ als ich/ ungeachtet der Mißgunst von denen Panditen/ in die vornehmsten Häuser der Stadt geholet wurde. Ich hatte auch schon die älteste Tochter einer der vornehmsten Frau im Lande gar glücklich curiret/ da inzwischen eine von ihren jüngsten Töchtern sich an einem alltäglichen Fieber eingelegt/ dabey selbige phantasirte/ ohne daß ich sie besuchen

dürft.

dürffen / weil diese Frau von einem
Panditen / den sie lange gebraucht /
war abwendig gemacht worden. Als
es aber immer schlimmer wurde / fassete
sie den Entschluß / mich hinter des
Heyden Wissen und Willen holen zu
lassen. Ich kam dahin / da schon der
neunte Tag / und das Fieber und die
Phantastie sehr hefftig / auch der Urin
gang weiß war ; Ich machte daraus
gar einen andern Schluß / als der Pan-
dite / und nachdem ich die Gefahr / da-
rinnen die Patientin / so nur 7. Jahr
alt war / schwebete / vorgestellet / ließe ich
ihr zur Ader. Indem kam der Judi-
aner darzu / welcher behauptete / daß
das Fieber von seiner Erkältung her-
rührete / und daß die Patientin /
wenn man ihr die Ader springen las-
sen würde / unfehlbar des Todes seyn
würde ; Ich aber lachete über die nich-
tigen Gründe / und es wurde mir ge-
B 2 folget.

folget. Ich ließ alsdenn den Pfeffer aus dem Conge weglassen/ und liesse ihr auch wohl ein halb Pfund klar gestossenen Pfeffer vom Kopffe nehmen; wiederholte auch das Ader-Lassen zu sechs mahlen / da sich denn das Fieber verlohr / und die Patientin wurde / wider des Heydens Meynung / der einen unfehlbaren Todt propheceyete/wieder vollkommen gesund.

Das 6. Capitel.

Von dem Mordechi.

Die Krankheit / welche von denen in Orient Mordechi genennet wird/ist eigentlich nichts anders/als ein verderbter Magen / welches in Indien ganz nichts ungewohnliches / wo die stete Hitze und der viele Schweiß den Magen schwächet; Aber deswegen ist es doch Gefahr genug darbey/und
er-

erfähret man gar offte / wie die Leute in wenig Stunden / wenn man ihnen nicht Rath schaffet / des Todes gewesen.

Diese Kranckheit entstehet insgemein daher / wenn man zu viel gegessen und getruncken / und unverdauliche Speisen / absonderlich des Abends / zu sich genommen. Dessen Anzeigungen sind / grosser Durst / Kopff-Wehtagen / Schlass-läßigkeit / Fieber / Phantasiren / Durchlauff und Erbrechen / der Puls schlägt starck und ungleich / der Urin ist entweder weiß oder roth; doch sind diese Signa nicht allezeit zusammen bey einem Patienten anzutreffen. Weil aber diese Kranckheit gefährlich / so darff man / so bald man das geringste mercket / nichts daran verabsäumen.

Das erste und vornehmste Mittel /

U 3

so

so man an denen / von denen man gläubet / oder sich besorget / daß sie damit befället / brauchet / ist / daß man ein Eisen / das so dünne als ein Vogel-Spießgen / glüend machet / und damit unten an die Versen / wo die Haut am dicksten ist / so lange brennet / bis der Patient durch einen Schrey / wie er solches fühle / an Tag giebt / man nimmt es sodann / und thut etliche Schläge auff den gebrandeten Orth / daß keine Blase entstehe / und thut weiter nichts darbey.

Diese Verührung mit dem glüenden Eisen thut nicht sehr weh / und wenn sonst keine Ursache da ist / kan man stracks wieder so gut daran gehen / als zuvor ; nichts destoweniger benimmt dem Mordechi die Krafft / und verhütet alle Zufälle im Augenblick : Wenn ja auch das Fieber noch ein wenig anhalten sollte / kan man solchem
nur

nur mit gewöhnlichen Mittel / ohne alle Gefahr / begegnen.

Ben dergleichen Arth Fieber pflegen die Indianer in das Conge derer Patienten gar viel Pfeffer zu mengen / legen auch dergleichen auf das Haupt / und geschicht gemeiniglich / daß durch diese Diæt und durch den Brand solch Ubel geheilet wird / ohne daß man sich darbey des Aderlassens bedienet / welches im Anfange unfehlbar den Tod verursachen würde. Die Purgation wird dabey nicht gerne gebrauchet / und so es ja etwa der Gelegenheit nach geschehen müste / so darff es nicht eher seyn / als wenn dem Ubel schon gesteuert / und das Fieber gehoben worden.

Ich darff nicht zweiffeln / daß ihrer viel diese Arth zu brennen vor was wunderliches halten / und darüber spotten werden / weil es sich zu der

Kranckheit / wider welche es gebraucht wird / gar nicht reimet. Ich habe / als ich in Indien kommen / erstlich eben diese Gedancken gehabt / aber doch die Erfahrung hierunter annehmen müssen / und es so wohl an mir selber / als an andern gar glücklich versuchet.

Nachdem ich an etlichen Personen / welche mit dieser Krantheit angegriffen worden / ohne dieses Mittel wenig fruchtbarliches ausrichten können.

Das 7. Capitel.

Vom Bauch-Fluß.

Der Bauch-Fluß ist so wohl in Indien / als auff dem Wege dahin / nach aller seiner Urth sehr gemein / schwer zu curiren und offtmahls tödlich. Und ob gleich die Indianer damit befället / so sind doch die Europäer noch mehr damit geplaget / und wegen
ih-

ihres vielen Wein- und Brandewein-
trinkens / so von denen Orientali-
schen Völkern nicht geschiehet / übel zu
curiren. Wenn bey diesem Bauch-
Fluß ein Fieber / welches denn gemei-
niglich nicht weit ist / geben die Pandi-
tes ihren Patienten nichts / als Con-
ge, und dünn gekochten Reiß / ohne
Salz / mit etwas saurer dicken
Milch / von welcher sie vorgeben /
daß es ein bewährtes Mittel wider
diese Kranckheit ist / von welchem ich
doch schlechte Würckung gesehen. Sie
wiederholen das Ader-Lassen zu unter-
schiedenen mahlen / brauchen keine
Purgation, auch keine Schmerz-
stillende Clystire / so hefftig als die
Blehnungen und das Schneiden im
Leibe seyn mag / aus Besorge / daß
sie übel ärger machen möchten; Brau-
chen nichts / als lauter anhaltende Mit-
tel / und wollen den Durchlauff stugs

zopffen/ ohne daß sie der Uhrsache abzuhelffen bedacht wären. Und da nun endlich die Patienten / wegen der hefftigen Schmerzen / gar in eine beschwerliche Schlofflosigkeit gerathen / so geben sie ihnen unterschiedliche mahl un-præparirten Opium ein / also / daß sie auff eine Dosis wohl 10. Gran nehmen. Ob nun gleich die Indianer an das Opium gewohnet/ so erfahret man doch / daß die Pandites durch dieses Mittel ihrer gar wenigen schlechte Hülffe / als wie mit den andern allen/verschaffen.

Da aber diese Arth zu curiren denen Orientalischen Völkern nachtheilig ist / so ist es bey unserer Nation, so sich unterstanden / sich in der Heydnischen Medicorum ihre Cur zu begeben/ noch viel schädlicher: Und ich kan versichern/ daß ich noch niemals einen Patienten von den Unsrigen ge-

ſehen / der an der Diſſenteria ge-
 legen / und unter ihre Hände gekommen /
 der nicht die Erde kauen müſſen. Wel-
 ches diejenige / denen die Würckun-
 gen des Opii bekannt / einem gar
 leichte glauben werden. Deſſwegen ich
 mich allezeit / ſo viel als ich gekunt / ge-
 äußert / daß ich dieſen Heyden es mit ſol-
 chen unmenschlichen Mitteln gleich
 thun wollen / ſondern habe vielmehr
 geſchehen laſſen / daß die / ſo ich curiret /
 ſie ſelbſt holen / und die Arzney mit ih-
 ren eigenen Händen geben lieſſen / als
 daß ich es thun ſolte ; Wie denn Zeit
 meines Auffenthalts in Mal bar an
 einem Geiſtlichen geſchah / den ich
 curirete / welcher / als er an einem
 Bauch-Fluß und Fieber krank wur-
 de / und ſah / daß die Mittel / ſo er biß-
 her gebrauchet / nicht anſchlagen wol-
 ten / mich erſuchte / ihm zu vergönnen /
 daß er einen Panditen holen lieſſe / wel-
 cher

cher/als er kommen/dem Pater 5. oder 6. mahl Opium, mit Del und Co-
cos-Zucker oder Sagre vermischet /
eingab/dadurch auch die Kranckheit/ie-
doch mit dem Tode des Patienten/ ein
Ende nahm.

Im übrigen gieng es mir trefflich
nahe/wie ich sahe/das meine gebrauch-
ten Mittel auch so wenig anschlugen /
und liesse mir es sehr angelegen seyn/
hinter die Mittel zu kommen / die ei-
nem Patienten würckliche Hülffe
thun könnten Ich sahe / das die Por-
tugiesen sonst nichts als Cange, Reiß/
Brod und Wasser / darinnen Stahl
geleschet / bey dergleichen Durch-
lauff / und die anhaltende Arzneyen
erst nach einigen gebrauchten gelinden
Parganzen zu lieffen / auch die ge-
ronnene Milch / samt dem Opio der
Panditen gänglich verworffen. Es
schiene mir auch diese Methode zu
cu-

curiren etwas sicherer / aber doch noch nicht gar zu länglich zu seyn.

Endlich hatte ich das Glück / von einer Person / so lange Jahr in Indien gewesen / ein Mittel zu lernen / so leichte zu præpariren / und auch zu nehmen ist / mit welchem / und der gehörigen Diæt, ich eine grosse Anzahl Patienten in Indien / auff der Reise / und nach meiner Rückkunfft / auch in Franckreich / curiret habe.

Es ist gewiß / daß der Durchlauff von unterschiedlichen Ursachen entstehen kan / also ist auch ein Unterscheid sowohl mit den Mitteln / als der Diæt zu halten. Über dieses ist so gar schwer nicht / und wenn es mit einem Patienten nicht gar zu sehr auff die Neige kommen / so mag diese Kranckheit beschaffen seyn wie sie wolle / so soll ihr durch solche Mittel abgeholfen werden können.

Das 8. Capitel.

Von denen von den Portugiesen
so genannten Esfalfador.

En Indien kommen einem gar
offte solche Patienten unter die
Hand/ so die Portugiesen Esfalfador
nennen. Dieses sind die Leute/ wel-
che bey dem Frauenzimmer die Kräfte
te allzusehr aufgewendet: Welches in
einem solchen Climate, da durch das
stetige Schwitzen die Geister ohnedem
sehr zerstreuet werden/ leicht geschehen
kan. Die Indianer/ so darinnen sich
mehr zu mäßigen wissen/ als die Por-
tugiesen/ haben von dieser Kranckheit
auch seltener Ungelegenheit.

Woher sie rühre/ habe ich schon ge-
meldet. Deren Anzeugungen sind
grosse Truckenheit / Hitze / Durst /
Schlafflosigkeit/ Eckel/ ein stets-wäh-
rendes Fieber / der Puls ist ungleich/
bald

bald starck und geschwinde/bald so schwach / daß man ihn kaum spüren kan/ der Urin sehr roth / aber allezeit helle.

Weil die Krankheit ganz gemein/ und man / da man widrige Mittel brauchen wolte / gar leicht einen Fehler/ so nicht leichte wieder gut zu machen / begehen könnte ; So kan ein kluger Medicus nicht besser thun / als wenn er seinen Patienten ins geheim wohl ausfraget/ wie er gelebet/ absonderlich bey einem jungen Menschen/ welcher in Beyseyn seiner Eltern mit der Sprache nicht gerne heraus will/ und kan das Fieber einen Medicum leichte betrügen. Ja ich habe ihrer unterschiedliche drauff gehen gesehen/welchen man dergestalt nur einmahl zur Ader gelassen.

Die ganze Cur bestehet darinne / daß man dem Patienten wieder Kräfte

te

te verschaffet / und ihm gesunde und verdauliche Speisen / als gute Krafft-Brühen / frische Eyer / Brodmüser in Fleisch-Brühe ; zum Getränke aber einen guten Wein / der mehr oder weniger temperiret / nachdem sie es gewohnet sind : und ja kein schlecht oder Gersten-Wasser geben lassen / ohne einige Beysorge / daß das Fieber dadurch gestärcket werden möchte / welches vielmehr dadurch vertrieben wird.

Das 9. Capitel.

Von denen Kindes-Blattern.

MAn weiß in Indien von keiner andern Pest / als denen Kinder-Blattern / sie sind daselbst so anfällig / als in Europa ; Und ob sie gleich daselbst nicht so gefährlich seyn sollen / weil die Wärme die Schweiß-Löcher besser öffnet / und also das Gift leichter

ter ausgetrieben werden kan / so räumen sie doch sehr daselbst auff / weil die Panditen der Natur durch Reinen niemahls zu Hülffe kommen / daß sie bey so vielen Feuchtigkeiten endlich unten liegen muß.

Die Heyden kuntten sich sehr daran ärgern / daß wir das Alder-lassen und Elystiren / noch ehe die Blattern hervor kamen / verordneten ; Und ob sie gleich sahen / daß es wohl anschluge / doch nicht darzu gebracht werden / daß sie es uns nachgethan hätten. Die Malabaren gehen mit denen / so damit behaftet / am allerunbarmherzigsten umb : Denn dieses ist nicht genug / daß sie ihnen keine Hülffe thun / sondern sie legen solche / damit sie von ihnen nicht angestecket werden / heraus / weit von ihren Häusern / und tragen keine andere Sorge vor sie / als daß sie ihnen alle Tage Change
brin-

bringen / so sie ihnen hinsetzen / und nicht einmahl eingeben / denn sie solte nicht / als bis sie wieder zu rechte / anrühren; und daher geschicht / daß / wie leicht zu erachten / die meisten daran sterben.

Das 10. Capitel.

Von denen Schlangen-Bissen.

Unter denen Schlangen sind etliche so schädlich / daß die / so von ihren Bisse angestecket / auff der Stelle sterben / ohne daß eine Möglichkeit / ihnen zu helfen. Dergleichen Arth sind die grünen / von welchen ich in der Beschreibung von Malabar Meldung gethan. Da aber der andere Biss etwas langsamer / solasset es doch Zeit / darwider etwas zu gebrauchen. In Indien brauchet man einen Stein / so in dem Kopff einer gewissen Schlangen soll gefunden wer

werden / und daher von denen Por-
tugiesen Pedra de Cobra genennet
wird. Man legt solchen auff den
Biß / da er anlebet / ohne daß man
ihn darauff halten darff; und wenn
solcher so viel Gifft in sich gesogen /
als er fassen kan / fällt er von sich selbst
ab. Alsdenn leget man ihn in Milch /
da er denn den Gifft / so er in sich ge-
zogen / wieder von sich läset / und le-
get ihn so lange wieder auff / biß er
von sich selbst nicht mehr haften will /
welches denn eine Anzeigung / daß
keine Gefahr mehr zu besorgen. So
man diesen Stein in Milch legt / läs-
set er den Gifft von sich / und ste siehet
alsdenn voller Unflath und vielfärbig
aus. Diese Wirkung des Steines
habe ich off e selbst gesehen / und fin-
det man selten gute / aber viel nachge-
machte / welche dergleichen Krafft
nicht haben; Dahero / wenn man kei-
nen

nen guten Stein hat / und von einer
Schlangen gebissen worden / darff
man nur das angebissene Glied ha-
cken / und mit einem Schrepff-Kopff
ausziehen und darnach solche Sachen
aufflegen / welche den Giffte stets an
sich ziehen / solche Wunde auch offen
halten und in alles / was man isset /
Citronen-Safft mischen / einen gu-
ten Wein trincken / und wenn man
es haben kan / von dem Pulvere vi-
perorum offte einnehmen / dieses
halte ich vor die besten Herz-Stär-
ckungen / so man bey dergleichen Ge-
legenheit brauchen kan / weil das Giffte
von diesem Thiere überaus subtil ist /
tringet es öffters zum Herzen / ehe
man etwas davor brauchen kan / und
daher sterben viel Leute elendiglich da-
hin. Es sind Leute / die wohl wissen /
was vor Gefahr dabey sey / daher sie
denn das angebissene Glied / wie ein
ge-

gewisser bey meinem Auffenthalt in
Tilcery that / abschneiden.

Dieser hatte ein wenig zu viel Ta-
ry getruncken / und fandte eine kleine
Schlange / Cobra de Capel genant /
nahm sie bey dem Schwange / und
spielte lange damit / endlich biß sie ihn
in Zeiger-Finger. Der Naher,
ohngeachtet / daß er voll war / nahm
die Lebens-Gefahr zu Herzen / mach-
te die Schlange todt / und schnitte
sich den Finger auff der Stelle
ab.

Das II. Capitel.

Von der Kranckheit / so die Por-
tugiesen Bicho nennen.

Das Wort Bicho heisset auff
Portugiesische Sprache ein Erd-
Wurm / oder so ein klein Thier. Man
brauchet solches auch / wenn man
die jenigen Stäupgen / so in Brasili-
en

en im Schwange gehen/ nennen
will.

Die erste Art ist ein sehr langer
dünner Wurm/ welcher/ wenn man
nichts davor brauchet/ in denen
Schenkeln wächst/ und grosse
Schmerzen/ auch faule Geschwüre/
ja manchemahl gar den Krebs verursa-
chet. Man ritzt die Haut ein wenig
auff/ fasset den Wurm/ und ziehet
ihn/ indem man ihn umb eine Nadel
oder Gabelgen herum windet/ sach-
te/ und mit Vorsichtigkeit/ daß er
nicht zureisse/ heraus/ weil er alsdenn
nicht/ man mache denn eine grosse
Oeffnung/ heraus genommen wer-
den kan. Wenn er nun heraus/ wi-
schet man die Wunde ab/ und heilet
sie gewöhnlicher maßen wieder zu.
Der Bicho von der andern Art ist
ein Würmgen/ welches so klein/ daß
es die hellsten Augen nicht erkennen
kñ.

Können. Solches findet sich in grosser Menge in alten Gebäuden / an Orten / wo gebauet wird / und überall / wo Koch und Staub ist. Diese hängen sich an die Füße / kriechen unvermercket in die Schweiß-Löcher hinein / und setzen sich zwischen Fell und Fleisch / auch oftmahls zwischen die Nagel. Die Schwarzen und Brasilianer, so barfuß gehen / bekommen sie leicht / und sind die Europäer / ob sie gleich Schuh und Strümpffe haben / dennoch davon nicht befreyet. Dieses kleine Ungeziefer machet im Anfang keine Schmerzen; und wenn man nicht alle Tage mit allem Fleiß seine Schenckel besiehet, wird man sie in langer Zeit nicht gewahr werden. In der Haut wachsen sie nun / und werden in 14. Tagen so groß / als eine Erbse / da man sie denn an ihrer schwarzen Farbe erkennen kan. So bald

bald als man sie gewahr wird/ muß man sie heraus nehmen/ weil / ie größer sie sind / ie schwerer sind sie heraus zu nehmen. Und wenn sie lange drinne sind/so greiffen sie endlich das Glied/ darinne sie sitzen/ an / und verursachen solche böse Geschwüre.

Es werden einen offte genug Schwarzen vorkommen / denen das Fleisch alle von Beinen weg / und die Beine bloß zu sehen sind. Man kan sich vor dem kleinen Ungeziefer nicht hüten / es pfleget solche iederman auffzulesen. Aber die sich wohl in acht nehmen / dürffen nicht so viel ausstehen / wenn sie solche nur bald heraus graben. Wenn solche schon ein faul Geschwüre zu wege gebracht/ so curiret man sie / wie man sonst pfleget; Nachdem man alle solche Würmer heraus genommen / oder sie mit pulverisirten Toback getödtet hat.

Die

Die Portugiesen / so sich in Brasi-
 lien gesezet / heissen auch die Entzün-
 dung des Gefässes Bicho, welche in
 diesem Lande gar gemein und gefähr-
 lich ist. Es ist allezeit Kopff-Schmer-
 gen / Nöhungen / grosse Hitze an dem
 francken Gliedmasse / und manchemahl
 auch ein Fieber dabey ; Wenn man
 solches nicht wohl in acht nimmt / wer-
 den in wenig Tagen giftige Geschwä-
 re daraus / daher denn der Nahme
 Bicho entsprossen.

Welche dieses Gliedmaß offte wa-
 schen / empfinden diese Ungelegen-
 heit seltener / als die / so solches nicht
 thun. So bald als man meinet / daß
 man damit befället / muß man alle
 Tage dieses Glied nur mit einer De-
 coction von Limonien / darinnen
 ein wenig Saltz ist / bähen. Man
 steckt auch mit gutem Nutzen in den
 Mast-Darm kleine Stückgen von ei-
 ner

ner Limonie, welche im Anfange das Ubel in weniger Zeit stillet. Man pflegt auch/ wenn sich schon eine merkliche Fäulung spüren lässet / Schießpulver in Rosen-Wasser zuthun / welche Salbe man in reine Tüchlein weichet / und auff das Gefässe leget / nachdem man solches über eine Decoction von Limonien wohl gehähet.

Ferner/ wenn ein Fieber dabey/ hat man sich vor das Aderlassen sehr zu hüten / denn man aus der Erfahrung hat / daß dieses Mittel sehr nachtheilig ist. Man kan aber offte Schmers = stillende oder reinigende Elystire / nachdem die Fäulung viel oder weniger ist darbey / und zuletzt eine gelinde Purgation brauchen.

Das

Das 12. Capitel.

Von der Essenz de Persia &
Cephalion.

Zeit meines daseyns zu Bander A-
bassy, habe ich einen frembden
Mann kennen lernen/welcher ein sehr
gelehrter Mensch / und der Medicin
in Orientalischen Ländern fleißig von
vielen Jahren obgelegen war. Es fügte
sich / daß ich ihm ein- und andern
Gefallen erweisen kunte/ deswegen er
mir zur Danckbarkeit die Præpara-
tion zweyer Arzneyen / mit welchen
er sich in so gutes Ansehen gebracht/
lehrete.

Die erste ist die Essenz de Persia,
welcher ich den Nahmen deswegen ge-
be/weil ich dieses Secret in solchem Kö-
reich bekommen. Es ist ein trefflich Præ-
servativ wider die böse Seuche und
den Schlag/wenn man deren wöchent-

lich zwey mahl/ absonderlich des Winters/ früh nüchtern einen Löffel entweder allein/ oder unter 2. Löffel Betonien-Wasser/ einnimmt. Wenn man denen/ so mit der bösen Seuche behaftet/ einen oder 2. Löffel/ zu der Zeit/ da sie den Zufall haben/ eingiebt/ so wird es gleich nachlassen. Öffters thut es gleiche Wirkung bey solchen Personen/ welche der Schlag wirklich gerühret/ und kan man ihn eben so viel/ und wenn es die Noth erfordert/ des Tages öffters/ ohne einige Gefahr eingeben.

Sie dienet in allerley Mutter-Beschwerungen/ wenn man die Patienten zur Zeit der Noth einen Löffel/ entweder alleine/ oder in zwey Löffel Pomeransen-Wasser einnehmen lässet / nachdem selbige hefftig ist oder nicht.

Sie befördert die Monats-Zeit/
wenn

wenn man zu gewisser Zeit einige Löffel nüchtern eingiebt.

Sie befördert die Geburth / wenn man zwey oder drey Löffel in den größten Wehen einnehmen läset.

Wenn man bey Anfange des kalten Fiebers zween Löffel entweder allein oder in zwey Löffel guten Wein eingiebet / und solches in zwey Symptomatibus nacheinander thut / so wird es nicht selten die abwechselnden Fieber curiren. Außerlich ist es gut zu denen Zerquetschungen / frischen Wunden oder faulen Geschwüren / und wenn man es auf den Brand leget / verhindert es / daß keine Blasen auff-fahren.

Die andere Arzney / so ich von diesem Fremden gelernet / war die Essentia cephalica, oder Haupt-Essenz, hat viel bessere Wirkung / als das erste / wieder den Schlag / und ist nur ins

der Zeit der Noth / und nicht als zum
Præservativ einzunehmen. Man
braucht einen kleinen halben Löffel auff
einmahl / und kan / wenn es vonnö-
then / es etliche mahl wiederholen.

Man kan in gleicher Quantität
die / so mit der bösen Seuche befället /
und dem Weibs-Volcke bey der Mut-
Beschwerung eingeben / welches letzte-
re diese Essenz, wie auch die Colica,
geschwinde stillet.

Sie lindert die Zahn-Schmerzen/
wenn man es auff den schmerzhaften
Okt mit ein wenig Baum-Wolle le-
get.

Sie stillt auch die Schmerzen
vom Zipperlein / wenn man nur das
angegriffene Gliedmaß damit strei-
chet: Auff eben diese Artz gebrauchet/
resolviret es die Geschwülste / so von
Erkältung herkommen. Es vertrei-
bet auch alles Jucken in der Haut /
wenn

wenn man es zwey oder drey mahl des Tages damit bestreichet.

Dabey zu mercken/ daß / ohngeachtet ich von dieser zwey Arzneyen guten Tugenden viel sagen können / dennoch man / wenn die Kranckheit innerlich / diejenigen Arzneyen / so man sonst zu brauchen pfleget / eben nicht bey Seite setzen dürffe.

Wer sich dieser Essenzen bedienen will / wird solche recht zugerichtet bey dem Königlichen Apothecar, Mons. Ruviere, bey S. Poche, habbafft haben können.

¶ ¶ ¶









155604

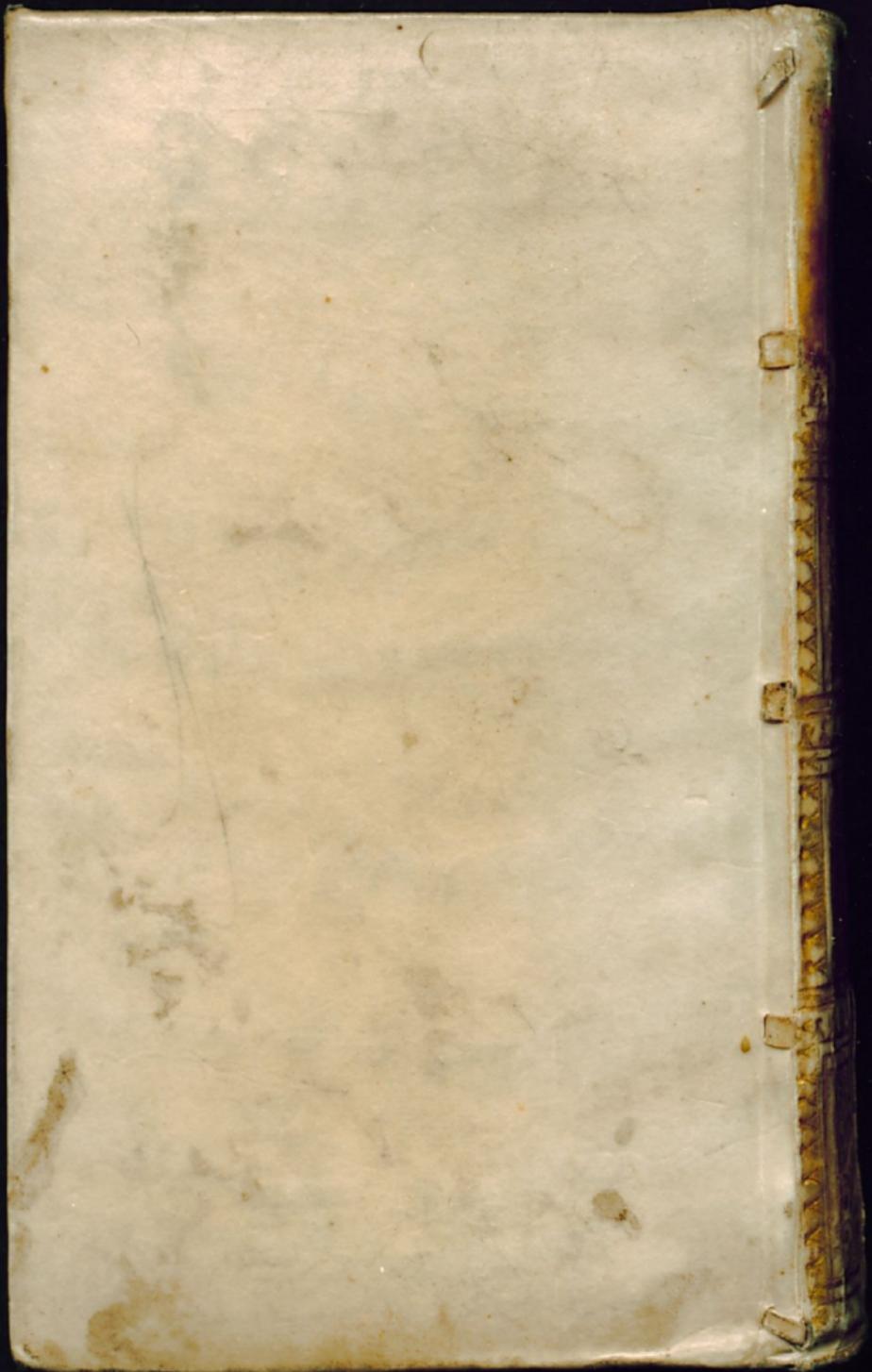
S

AB 155604

X2476S15

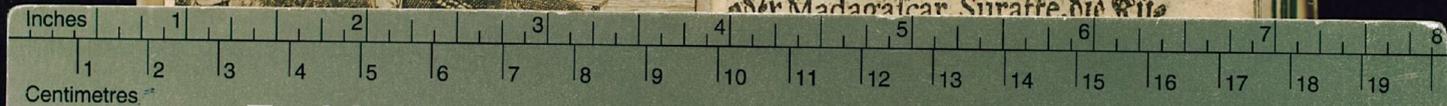
Wsp

K





Neue
Reise = Be-
schreibung
nach
Ost-Indien/
Darinnen die Insel Bourbon
oder Madagascar, Suratte, die Fidschi



Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

